

XIII ⁶ 71, 69

Aus der

Nurländischen Vergangenheit.

Bilder und Gestalten

des siebzehnten Jahrhunderts

von

Ernst und August Seraphim.



69704.

Stuttgart 1893.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Aus der

Nurländischen Vergangenheit.

Bilder und Gestalten
des siebzehnten Jahrhunderts
von

Ernst und August Seraphim.



Stuttgart 1893.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Est.

1856

Vorwort.

Die wohlwollende Aufnahme, welche das Buch „Aus Kurlands herzoglicher Zeit. Zwei Fürstengeschlechter“, Mitau, E. Behres Verlag 1891, in den baltischen Provinzen Rußlands gefunden hat, ermutigt die Verfasser, auch die vorliegenden Arbeiten nunmehr der Oeffentlichkeit zu übergeben. Auch diese beruhen zum weitaus größten Teile auf archivalischen, noch nicht benutzten Quellen und behandeln zwei Abschnitte aus der Geschichte Kurlands im 17. Jahrhundert. Doch wird auch die Vergangenheit der baltischen Metropole, Rigas, in mancher Hinsicht durch die folgende Publikation neu beleuchtet. Sowohl die Geschichte des Herzogtums Kurland in den Jahren 1655 bis 1660, als auch das Leben Wolmar Farenzbachs stehen mit der gesamt-europäischen Geschichte jener Zeit in engem Zusammenhang und so hoffen die Verfasser, daß ihre Arbeiten auch außerhalb der Grenzen Liv-, Esth- und Kurlands Beachtung finden werden. Freilich wenden sich dieselben in erster Reihe an das baltische Lesepublikum, und das neuerwachte Interesse an der heimatlichen Vergangenheit wird es rechtfertigen, daß auch dieses Buch auf freundliche Aufnahme rechnet.

Den 1. August 1892.

Die Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Bolmar Farenzbach; Einleitung	11
I. Jugend und polnische Dienstjahre	11
II. In Unterhandlung mit Gustav Adolf und als „Gubernator“ Herzog Wilhelms von Kurland	32
III. Doppelte Verrätherie und der Konflikt mit Riga	81
IV. In türkischer Gefangenschaft, im Getriebe des Dreißigjährigen Krieges und Ende	139
Belege und Notizen	150
Die herzoglose Zeit und ihre Vorboten 1655—1660; Einleitung . .	157
I. Vor der Katastrophe	158
II. Der Gewaltstreich	218
III. Kriegswirren in Kurland	271
IV. Der Friede	309
Anmerkungen	338

Der

Kurländer Wolmar Farensbach.

Ein Parteigänger und Verräther des 17. Jahrhunderts.

Nach archivalischen Quellen

von Ernst Seraphim.

Dem Andenken L. Napierskys.

Der Kurländer Wolmar Farenzbach*).

Ein Parteigänger und Verräther des 17. Jahrhunderts.

Unleugbar ist's und die Erfahrung lehrt,
Wie Ruhmucht zum Verbrechen sich entehrt;
Um Lob und Preis, um nichtige Erscheinung
Entjagen wir des Herzens besser Meinung.
Shafespeare.

I.

Jugend und polnische Dienstjahre.

Mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts war unsre livländische Heimat abermals der Schauplatz verheerender Kriege geworden. Der große Kampf um die Ostsee, zugleich um die religiöse Zukunft Nordosteuropas, das gewaltige Ringen der schwedischen

*) Zur Einleitung. Bei meinen Arbeiten am Herzoglichen und Ritterschaftlichen Archiv in Mitau stieß ich mehrfach auf den Namen Wolmar Farenzbachs, dessen unheilvolle Thätigkeit im Dienste Herzog Wilhelms von Kurland dem Kenner heimischer Geschichte, in allgemeinen Umrissen wenigstens, bekannt ist. Die damals eben edierte, sog. Bodecker'sche Chronik enthielt gleichfalls einige Aufschlüsse über das Eingreifen dieses Abenteurers in die Geschichte unsrer Lande, besonders in den schwedisch-polnischen Krieg, der dem Anfang des Dreißigjährigen Krieges in Livland parallel lief.

Doch je mehr die Angaben Bodeckers auf kurze, knappe Notizen hinausliefen, um so mehr reizte es mich, den Spuren des Mannes nachzugehen und von Farenzbachs Wirksamkeit ein Bild, eine Schilderung zu geben, die mehr bot, als die kümmerlichen und zerstreuten Einzelheiten, die bis dahin bekannt waren. Das Glück sollte mir bei meinem Unternehmen hold sein und mir Materialien in einer nie geahnten Fülle zuführen. In erster Reihe fügte es ein glücklicher Zufall, daß auch der zu früh dahingegangene L. Napiersky, von Farenzbach angezogen, ihn zum Gegenstand seiner Studien machte und im Rigaschen Stadlarchiv ein Konvolut Akten auffand, das die wertvollsten Aufschlüsse über unsern Helden — sit venia verbo — enthielt,

und polnischen Macht, erfüllte alle Gemüther mit banger Besorgnis und Spannung und rief eine Entfaltung von Streitmitteln bei beiden Parteien hervor, von denen man sich vor kurzem noch nichts hatte träumen lassen.

Seitdem Gustav Wasa, Schwedens großer und zielbewußter Monarch, seinem Lande die Freiheit errungen und, theils religiösen, theils sehr praktischen Erwägungen folgend, die Lehre Luthers zur Staatsreligion erhoben hatte, nahm der skandinavische Norden einen ungeahnten Aufschwung. Als Schirmherr des nordöstlichen Protestantismus gelangte dann Erich XIV., des Vorigen unglücklicher Sohn und Nachfolger, 1561 in den Besitz von Esthland und lenkte damit in die Bahn ein, deren letztes Ziel die Erwerbung aller Gestade des Baltischen Meeres war, auf der als nächste Etappe aber die Eroberung Livlands betrachtet werden mußte, des Landes also, das seit dem Zu-

ja unter andern den ganzen geheimen Schriftenaustausch mit Gustav Adolf barg. Als nach dem Tode Napierstky's Nachrichten über die so jäh unterbrochenen Studien des ausgezeichneten Mannes an die Oeffentlichkeit drangen, und seine Vorarbeiten der Altertumsforschenden Gesellschaft übergeben wurden, gelang es mir, durch Vermittlung des Stadtarchivars Herrn Dr. Ph. Schwarz — für dessen lebenswürdige Bereitwilligkeit ich nicht dankbar genug sein kann — vom Rigaschen Stadtamt die Akten zur genauern Bearbeitung nach meinem vormaligen Wohnort Jellin zu erhalten. Im Januar 1892 erweiterte ein Fund in den Polonicis des äußern Archivs zu Riga, den ich abermals Herrn Dr. Schwarz verdanke, mein Material um sehr erhebliche Stücke: die Relationen der Rigaschen Gesandten auf die Warschauer Reichstage 1617—1620 boten Angaben, über die bisher nichts bekannt war. Beim weitem Studium der Dokumente stellte es sich heraus, daß mancherlei Ergänzungen in Stockholm zu finden sein mußten, und in der That, gerade für die Zeit, wo die rigischen Quellen schwiegen, erhielt ich durch die freundwillige und liberale Hilfe des Leiters des königlich schwedischen Reichsarchivs, Dr. E. Odhner, eine Anzahl wichtiger Papiere. Es drängt mich, Herrn Dr. Odhner für seine durch Abschriften, Regesten und einzelne Fingerzeige mir geleisteten erheblichen Dienste aufs wärmste zu danken. Lebhaft verpflichtet bin ich ferner den Archivverwaltungen in Wien und München, wie dem Herrn Dr. Franz Xaver Ostermaier, Rechtsrat in Ingolstadt, für die freundlich gewährten Auskünfte, desgleichen Herrn E. von Löwis of Menar und H. Baron Bruiningk in Riga, L. Arbusow in Mitau, Professor Dr. R. Hausmann und B. Bursy, Bibliothekergehilfen in Dorpat.

Die beiden kurländischen Archive in Mitau boten nur geringe Ausbeute, fast scheint es, daß man die Spuren an Herzog Wilhelm und dessen „unzeitigen Gouvernator“ mit Eifer vertilgt und ausgemerzt hat, dagegen

sammenbruch des Ordensstaates dem polnischen Zepter unterstand. Der Konflikt war damit gegeben, wenn es nicht gelang, die polnischen und schwedischen Interessen auf friedlichem Wege zu vereinigen. Die Aussichten darauf schienen sich dem Hause Wasa in der That zu eröffnen, als es König Johann, Gustav Wasas zweitem Sohn, glückte, seinem Erben, dem schwedischen Kronprinzen Sigismund, 1587 die polnische Wahlkrone zu verschaffen: mußte eine solche Wahl nicht eine Union bilden, die durch friedliche Bande beide rivalisierenden Gemeinwesen verknüpfte? mußte ferner eine solche Vereinigung die übrigen Ostseestaaten, wie vor allem das Großfürstentum Moskau nicht vom Baltischen Meere ausschließen? Doch die dauernde Verbindung des slavischen und des germanischen Reiches unter einem Regenten war nur eine Chimäre; blickte man näher zu, so ergab sich eine unüberbrückbare Kluft: die Differenz der

ließen sich einige Notizen aus einer handschriftlichen Goldbingenschen Stadtchronik schöpfen, die ich meinem Bruder, Oberlehrer August Seraphim, verdanke.

Gedrucktes Material fand ich gleichfalls nur spärlich, die wenigen Angaben in den bekannten Werken von Richter, Cruse, Friebe u. s. w. basierten auf Gadebusch. Einige Notizen über Jarensbachs Jugend lassen sich aus Th. Schiemanns Aufsatz über Jürgen Jarensbach, den Vater Wolmars, entnehmen, auf eine Stammbucheinzeichnung aus jungen Jahren verwies mich mein Bruder, endlich bot nicht unerwünschte Ausbeute ein Aufsatz vom Freiherrn von Bohlen „Fragmente zur Geschichte des Herzog Wilhelm von Kurland“ in den Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-Esth-Kurlands, Bd. VIII, 1857.

Für die spätern Jahre, wo Jarensbach außerhalb Livlands weilte, die letzten zehn Jahre etwa, floß das Material ziemlich spärlich, so aus der Chronik Israhel Hoppes, Burggrafen von Elbing, aus dem fast zeitgenössischen Werte des aus schwedischen Archiven heraus arbeitenden Chemnitz: „Königl. Schwedischen in Deutschland geführten Kriege“, 2. Teil, wie endlich aus einer 1882 erschienenen Monographie des ungarischen Historikers Alexander Szilagyi: „Gabriel Bethlen und die schwedische Diplomatie“. —

Bei dem so überwiegenden archivalischen Material, aus dem nachstehende Arbeit entstanden, verbot sich eine stete Angabe der Quellen von selbst, die Nachweise hätten sich auf fast jeden Satz erstrecken müssen. Nur hier und da habe ich daher Notizen angebracht.

Karlshad bei Riga, Juli 1892.

Ernst Seraphim,

früher Oberlehrer der historischen Wissenschaften am Landesgymnasium zu Jellin (Livland).

Religion. Denn in dem Grade, wie Schweden das Bollwerk evangelischer Interessen geworden war, in demselben waren in Polen die katholischen Tendenzen schroffster Form zum Siege gelangt.

Seit den Tagen, da König Stephan Bathory den Thron des Weichsellandes bestiegen, wurden die Jesuiten die eigentlichen Herren desselben, die nun von Warschau und Wilna aus die rührigste Propaganda entwickelten, um dem Luthertum die Gebiete zu entreißen, die es inne hatte, vor allem Livland. War dieses, das Schiemann¹⁾ so zutreffend „das Schicksalsland des europäischen Ostens“ nennt, erst rekatholisiert, so war die Brücke auch nach dem skandinavischen Norden geschlagen, wo unter Johann III. und seiner polnischen Gemahlin katholische Bestrebungen sich bereits lebhaft fühlbar machten. „Gelang es auch hier,“ bemerkt unser Historiker, „den verlorenen Boden der alten Kirche wieder zu erringen, so war der Kreis geschlossen, der die Wiege der Reformation, Deutschland, zu erdrücken bestimmt war.“ Aussichten, so weit reichend, so glänzend, wie sie dem slavischen Stamme noch nie gewinkt hatten! Kein Wunder, daß man von diesen Gesichtspunkten aus auch in Polen die Thronbesteigung Sigismund Wasas mit Freude begrüßte, und in dem neuen König um so mehr ein williges Werkzeug für polnisch-katholische Großmachtsträume sah, als derselbe der samaritanischen Dornenkrone zuliebe selbst den römischen Glauben angenommen hatte.

Aber wie die schwedischen Hoffnungen erwiesen sich auch die polnischen Pläne nur zu bald als Seifenblasen — sie schillerten, aber platzten. Gleich die katholischen Angriffe auf Livland scheiterten. Unfre Heimat, durch Krieg und polnische Vergewaltigungen aller Art zur Verzweiflung gebracht, stellte dem Bekehrungseifer der Jesuiten einen Widerstand entgegen, den man von dem todmüden Lande nicht erwartet hatte, während andererseits die Drangsale der Zeit das feste Bewußtsein zeitigten, es müsse, gäbe es überhaupt eine göttliche Gerechtigkeit, ein Retter und Vergelter erstehen. Daß derselbe nur aus Schweden kommen könnte, das lag auf der Hand. Hatte doch in diesem, den polnischen Machinationen freilich nur indirekt ausgesetzten Staat der Protestantis-

mus klar zum Gefecht gemacht. Alles, was Freiheit geistiger und politischer Art hochhielt, scharte sich hier gegen die drohende Union mit Polen um Sigismunds Oheim, Karl von Südermanland, einen schroffen, ausgeprägten Charakter mit eiserner Faust und starrem lutherischen Bekenntnis. Das Glück der Schlachten war mit ihm, gegen seinen Neffen behauptete er die Krone und bestieg als Karl IX. den schwedischen Thron. Ohne Zögern nahm er seinerseits den Angriff gegen das polnische Reich auf: als er mit Heeresgewalt in Livland erschien, empfing ihn das gemüthdelte Land mit offenen Armen, so daß er im Siegeszuge bis zur Düna vordringen konnte.

Da erfolgte plötzlich und unerwartet ein völliger Umschwung: 1605 wurde Karl nicht weit von Riga, bei Kirchholm, geschlagen, der größte Teil Livlands ging wieder verloren, während neu erstehende Feinde, Dänemark und Rußland, die Schweden nicht zu Atem kommen ließen.

Karl starb, ein gebrochener Greis, ohne der Verhältnisse Herr geworden zu sein — sie zu regeln war die Aufgabe, die seinem großen Sohne Gustav Adolf zufiel, ein schweres Erbe, das zu übernehmen außergewöhnliche Thatkraft erheischte. An Livland zu denken, hinderten ihn lange Zeit die Zerrüttung des Innern, die drohenden Kriege mit Dänemark und Moskau; er konnte froh sein, durch immer wieder erneute Waffenstillstandsverhandlungen den Polen gegenüber Waffenruhe zu erlangen. Erst der 1617 abgeschlossene Friede zu Stolbowa brachte ihm Ingermanland und Karelän, d. h. die Aufschließung Moskaus vom Meere und damit die Möglichkeit sich dem Kampf mit Polen wieder zuzuwenden, dessen Kampfpreis Livland werden mußte. Trostlos sah es hier aus: wehrlos den polnischen Soldatenhaufen preisgegeben, von fanatischen katholischen Priestern in Kirche und Schule vergewaltigt, durch die Durchmärsche und die furchtbare Pest mitgenommen, — also gilt das Wort unsers großen Dichters von dem damaligen Livland:

„Verödet sind die Städte — alles
Ist Schutt, Gewerß' und Kunstfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles,

Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn
 Und rohe Horden lagern sich, verwildert
 Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.“

Solch entsetzliche Zeiten voll rasch zufahrender Selbsthilfe, bar der Achtung fremder Rechte, mußten auf die Bevölkerung entsittlichend und verrohend wirken und nicht nur der Söldner, der heute dieser Fahne und morgen jenem Stern folgte und von dessen furchtbaren Ausschreitungen uns der Roman Simplicius Simplicissimus ein schauerlich lebendiges Bild liefert, wurde ein Schrecken des friedlichen Bürgers, auch in die höhern Kreise drang in abschreckender Weise Zügellosigkeit und abenteuernder Sinn: all jene Feldherren, Generäle und Obristen des Dreißigjährigen Krieges, vor allem Wallenstein, der Friedländer, sind Typen skrupelloser und verwegener Soldatenexistenzen und die Geißel der Länder, in denen sie hausten.

Ein solcher abenteuerlicher Lohn des Glückes,

Der von der Zeiten Gunst emporgetragen,
 Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg,
 Und ungesättigt immer weiter strebend,
 Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel,

war der Mann, dessen bewegtes Leben die nachfolgenden Blätter zu schildern unternehmen.

Einer der verschlagensten und verrufensten Abenteurer des Dreißigjährigen Krieges, entstammte er einem heute verschwundenen, einst machtvollen Geschlecht, dem der Farenßbach²⁾. Am deutschen Strom bei Köln lag die Stammburg der Familie und früh schon zogen Sprossen derselben, gleich so vielen andern rheinischen und westfälischen Rittern, in das ferne Livland, an das Ostgestade der Baltischen See, wo seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts deutsches Wesen festen Fuß gefaßt hatte. Bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts kämpften mehrere Farenßbach als Ritter des deutschen Ordens in unsrer Heimat, so 1314 Johann, 1341 Bertram. Die eigentliche Bedeutung des Hauses datiert aber erst von Wilhelm Farenßbach, der 1385 durch des Hochmeisters Winrich von Kniprode gleichnamigen Neffen, den Besitzer der Insel Deseß, gerufen, rasch zu Wohlhabenheit und großer Stellung

gelangte. Nur mit zehn Gulden in der Tasche soll er nach Livland gekommen sein, das ihm, wie vielen andern ein „Blivland“ wurde. Er war hart und rücksichtslos und scheute keine Mittel, um das Erworbene zu behaupten, und manche Fehde mußte er für seine Sache zu führen. Der Bischof von Desel, Kaspar Schuwensflug, der den Gewaltthätigen zwingen wollte, konnte ein Liedlein von ihm singen. Selbst mit den Seeräubern, die 1427 das Stift heimsuchten, verschmähten Farensbach und seine Söhne nicht sich zu verbünden. Sie blieben Sieger und der Hof Heimar im Kirchspiel Merjama in Esthland wurde der Mittelpunkt, von wo die immer zahlreicher werdende Sippe sich nach allen Seiten ausbreitete. Freilich ging der Reichtum des Ahnhern bei der Zersplitterung des Geschlechts in viele Hände über, aber der kühne, trotzig Sinn, die wilde Energie blieben den Enkeln wie den Altvordern.

Als um die Mitte des 16. Jahrhunderts die langdrohende Stunde schlug, da der in seinen Grundfesten faule Ordensstaat wie die ganze livländische Konföderation, vor dem Ansturm der Scharen Zwan des Grausamen zusammenbrach, als dann zwischen den drei nordischen Reichen, Schweden, Polen und Rußland, jener erbitterte Kampf um den Besitz Livlands ausgekämpft wurde, war es wieder ein Farensbach, der mitten im Gewühl jener Tage stand: Jürgen Farensbach von Nelffi, der Vater des Mannes, dessen Schicksale hier erzählt werden sollen. Wie Jürgen im Waffenhandwerk emporgekommen, was er gethan und wie er gelebt und gestorben, hat ein bewährter baltischer Geschichtschreiber in fesselnder Form uns vors Auge geführt. Als Knabe schon aus seiner Heimat — er war in Merjama in der Wiek in Esthland geboren — nach Schweden gebracht, trieb es ihn bald weiter nach Frankreich. Hier standen damals die Parteien hart gegeneinander: auf der einen Seite der von seiner ehrsüchtigen Mutter, Katharina von Medici, geleitete, durch die fanatisch katholischen Guises aufgeheizte Karl IX., dort die um ihre politische und religiöse Existenz kämpfenden Hugenotten. Farensbach, sein Lebtag ein treuer Protestant, hat in Welschland wacker sein Schwert für die bedrohten Glaubensgenossen

geschwungen, bis wir ihn, der den Kampfplatz gewechselt, im Feldlager Kaiser Maximilians, der eine große Diversion gegen den türkischen Großherrscher, Soliman den Prächtigen, plante, antreffen. Dann finden wir ihn — denn die osmanische Macht hat sich 1566 vor Szigeths Mauern gebrochen und aus dem Feldzuge wurde nichts — in den Niederlanden, abermals stellte er seinen Degen in den Dienst der evangelischen Freiheit. Schließlich aber zog's ihn, wie alle Söhne unsrer Erde, zurück in die Heimat. Erst 19 Jahre alt, schloß er sich einem kühnen Abenteurer, Claus Gursel an, der Neval den Schweden durch einen Handstreich zu entreißen plante. Doch der Anschlag mißglückte, mit genauer Not flüchtete Jürgen in die Wiek, wo die Stammgüter Heimar, Nurms und Nelwe lagen. Hier bot sich für ihn schnell neue Verwendung: der Bielgewanderte wurde einer an Jwan Großny nach Moskau abgehenden Legation zugesellt, doch in der russischen Hauptstadt gefangen und in Ketten gelegt. Aber der Zar erkannte in dem vor ihn geführten Livländer mit raschem Blick den tüchtigen Kriegermann und da er seiner einheimischen Feldherren sich meist entledigt hatte, fiel sein Auge auf Farenzbach: Leben und Freiheit bietet er ihm, wenn er deutsche Söldner wider Moskaus furchtbare Feinde, die Tataren, führen wolle. Jürgen sagt zu, denn wenig kümmern ihn politische Erwägungen, wenn's gilt, sich in Gefahren als ein ganzer Mann zu zeigen. An der Oka schlägt er die Tataren so gewaltig, daß laut der Ruhm seiner Thaten ertönt:

„Den ersten Streit fing selbst er an,
Erschoß auch stracks den ersten Mann,
Die Tatern flohen all' zurück,
Der Farenzbach behielt den Sieg.“

Doch auf die Dauer behagte es ihm in der Fremde nicht, gegen Livland zudem wollte er sich nicht gebrauchen lassen — kurzum, er floh und entkam nach Wien, ging von hier bald weiter nach Dänemark und wurde König Friedrichs Hofmarschall. In Kopenhagen und auf Schloß Hadersleben hat er, mit seinem neuen Herrn eng befreundet, schöne, verhältnismäßig ruhige Zeiten verlebt, bis ihn der Strudel der Ereignisse weiterriß:

durch das Wohlwollen seines königlichen Gönners wurde er nach kurzer Zeit zum dänischen Statthalter Desfels auf Lebenszeit ernannt, also in „jenem Lande, in dem das alte Geschlecht sich seine Stellung begründet hatte“. Als dann Stephan Bathory 1580 den Entschluß faßte, den Russen Dorpat, das sie noch inne hatten, zu entreißen, wandte er sich an Farensbach, der auch mit König Friedrichs Erlaubnis den Feldzug gegen Pleskau mitmachte.

Der Zug, dem andre folgten, knüpfte ihn an das polnische Interesse: von Stephan für seine Verdienste mit den Starosteien Wenden, Rarkus, später mit Tarmast in Livland belehnt, mit dem Posten des obersten Rittmeisters in Livland ausgezeichnet, trat er in polnische Dienste, nicht ohne daß der Bruch mit seinem bisherigen Herrn, dem Könige von Dänemark, in denkbar schärfster Form erfolgt wäre.

Es ist hier nicht der Platz, um Farensbachs Thätigkeit in polnischem Dienst zu verfolgen: das neue Jahrhundert rief ihn wieder dahin, wo er sich am wohlsten fühlte: auf den Kampfplatz, hinein in den Krieg, der zwischen den beiden Linien des Hauses Wasa, zwischen Schweden und Polen, ausgebrochen war: hier hat er — erst 50 Jahre alt — als ein wahrer Kriegermann am 17. Mai 1602 beim Sturm auf die Nordfeste Livlands, Fellin, den Soldatentod gefunden.

Mitten im aufreibenden Kriegerleben hatte er sich den häuslichen Herd gegründet. Als er von den im Gefolge König Stephans unternommenen Feldzügen gegen Pleskau und Weliki Luki heimkehrte, nahm er seinen Weg über Kurland. Er lernte hier, wohl Anfang 1581, Sophie von Firds, die Witwe des alten Komtur von Doblen, Thies von der Rede, kennen, und trotzdem er zehn Jahre jünger war als die Siebenunddreißigjährige, warb er um sie, und erhielt auch ihr Jawort. Reiche Güter brachte sie ihrem Gemahl zu, vor allem das stattliche Auz; auch sonst scheint, nach allem was wir wissen, die Lebensgefährtin ihren tapfern Gemahl wohl verstanden und ihm treu zur Seite gestanden zu haben, bis sie am 13. Oktober 1598, nach fast 18jähriger Ehe, in Rarkus starb. Zwei

Söhne waren vor ihr gestorben, die zwei überlebenden und eine Tochter standen trauernd an der Bahre. Die Tochter Magdalene³⁾ blieb lange Zeit in Warschau unvermählt. 1613 sprach man von einer Verlobung mit Otto von Medem, „der zuvor in Preußen hat gefreit. Er ist aber zu Hofe, heißt es in einem Brief, tödtlich verwundet und das Gesicht ganz schampfirt, daß die Frei wohl nicht wird fortgehn“. Ihre späteren Schicksale sind unbekannt, während die Söhne Wolmar (d. h. Woldemar) und Johann in anderer Weise genannt werden sollten.

Wolmar⁴⁾ — denn so schreibt er sich selbst regelmäßig — ist wahrscheinlich am 9. Februar 1586 in Kurland zu Neuburg, dem Redeschen Familiengut, geboren. Der Vater, dem das Leben im Feldlager nie eine wirkliche Bildung ermöglichte, — er sprach außer dem Deutschen nur noch esthnisch — erkannte gleichwohl die Vorteile einer guten Erziehung, wie er denn selbst ein Freund und Verehrer wirklich gelehrter Männer war und mit dem bekannten rigaschen Syndikus David Hilchen und dem hochangesehenen Historiker Chytraeus durch warme Freundschaft verbunden war, die in einem regen Briefwechsel zum Ausdruck kam. So war sein Bestreben früh darauf gerichtet, seinen Söhnen eine umfassende Ausbildung zu teil werden zu lassen. Noch war Wolmar kaum sechs Jahre alt, als er ihn durch Hieronymus Kawereki auf die Schule nach Dorpat bringen ließ. Mit Christian Schrapffer, dem früheren Ratgeber jenes Schattenkönigs von Livland, Magnus von Holstein, von früherher wohl bekannt, übertrug der Vater ihm die Fürsorge für den Knaben, den er denn auch „in zierlicher Rede“ den Lehrern „kommendierte“, die ihrerseits das Beste zusagten (Oktober 1592). Es spricht für Jürgen Jarensbachs streng evangelische Gesinnung, daß er den Sohn in die lutherische Schule zu Dorpat gab, obwohl ihm der Präzeptor schrieb, unter der erdrückenden Konkurrenz der Jesuitenschule könne sich jene nur schwer behaupten, sie sei schlechter als die rigasche. Wie lange die Schulzeit in der Embachstadt gedauert, ist nicht mehr zu sagen, im März 1600 waren die Söhne jedenfalls mit dem Vater zusammen in Warschau, wo sich Wolmar in

einem Stammbuch schon als Kapitaneus einzeichnete; freilich ein etwas jugendlicher Offizier! Daß der Vater neben der geistigen Ausbildung auch die körperliche und militärische Erziehung nicht verabsäumte, steht fest, ja als er 1602 mit seinem Waffenbruder, dem Kronfeldherrn Zamoiski, ins Feld rückte, befanden sich seine beiden Söhne — Wolmar kaum 16jährig — beim Heere und als der Vater vom tödlichen Geschosß vor Jellins Mauern getroffen wurde, umstanden sie sein Sterbelager. Mit fester Hand und ruhigem Sinn traf er seine Vorkehrungen; in einem Brief an den König erinnerte er ihn an die Dienste, die er ihm geleistet, an das Blut, das er für Polen dahingebe und empfahl ihm seine Kinder, „die gleich Schiffbrüchigen allein in der Welt stünden“. Seine Tochter bat er, unter die Hoffräulein der Prinzessin Anna von Schweden aufzunehmen, seine beiden Söhne legte er noch besonders Zamoiski, dem Feldherrn Zolkiewski und dem Kastellan von Belz, dem Grafen von Ostrog, ans Herz⁵⁾.

Wolmar ist nach dem Tode des Vaters im Kriegslager geblieben: als ein echter Farenzbach hatte er seine Freude am Waffenhandwerk, an Gefahr und Abenteuern, wozu ihn seine herkulischen Körperkräfte noch besonders geschikt machten, aber frühzeitig trat bei ihm ein unruhiger Sinn, ein ehrgeiziger Zug hervor, der andre wenig gelten ließ. Die brutale Nichtachtung fremder Rechte, die Hinwegsetzung über alle Schranken, jenem rauhen Zeitalter überhaupt eigen, prägte sich bei Wolmar Farenzbach besonders deutlich aus. Schon als junger Offizier gab er Veranlassung zu heftigen Klagen über die Disziplinlosigkeit seiner Soldaten, über die Plünderungen und Ausschreitungen seiner Untergebenen; besonders die Stadt Riga kam früh mit ihm in Konflikte: bereits vom 30. März 1605 liegt ein königliches Patent vor, in dem Sigismund III. Chodkiewicz, dem Statthalter von Livland vorschreibt, für Abstellung der Klagen der Stadt zu sorgen, Handel und Wandel werde schwer gefährdet⁶⁾! Die Klage sollte nicht die letzte sein. Farenzbach mußte wohl, daß solche Dinge in Polen recht geduldig angesehen wurden und trug Sorge, durch glänzende Kriegsthaten

seine Persönlichkeit in Warschau in recht helles Licht zu setzen. Die Gelegenheit bot sich, als er fünf Jahre nach seines Vaters Tod als polnischer Offizier Kommandant von Wolmar wurde (1607). In diesem Jahre hatten die Schweden unter dem Grafen von Mansfeld vergeblich versucht, Dorpat den Polen zu entreißen, sie mußten auf Reval, Narwa, Weissenstein zurück. Nicht besser erging es einem andern schwedischen Corps unter Kaspar Cruse, dem Schwiegersohn von Pontus de la Gardie, das sich gegen die Stadt Wolmar wandte. Obgleich noch jung an Jahren, stand Farenzbach hier seinen Mann: in unerfroddener Weise verteidigte er die Festung, sammelte seine Streitkräfte zu energischem Ausfall und setzte die Feinde so in Schrecken, daß Cruse den schleunigen Abmarsch befahl, nach andern Nachrichten entkam er mit nur wenigen aus dem Getümmel⁷⁾. Der Lohn für diese tapfere That war die 1608 erfolgte Ernennung zum Kommandanten von Schloß Riga, was in der Stadt nicht gerade zum besten aufgenommen wurde. Im folgenden Jahre zog Farenzbach mit seinem Bruder Johann unter den Fahnen von Chodkiewicz in den Kampf: es galt dem Städtchen Pernau, dessen Thore am 6. März durch Petarden gesprengt wurden. Reiche Beute fiel in der Sieger Hände. Eine gleichzeitige rigasche Chronik⁸⁾ weiß zu erzählen, daß 120 metallene Kanonen, viel Geld und Silber nach Riga eingebracht wurden. Siegesfreudig kehrte man heim, um den Versuch zu wagen, Dünamünde, das zum größten Nachteil für Riga die Schweden occupiert hatten, diesen zu entreißen. Seit dem Februar hörten hier die Neckereien und Kämpfe zwischen Polen und Schweden nicht auf. Holländische Schiffe, lübsche Rauffahrer wurden an der Dünamündung überfallen, der Handel empfindlich lahmgelagt. Im April beschloß der Rat, um dem Unwesen zu steuern, auf der kurlischen Seite ein Blockhaus anzulegen, während Chodkiewicz auf dem nördlichen Ufer eine Schanze schlug und wohl armierte. Die Schweden in Dünamünde gerieten dadurch zwischen zwei Feuer, aus dem sie am 20. Juni eine starke Flotte von 40 Schiffen zu befreien suchte, doch gelang es ihr nicht, die Mündung zu forcieren, da die Geschütze von

den Schanzen und den rigaschen Kriegsgaleeren den feindlichen Orlogschiffen heftig zusetzten. Am 22. Juni bereits suchten die Feinde die hohe See. Gerade ein Monat war vergangen, da waren sie — am 22. Juli — abermals in Sicht: diesmal glückte es ihnen, Truppen zu landen, dann setzten sie Segel auf und fuhren wieder ab. Von polnischer Seite traf man alle Maßregeln. Der rigasche Chronist⁹⁾ zeichnet auf, daß am 26., 27. und 28. Juli starke polnische Kavallerie bei Riga ankam, Mitte August eine Abteilung kurländischer Reiter unter Lieutenant Medem einmarschierte. Am 5. September schlugen die Schweden los, indem sie von Dünamünde aus einen Ueberfall der bei Mühlgraben stehenden Polen versuchten — aber ohne Erfolg. So mußte sich denn am 26. September Dünamündes Geschick entscheiden. Am Nachmittag zogen von Südwesten — an der Namündung waren sie ans Land gestiegen — die Schweden zum Entsatz heran. Die Polen standen in zwei Heerhaufen: Chodkiewicz befehligte den einen, die Rittmeister Wahl, Tiefenhausen und Plettenberg den andern, der meist aus Deutschen bestand. Auf diesen warf sich der Feind, steckte das Lager in Brand, mußte aber, als Chodkiewicz herbeieilte, weichen. Der Graf von Mansfeld, der die schwedische Reiterei kommandierte, gab alles verloren und wandte sich zur Flucht. Bis an die Na verfolgten die Polen die Fliehenden, 700 von ihnen deckten das Schlachtfeld. Nachdem also die Schweden „durch Verleihung göttlicher Hülffe niederlage gelitten“, kapitulirte am 29. September, dem Tage des hl. Michael, die Besatzung von Dünamünde gegen freien Abzug mit kriegerischen Ehren. Mit Fahnen und gerührten Trommeln schifften sie sich nach Salis ein. Wolmar hatte es an tapfern Thaten nicht fehlen lassen, ausdrücklich hebt eine Quelle seine schneidige Haltung hervor, allen habe er es vorausgethan¹⁰⁾.

Wie sein Vater, so hat auch Wolmar mitten im Kriegsgetümmel gefreit: im Jahre 1610 heiratete er; wir vermögen nicht mehr zu sagen, auf wen seine Wahl gefallen, ob eine Gräfin von Eberstein, die später erwähnt wird, nicht seine zweite Gemahlin gewesen; nur so viel steht fest, daß seine Gattin eine

Dame der höchsten polnischen Aristokratie war, daß er durch die Ehe mit dem Geschlecht der Chodkiewicz in engste Beziehungen trat und jener ihn von nun an in seinen Briefen „Schwager“ nannte. So war sein Stern in schnellem Steigen¹¹⁾.

Im Jahre 1611 erhielt er wiederholte Beweise der königlichen Gunst: im März ernannte ihn der König zum Glied einer Kommission, welche einen seit Jahren dauernden Streit zwischen Herzog Wilhelm von Kurland und einem seiner Edelleute, Magnus Nolde, schlichten sollte, wobei das königliche Schreiben ausdrücklich seine Treue und Zuverlässigkeit hervorhob; einige Monate später übertrug ihm der Monarch am 1. September „das Gouvernament“ von Livland, eine Stellung von höchster Würde nicht nur, sondern auch von eminenter Wichtigkeit. Und doch beginnen gerade seit Mitte desselben Jahres infolge von Farenzbachs Zügellosigkeit und Hochmut bereits dunkle Wolken den Himmel zu beziehen. Die Erfolge seiner militärischen Laufbahn, die Verwandtschaft mit dem mächtigen Chodkiewicz ließen den wenig mehr denn Fünfundzwanzigjährigen alle Rücksichten beiseite setzen. Er begann weit über sein allerdings sehr erhebliches Vermögen „mit großen unkosten“ seine Leibcompagnie auszurüsten, dieselbe mit kostbarer Kleidung auszustatten, sich glänzende Dienerschaft zu halten, kurzum sich mit Luxus aller Art zu umgeben. Aber damit noch nicht zufrieden erbat er sich durch Chodkiewicz vom Könige die Zusendung einer weiteren Compagnie von 100 Mann. Doch der Monarch schlug das Begehren ab: die Verhältnisse in Livland bedürften zur Zeit keiner stärkeren militärischen Streitkräfte. Farenzbach, verwöhnt und unfähig, Widerspruch zu ertragen, geriet in größte Erregung, in welcher er dem einflußreichen Magnaten einen zornigen und maßlosen Brief schrieb, der nicht anders als heftige Verstimmung erzeugen konnte. Am 20. August gab Chodkiewicz Antwort, gemäßigt und versöhnlich, beklagte Wolmars Unzufriedenheit und furiosen Ausdrücke auf sein liebliches Schreiben und bat ihn nochmals, doch ja keinen weiteren Anstoß zu geben. Nicht der, fügte er bedeutsam hinzu, sei sein Freund, der ihm nach dem Munde rede, sondern der treulich warne und das „Honestum

und Commodum in Acht habe“. Doch die Worte des Erprobten waren in den Wind gesprochen, Jarensbach schien es darauf abgesehen zu haben, den Zorn der Gegner herauszufordern. Allerorten mehrten sich die Klagen. Die Truppen, die im Neuhausenschen, Marienburgschen und um Kirrumpäh gegen Ende des Jahres zusammengezogen waren, hausten wie die Vandalen; unternahmen weite Kriegszüge bis nach Litauen, ja Kurland, und plünderten wie in Feindesland. Auch in Riga kam es zu bösen Ausbrüchen, Ende 1611 revoltierten die auf dem Schloß in Quartier stehenden Soldaten, schottische Landsknechte, lehnten sich gegen die Offiziere auf, schlugen Fenster, Thüren, Tische und Bänke entzwei, kurz verübten den schändlichsten Unfug. In Warschau begann man diesen Dingen gegenüber allmählich die Geduld zu verlieren, zumal eine aus Riga dorthin abgefertigte Gesandtschaft, zu der Rigemann, Gotte, Ulrich, Detting und Hovel gehörten, die schärfste Sprache gegen Jarensbach führten. Im Oktober und November 1611 erließ Sigismund strenge Mandate, bedrohte besonders Wolmars Bruder Johann, dessen Söldner Schande und Schmach auf den polnischen Namen brächten, und befahl bei höchster Ungnade und Strafe von 10 000 Gulden ungar. Währung sofortige Abstellung aller Uebelstände. Aber die Dekrete blieben fruchtlos, ebenso eine Mission eines vom König an Wolmar geschickten „Kämmerlings“; man erfuhr in Polen vielmehr, daß die Angriffe des Gouverneurs gegen die Bewohner der ihm unterstellten Provinz einen immer böswilligeren Charakter annahmen, daß er aus den königlichen Aemtern, wie aus den Gütern des Adels nehme, was ihm passe, die Getreidevorräte vergeude, selber bald auf diesem, bald auf jenem Gut Station nehme, die Vorräte zu seinem eigenen Vorteil verwerte und aus dem Staatschatz unrechtmäßigerweise große Summen zu „extorquieren“ versuche. Hielt er so in den eigenen Landen nicht Ordnung, so respektierte er, trotz aller sich immer und immer wieder folgenden königlichen Mandaten und Befehlen auch die Grenzen nicht und trotz des zwischen Polen und Moskau herrschenden Friedens, brachen seine Soldtruppen, besonders französische Landsknechte,

ins Pleskauſche und Nowgorodſche ein. Im Herbfte 1612 wurde die Lage immer kritiſcher: man munkelte in Warſchau von gewaltſamen Plänen des livländiſchen Gouverneurs: die einen wollten wiſſen, er habe geheime Beziehungen zu Moskau angeknüpft, Chodkiewicz hatte in Erfahrung gebracht, daß Farenzbach ſich durch einen Piloten nach Dänemark gewandt habe. Dieſe Gerüchte, ob wahr oder falſch oder übertrieben, brachten das Maß zum Ueberlaufen: König Sigismund beſchloß die Abſetzung von Farenzbach. Doch noch einmal trat Chodkiewicz für den Bedrohten ein: am 14. Oktober 1612 beſchwor er ihn von Smolensk aus, die Franzoſen zum Teufel zu jagen, ſich doch ja nicht mit Moskau oder Dänemark einzulaffen, vielmehr die Truppen, die er, unerfindlich weſhalb, auf eigene Fauſt geworben, zu entlaſſen. Er ſchloß mit der dringenden Bitte, darauf bedacht zu ſein, die großen Schulden abzuzahlen, damit er nicht Weib und Kind ins Elend, ſich ſelbſt aber in Unehre und Schande bringe. Man ſollte meinen, ſolche Worte hätten gewirkt, doch keineswegs. Farenzbach kannte die Verhältniſſe in Polen zur Genüge, er wußte, daß trotz aller ſtrengen Worte man am Hof des unentſchloſſenen, ſtets fremden Einflüſſen erliegenden Königs es ſchwer zu einem wirklichen Entſchluß, geſchweige denn zu deſſen Ausführung brachte, er kannte ferner ein ſehr probates Mittel, um Sigismund, den bigottkatholiſchen Monarchen, milde zu ſtimmen: es war die Bethätigung ſeiner eigenen ſtrengkatholiſchen Gefinnung, wozu ſich im Jahre 1613 eine vortreffliche Gelegenheit bot.

Wann Wolmar zur katholiſchen Kirche übergetreten iſt, liegt völlig im Dunkeln; daß der Uebertritt etwa bei ſeiner Verheirathung vor ſich gegangen, läßt ſich annehmen, aber nicht beweifen. Wohl aber ſteht feſt, daß im September 1613, als die berücktigte katholiſche Kirchenviſitation noch einmal über Livland erging, er bereits eifriger Renegat war und außer ihm und ſeiner Gemahlin auch ſein Bruder Johann das Luthertum abgeſchworen hatte¹²⁾. Als am 7. September 1613 die Viſitatoren nach Schloß Rarkus kommen, klagten Wolmar und ſeine Gemahlin ſehr über den Mangel an katholiſchen Geiſtlichen und erklären ſich gern bereit, alles zu

thun, um dem Nothstand ein Ende zu machen. Sie sichern dem Priester je 50 Gulden, freien Tisch an der Familientafel für sich und den Chorknaben und ein Messgewand zu und versprechen bei der bauerlichen Bevölkerung die Lieferung von Naturalien, wie Getreide, Flachs, Holz, Hühner u. a. zu regeln. Paulus Bazarowski wurde nun auf Grund solcher Zugeständnisse als Priester für Karkus ausersehen. Daß dem Könige solch eifriger Katholizismus zu Ohren kam und wohlgefällig aufgenommen wurde, unterliegt keinem Zweifel, Farenzbach wußte das und — frevelte ruhig weiter. Das Jahr 1613 trägt daher dieselbe Signatur: die polnischen Verwandten, Chodkiewicz, der Großmarschall von Litauen, Christoph Monwid, ermahnen ihn zur Ruhe, der Störrige schaltet in Livland weiter wie ein Alleinherrscher. Wie seine Soldaten wirtschafteten, darüber findet sich ein zuverlässiger Bericht gerade aus dem Anfang dieses Jahres¹³⁾. Es war am 18. Januar, um Mitternacht, als acht bis neun polnische Soldaten in einem Weinkeller zu Riga zusammensaßen und zechten. Als einer von ihnen zufällig vors Haus tritt, wird er zweier vorübergehender Holländer gewahr, und rauschhaft, wie betrunken, ruft er seine Kameraden herbei. Diese sind gleich bei der Sache und unter den Rufen: „Die Deutschen, die Deutschen!“ liefen die Polen jenen beiden nach, zogen blank und verwundeten mit ihren Säbeln den einen an der Schulter, so daß er zu Boden sank, dem andern schlugen sie den Hut vom Kopf. Durch den billigen Erfolg ermutigt, machten sich die Tapferen daran, unter Tumult und Lärmen in der Kaufftraße alle Fenster entweizuschlagen, die Thüren zu demolieren, ja in die Bürgerhäuser selbst einzubringen. Man rief nach der Stadtwache, worauf die „undeutsche wach“ herbeieilte, aber, da sie in der Minderzahl, zurückweichen mußte. Nun vollends siegesberauscht, drangen die Polen ihr nach und setzten ihr „ganz jämmerlich biß auff gefahr des lebens“ zu, bis endlich die „Soldatenwach“ auf dem Platz erschien und Ruhe gebot. Doch umsonst. Schmähereien, wie: „Rigasche Hunde! Verräter! Diebe und Spitzbuben!“ tönnten den Stadtsoldaten entgegen, man stürmte gegen sie an, verwundete ihren Kom-

mandanten Sternberg am Fuß. Nun gab dieser den Befehl zum Feuern, eine Salve krachte, einer der Polen brach zusammen — die übrigen suchten schleunigst das Weite. Wenn eine Sache klar lag, so war es hier der Fall, und der Rat that nur recht, wenn er der Stadtwache seine Zufriedenheit aussprach. Farenzbach äußerte aber, er werde das Blut Bafkowskis — so hieß der Erschossene — an der Stadt zu rächen wissen. Wie weit er es treiben würde, ließ sich gar nicht absehen. Im Februar 1613 wagte er es gar, einen Edelmann festnehmen und „abprügeln“ zu lassen, er ließ sich dann wohl in höhnischen Worten über den König selbst aus, ja er ging so weit, offenbaren Feinden desselben seinen Schutz zu gewähren: im April muß ihm Chodkiewicz ernstlich zu Gemüt führen¹⁴), daß er einen Petardenmacher, „der S. königl. M. verrathen und vom Feldherrn entlaufen“, ausliefere.

Man erstaunt, wenn man sieht, daß ebender selbe Farenzbach, als ob es gar keinen Grund zur Unzufriedenheit mit ihm gebe, immer neue Begehren in Polen verlautbart. Durch Chodkiewicz forderte er die Verleihung der Rittmeisterschaft, die Schlösser Neuermühlen und Dünamünde bei Riga. Als der König, mit Recht mißtrauisch und ungnädig, ihm diese seltsamen Wünsche nicht erfüllte, vielmehr Februar 1613 Schloß Neuermühlen einem Herrn Zmudzki übertrug, Dünamünde aber, dessen militärische Wichtigkeit bereits oben besprochen, Kaspar Tiefenhausen unterstellte, wagte Farenzbach offenen Widerstand, verweigerte dem vom Marschall Monwid gesandten Revidenten den Zugang und erklärte, ihm, als dem Gouverneur der Provinz, stehe das Kommando in Neuermühlen wie Dünamünde zu. Was konnten dem gegenüber die Worte der polnischen Großen frommen: aller Appell an ihn, doch gleich seinem Vater sich die Liebe und Anhänglichkeit der Livländer zu erwerben, indem er Zucht halte und die unnützen Brotfresser und Landverderber aus dem Lande jage, alle zierlichen Abhortationen zur Tugend und Freundlichkeit, zur Gottesfurcht und Sparsamkeit, auf daß er sich und das Vaterland nicht mit neuen Schulden onerire, waren ebenso vergeblich, wie die Drohungen von Chodkiewicz,

er werde, wenn nicht Wandel geschaffen würde, selbst ins Land kommen und ihm das Regiment aus der Hand nehmen. Dasselbe Schicksal hatte das am 12. September erlassene königliche Mandat, das „kurzrund“ ihm anbefahl, mit dem Plündern, Räubern und andrer „überlast“ innezuhalten. Es blieb kurzrund, wie es gewesen!

Auch in den folgenden Jahren verweigerte er die Ausantwortung der beiden festen Häuser und richtete sich in Dünamünde auf eigene Hand ein. Anfang 1615 zeigte sich die Eigenwilligkeit in andrer Weise. Als auf dem Schlosse zu Riga eben damals ein Landtag zusammentrat, weigerten sich Farensbach und eine Anzahl andrer Edelleute der Berufung durch den Bischof von Wenden und den königlichen Kommissär Obrist Dönhof Folge zu leisten und ritten zu einem Sonderlandtag nach Wenden. „Also,“ bemerkt der rigasche Chronist Bodecker, „ward des armen Liefflandes Beste befördert¹⁵⁾!“ Im März 1615 hielt es der Rat von Riga um so mehr für angezeigt, eine neue Gesandtschaft nach Warschau zu schicken, als Farensbach selbst in der Hauptstadt weilte und alle Hebel gegen die Stadt ansetzte. Dort angelangt, kam der Syndikus Ulrich auf der Straße hart mit dem Unbotmäßigen aneinander. Wenn die Stadt noch weiter gegen seine Bezeichnung mit Dünamünde agitire, herrschte letzterer ihn an, so solle er nicht lebend nach Riga zurückkehren. Etwas auszurichten gelang ihm freilich nicht; „malcontent und unzufrieden“, so berichtet Ulrich dem Rat, sei er am 24. März abgezogen. — Im Mai finden wir den Ratsherrn Welling mit einer Instruktion wieder nach der polnischen Hauptstadt unterwegs: er sollte gegen die Ausschreitungen protestieren, um Absetzung des gewaltthätigen Statthalters und Ernennung eines friedlichen Nachfolgers „ihrer Zunge und Religion“ bitten. Herzog Albrecht Radziwills Gunst zu gewinnen, wird dem Abgesandten ans Herz gelegt¹⁶⁾.

In dasselbe Jahr fällt auch eine Frevelthat beider Brüder gegen den Bürger von Riga, Johannes Wiffering, die das höchste Aufsehen erregte und in der That alles weit in Schatten

stellte, was bis dahin von Wolmar und Johann ins Werk gesetzt worden war¹⁷⁾. Es scheint — ganz klar sehen wir nicht — daß Wiffering den beiden Brüdern Geld dargeliehen, und als die Zahlung der fälligen Summen nicht erfolgte, sich schließlich gegen den brutalen Beherrscher Livlands nach der polnischen Hauptstadt wandte. Im Juli 1615 erwartete man ihn von dort zurück. Die Brüder Farenzbach hatten erfahren, daß er durch Vermittelung eines Dönhof eine günstige Entscheidung mitbringe und beschloßen kurzerhand den lästigen und unbequemen Mahner zu beseitigen. Einer der Diener Johann Farenzbachs, Gotthard Sekler, erhielt durch den mit Farenzbach in Geschäftsbeziehung stehenden Kaufmann Georg Rothausen, der aber den Zweck der Summe weiter nicht kannte, 100 Gulden, dafür sollte er sich nach Warschau begeben und Wiffering unschädlich machen; die beiden verschworen sich wohl, sein Leben solle jener lassen, auch wenn er sich in die Arme des Königs flüchte. Auch auf dem Wege nach Mitau, welches Wiffering bei der Heimfahrt berühren mußte, auf der großen Heerstraße, ließen Wolmar und Johann Gedungene Aufstellung nehmen, um ihn abzufangen, falls er Warschau lebend verlasse. Es bedurfte der Bitten von zwei in Farenzbachs Gefolge befindlichen Mönchen, um ihn zur Rückberufung der Mörder zu bewegen — dem allein war es wohl zuzuschreiben, daß im Juli der Bedrohte glücklich in Riga anlangte. Die flüchtige Anwandlung von Milde verschwand aber bald und als das Brüderpaar durch Betrug eine Abschrift des von jenem mitgebrachten Dekrets erlangte — Sekler hatte es Wiffering abgelockt — schäumten sie von neuem auf. Zornig stampfte Wolmar auf den Boden, stieß grimmige Drohungen gegen den König aus, den er einen „Bärenhäuter, Rujon und Bettler“ nannte und schwur, wenn ihm der König kein Recht (sic!) gebe, sich keinen Deut mehr um ihn zu kümmern. Bald kam ihm und Johann zu Ohren, daß Witte August ihr Feind eine neue Geschäftsreise vorhabe. Sie sandten Sekler in seine Herberge und ließen sich genau nach den Wegen erkundigen, welche er einschlagen wolle. Es gelang Johann, der die ganze Führung in seine verwegenen Hände genommen, durch Diebstahl

das Original des Dekrets aus Wifferings Behausung zu entwenden, ihm darauf, obgleich ihn ein andrer rigascher Kaufmann, Heinrich Plüger, gewarnt hatte, zu überfallen und schwer verwundet in sicheres Gewahrsam zu bringen. Am 8. August wurde der Chirurgus Jakob Rahl nach Schloß Sunzel hinausgeholt, um dem Gefangenen Hilfe angedeihen zu lassen: er fand ihn an der Schulter und der rechten Brust schwer verletzt im Kerker, mit Hilfe eines Kollegen, Johann Wilde aus dem Neustädtchen (i. e. Friedrichsstadt), legte er ihm den Verband an. Er war dann Zeuge, wie Johann Farenzbach den Gefangenen hart befragte, warum er gedroht habe, ihn mit dem Schwert anzugreifen, worauf Wiffering zur Antwort gab, diejenigen, die ihm das erzählt, seien elende Lügner. Cynisch erwiderte nunmehr Johann, er selbst habe seinen eigenen Dienern den Auftrag gegeben, recht schlecht von ihm, ihrem Herrn, zu reden, damit Wifferings Leute, dadurch ermutigt, mit der Sprache herausrückten. „Wahrlich,“ rief der Gefangene aus, „nicht nur ein einfacher Mensch, sondern auch ein Engel hätte auf diese Weise betrogen und übervorteilt werden können.“ — Am 17. August passierte der rigasche Ratsherr Gotthard Welling mit dem brandenburgischen Hofmeister Moritz Canne Lemsal; sie fanden hier Wiffering, noch immer an seinen Wunden darniederliegend, im Gefängnis, von Soldaten bewacht. Welling legte für den Unglücklichen energische Fürsprache ein und erwirkte wirklich seine endliche Freilassung, freilich erst, nachdem Wiffering einen Vertrag eingegangen, daß er für die Abfindungssumme von 200 Gulden die Brüder wegen der ihm zugefügten Injurien nicht belangen werde, sich gegen 500 Gulden seiner übrigen Ansprüche begeben und endlich gegen 100 Thaler jährliche Vergütung als Johannis Sekretarius dessen Geschäfte führen wolle. Auch in Wolmars Namen bot Johann gleiche Bedingungen.

Solche Vorkommnisse waren an der Tagesordnung, alle Bande der Ordnung begannen sich zu lösen; der Urheber aber dieser grenzenlosen Mißwirtschaft und Greuel, Wolmar Farenzbach, hielt sich damals, als ob alles im schönsten Gange sich befände, auf seinen Gütern in Nordlivland, in Rarkus,

Helmet oder Rujen auf, erfreute sich an der Jagd und dem sorglosen Landleben: im April 1616 gibt er einem seiner Getreuen in Dünamünde, Konrad Neustetten — er sollte bald noch ganz andre Missionen übernehmen — den Auftrag, ihm Hunde für die Elensjagd zuzusenden, was dieser auch thut und Wein, Tabak und „pypen“ hinzufügt, leider, bemerkt er, gebe es in ganz Riga „keinen gutten Drunck reinischen wein“.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß zu seiner Ruhe, die er wenigstens äußerlich zur Schau trug, wesentlich der Umstand beitrug, daß die Spannung zwischen Chodkiewicz und ihm ihr Ende erreichte. Es ist charakteristisch für diese polnischen Magnaten, daß auch jener über Wolmars Unwesen kein Wort weiter verlor, als ihm der eigene Vorteil ein festeres Verhältnis mit Farenzbach vorzuschreiben schien. Es handelte sich um Differenzen, die zwischen ihm und der Stadt Riga ausgebrochen, und auf einem Landtage, Juni 1616, zum Austrag kommen sollten. Chodkiewicz schrieb daher an den Gouverneur, legte ihm seine Befürchtung vor, seine Feinde, die Rigenser, „die Speckhöcker“, möchten ihn „zwacken“, und beschwor ihn, dahin zu wirken, daß sie bei ihren Bemühungen um die Güter Uexküll, Jaunepil und Kirchholm nicht durchdrängen¹⁸⁾. Chodkiewicz ahnte nicht, daß Farenzbach, ergrimmt über die vom Könige verweigerte Bestallung mit Dünamünde, den Plan gefaßt hatte, seine Sache von der Polens zu lösen und den Versuch zu wagen, mit schwedischer Hilfe das zu erringen, was ihm in Warschau verweigert wurde.

II.

In Unterhandlung mit Gustav Adolf und als „Gubernator“ Herzog Wilhelms von Kurland.

Die Waffenstillstandsverhandlungen, welche zwischen Polen und Schweden in den Jahren 1613 u. ff. stattgefunden hatten, waren von polnischer Seite zum Teil durch Wolmar Farenz-

bach geführt worden, der dabei mit den schwedischen Staatsmännern, namentlich mit Gabriel Oxenstierna in Berührung gekommen war. Hier mag ihm der erste Gedanke des Verrats gekommen sein. Um die Mitte 1615 beginnen die Anzeichen sich zu mehren, daß die Kombinationen festere Gestalt annehmen. Von Rarkus aus trat er mit König Gustav Adolf von Schweden in Korrespondenz¹⁹⁾. Dieser befand sich seit Juni 1615 gemeinsam mit dem großen Kriegshelden de la Gardie auf dem russischen Kriegsschauplatz: Pleskau am Peipus war diesmal das Ziel der Unternehmung. Die Stadt war wohl befestigt und hatte eine starke Garnison. In dem ausgefogenen, verwüsteten Lande um den Peipussee war die Zufuhr von Proviant für die Schweden Lebensfrage, das wußte auch Jarensbach, und hier setzte er den Hebel an. Durch einen Schotten ließ er dem Könige ein Schreiben zustellen, in dem er sich bereit erklärte, die Zufuhr zu übernehmen. Zugleich bat er um die nötigen Pässe für die Kaufleute, damit sie durch die schwedischen Linien könnten, und warne Gustav Adolf vor den Mönchen des Klosters Petschur, die in ihrem räuberischen Sinn es auf die Lebensmitteltransporte abgesehen hätten. Am Schluß stellt er die Frage, ob er ihn im Lager vor Pleskau persönlich empfangen wolle. Am 18. September antwortet der Monarch in verbindlichster Weise, übersendet die gewünschten Pässe, teilt ihm mit, er werde auf die sauberen Klosterbrüder ein wachsameres Auge haben, eventuell werde er für militärische Bedeckung der Proviantkolonnen Sorge tragen. Gern wolle er ihn bei sich sehen, denn nicht unbekannt seien ihm seine militärischen Talente geblieben, sein Rat in dem Kriege gegen das barbarische und bundbrüchige Volk werde ihm von höchstem Nutzen sein.

Zu der Entrevue ist es nun nicht gekommen, der vorsichtig sondierende Jarensbach hat sich nicht eingestellt, um so mehr, als die Expedition gegen Pleskau ein für die Schweden wenig günstiges Ende nahm: der Sturm auf die starken Werke wurde abgeschlagen, die Lagerseuche raffte viele Soldaten fort, kurz Ende September gab Gustav Adolf den Befehl, die Belagerung

abzubrechen. — Einige Monate später, im Dezember, erhielt er ein zweites Schreiben von Wolmar. Dieser entschuldigte sein Nichtkommen mit dem bevorstehenden Reichstage, auf dem die Streitigkeiten der Herzöge Friedrich und Wilhelm von Kurland mit ihrem Adel zum Austrag kämen, die Sache liege auch ihm sehr am Herzen. Sei es irgend möglich, so gedenke er um Weihnacht den König aufzusuchen, wo nicht, werde er nicht verabsäumen, nach seiner Rückkehr vom Reichstage sich einzufinden. Wo er eine Occasion finde, sich dem Könige nützlich zu erweisen, werde er es nicht daran fehlen lassen. Zum Ueberbringer dieses Briefes erkor sich Farensbach den schwedischen Agenten Bernhard Helffrich, dessen Bruder Stanislaus in seinen Diensten stand, und der als politischer Beobachter der livländischen Dinge Gustav Adolf nicht unerhebliche Dienste geleistet hat.

Gleich darauf wurde der vielgeschäftige Wolmar in andre Verhältnisse hineingezogen, die ihm, wie es scheinen will, wohl auch nur die Brücke zur Anknüpfung mit Schweden bilden sollten: seit Anfang 1616 treffen wir ihn in engster Vereinigung mit Herzog Wilhelm von Kurland. Es ist schwer, sich über diesen zweiten Sohn Gotthard Kettlers ein zutreffendes Urtheil zu bilden. Ohne Zweifel war der junge Fürst erfüllt von der Hoheit seiner fürstlichen Würde, zudem rasch in seinen Entschlüssen, feurig, zufahrend, aber auch nicht im Stande, Widerspruch zu erdulden²⁰⁾. Im Unglück scheint ihm die Spannkraft nicht allzu lange zu bleiben, er schwankt zwischen herrischem Trotz und völligem Nachgeben. Dieser Herzog nun, dem laut väterlichem Testament die Verwaltung des eigentlichen Kurland mit der Hauptstadt Goldingen zugefallen war (sein älterer Bruder Friedrich, ein weicher, nachgiebiger Charakter, residierte in Mitau und hatte Semgallen unter sich), lag fast von Anbeginn seiner Regierung an mit seiner „gehorsamen und treuen“ Ritterschaft in stetem Streit, der sich schließlich so weit zuspitzte, daß der jähzornige Fürst die vermeintlichen Häupter des Adels, Magnus und Gotthard von Nolde, im Oktober 1615

in Mitau aufgreifen und ermorden ließ. Die polnische Regierung, stets darauf bedacht die herzogliche Gewalt in Kurland zu untergraben, nahm die Partei der Edelleute, die in Otto von Grotthuß einen ebenso bedeutenden wie rücksichtslosen Führer hatten. Polnische Kommissarien wurden angewiesen ins Land zu kommen, die beiden Fürsten nach Warschau vor den Reichstag citiert. Während Friedrich durch seine kluge und edle Gemahlin, Elisabeth Magdalene von Pommern-Stettin, wohl beraten, eine Verständigung um so mehr suchte, als er an dem Morde direkt jedenfalls völlig unschuldig war, entschloß sich Wilhelm, seine Stellung nötigenfalls mit Gewalt zu behaupten: seit Anfang 1616 treffen wir ihn in Verbindung mit Wolmar Farenzbach, dessen skrupellose Energie dem Herzog ebenso wenig ein Geheimnis war, als seine Spannung mit Polen, worin die Interessen beider zusammentrafen. Wolmar sagte rasch zu, trat in Wilhelms Dienste und führte ihm, der sich von seiten des Adels eines gewaltsamen Ueberfalls versehen mochte, eine kleine Abteilung Soldknechte zu. Es waren anfänglich etwa 150 Mann, meist Franzosen und Polen, die um Goldingen konzentriert wurden. So unrecht mochte Wilhelm mit seinen Befürchtungen nicht haben, jedenfalls hatte auf königlichen Befehl Ernst von Dönhof für Hermann Maydel 300 Mann Fußvolk geworben. Maydel aber war der bedeutendste Edelmann im Piltenischen, auf welches Herzog Wilhelm sehr begründete Forderungen hatte, und wollte jene Truppen dazu verwenden, um Fromhold von Sacken, der Maydel nicht „gerecht“ wurde, die „königlichen Mandate verachtete“ und deshalb für „vogelfrei“ erklärt worden war, zu züchtigen und die ihm vom König eingeräumten Sackenschen Güter zu besetzen. Wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir in Fromhold von Sacken einen Anhänger Herzog Wilhelms sehen, dessen Bedrohung also auch den Fürsten selbst berühren mußte. — Jedenfalls machte sich die Anwesenheit der Farenzbacher bald sehr bemerkbar: der Adel, der nach Mitau wollte, um vor den polnischen Kommissarien seine Klagen anzubringen (seit dem 22. Januar tagten jene in der Gildstube), wurde vielfach daran gehindert. Lebhaft be-

schwerte sich namens der Ritterschaft der Marschall Otto von Grotthuß über dieses Treiben des herzoglichen Kriegsobersten, eine Anzahl andrer Edelleute, wie Georg von Bietinghoff, Johann Stromberg, Heinrich Brinken u. a. legten den Kommissarien Beweise vor, wie während ihrer Abwesenheit von Hause ihre Güter „devastiert“ worden seien. Auch die Herzogin Elisabeth Magdalene war FarenSBachs ausgesprochene Feindin, die, freilich vergeblich, ihren hitzigen Schwäger von dem Einfluß des Gewaltthätigen zu befreien suchte. Aber auch die polnischen Kommissarien selbst sollten bald Gelegenheit finden, Wolmar FarenSBach in sehr unliebsamer Weise kennen zu lernen ²¹⁾: am 28. Januar 1616 brachen einige von ihnen, Sigismund Matzutz, Ministerial von Samogitien, Valentin Woydat und Jan Olschewsky, Unterstarost von Sembrow, von Mitau nach Aug auf, wohin sich der Herzog zurückgezogen, um ihm die Vorladung nach Mitau persönlich zu überbringen. Mehrere Stunden vor dem Schloß trafen sie bereits auf ausgestellte Wachtposten, im Hof Aug selbst auf zahlreiche Reiter und mehrere Hundert Mann Fußvolk. Nachdem die Polen mit Mühe Audienz erlangt und ihren Auftrag ausgerichtet hatten, reisten sie mit sechs Mann Bedeckung, die ihnen mitgegeben, nach Hause ab. Ungefähr eine halbe Stunde von Aug entfernt, bei einem leeren Krüge, stießen sie auf Wolmar selbst, der mit einigen Truppen lagerte. „Dieser ging,“ so berichtet ein Augenzeuge, „mit der Muskete in der Hand auf uns los und schimpfte uns auf unanständige Weise, indem er sagte: ‚Ihr Hundesöhne, wie waget ihr es, durch meine Wache zu gehen!‘ Nun schlug er den Herrn Woydat mit der Muskete auf die Brust, ein andrer schlug ihm im Rücken, so daß er vom Schlitten fiel. Sie rissen ihm das Oberkleid ab und FarenSBach schrie: ‚Stöcke her! Laßt uns diesem Halunken Arme und Beine zerbrechen!‘ Vier Mann mit Knütteln standen schon fertig, da erkannten einige Bedienten des Herrn FarenSBach den Herrn Woydat, sprangen zu ihrem Herrn und baten ihn, sich zu mäßigen. Als FarenSBach erfuhr, mit wem er es zu thun hatte, sagte er zu Herrn Woydat: ‚Verzeihe mir, daß ich dich beleidigt habe. Aber leider gehst

du mit solchen Briefen von diesen Hundesöhnen, welche in Litauen mit Hopfen und Rüben handeln, umher. Ich schwöre jedoch zu Gott, daß alle diese Kommissarien aus Mitau nicht mit dem Leben davonkommen sollen. Ich werde sie lehren, was Recht ist und wie sie richten sollen. Und wäre es ein andrer gewesen, so wahr ich lebe! ich hätte ihm Arme und Beine zerbrochen und ihn hier auf der Stelle liegen lassen, damit auch der Zehnete erführe, wie es denen ergeht, die mit solchen Briefen umherziehen!“ Die so nur mit genauer Not dem Tode Entronnenen legten vor den Kommissarien einen feierlichen Protest gegen den Urheber der schmähligen Behandlung, gegen Farenzbach, ein.

Die polnischen Herren tagten noch bis Ende Februar in Mitau, ohne daß Herzog Wilhelm ihre Beschlüsse als bindend angenommen hätte. Als sie sich am 29. Februar anschickten, nach Piltten aufzubrechen, wo ihrer ähnliche Aufgaben warteten, protestierte der Fürst nochmals aufs feierlichste, und da die Kommissarien trotzdem nach Piltten abreisten, ließ er Hasenpoth mit Truppen besetzen und drohte, sie mit Gewalt zu vertreiben. Da kehrten sie unverrichteter Sache nach Mitau heim und schlossen am 4. März ihre gerichtliche Thätigkeit.

Nun dankte auch Farenzbach Ende Februar seine Truppen in Goldingen ab und kehrte selbst nach Rarkus zurück, während seine Völker nach Preußen zogen. Doch war ihm nicht entgangen, daß Herzog Wilhelms Position in Polen verspielt sei und er kurz über lang gezwungen sein würde, entweder abzudanken oder aber mit fremder Hilfe — und das konnte naturgemäß nur schwedische sein — sich gegen Polen zu behaupten. Da er zu Herzog Wilhelm in nahen Beziehungen stand, Kurland, als sein Geburtsland, kannte, so beschloß er, Gustav Adolf auf die Verhältnisse in den Herzogtümern hinzuweisen, zumal er bereits seit dem vorigen Jahre wußte, daß man in Schweden den kurländischen Angelegenheiten nicht fremd gegenüberstand, ja daß man geneigt war, das Vorgehen Polens gegen das evangelische Fürstenhaus der Kettler als ein weiteres Glied der pol-

nisch-katholischen Bestrebungen, die ganz Nordosteuropa umspannten, anzusehen.

Jarensbach hatte aber auch ein sehr eigenes Interesse, Gustav Adolf für jene Dinge zu interessieren und ihn damit für seine Person endgültig zu gewinnen, denn seine eigenen Sachen standen keineswegs zum besten²²⁾. Hatten die Kommissarien doch auch gegen ihn, dessen wahre Gesinnung ihnen ja nicht verborgen sein konnte, die Einleitung eines Gerichtsverfahrens beschlossen und den Burggrafen von Riga beauftragt, eine Anzahl von Zeugen zu vernehmen, unter ihnen Georg Rothausen, den Ratsherrn Joachim Rigemann, den Prokonsul Gerhard Friedrich, Albert Jegesack. Konnte diesem Auftrag auch erst am 12. April Folge geleistet werden, — wo also die Kommission ihre Sitzungen bereits beendet hatte — so war doch das gewonnene Material kein gleichgültiges. Die Aussagen boten Belastendes genug: sie entrollten vor allem ein erschütterndes Bild der Einschüchterungen und Vergewaltigungen, der Unsicherheit aller Verhältnisse. Auf die Frage des Burggrafen, ob Jarensbach Schmähreden gegen den König im Munde geführt, verweigerte z. B. Rothausen, aus Furcht vor der Rache des Mächtigen, alle Aussagen. Beide Brüder seien ihm eine große Summe Geldes schuldig, erklärte er, diese, wie Leib und Leben zu verlieren, stände er in Gefahr, wenn jene auch nur ein Wort davon erführen, daß er Aussagen gemacht: in Livland sei es so weit gekommen, daß ein rechtschaffener und ehrenhafter Mann kein Recht mehr finde, wenn seine Sache noch so unanfechtbar sei, mit geringen Kosten lasse sich jeder Todschlag eines rigaschen Bürgers sühnen, gleich den stummen Tieren sei auch ihr Blut keinen Heller wert. Das Beispiel des Sekretarius von Riga, Christoforus Gaunersdorff²³⁾, der 1609 schändlich ums Leben gebracht, lehre das deutlich: habe doch das Gericht sein Leben auf einige Gulden taxiert. Wohl gebiete ihm die Ehrfurcht vor Sr. Majestät, alles zu sagen, was er wisse, aber bei dem so schmachvollen Zustande des Landes müsse er auch

an Frau und Kinder, das Teuerste, was ihm Gott gegeben, und an seine irdischen Güter denken. Jetzt werde es als ein Kinderspiel und Ergözen in Livland angesehen, einen Menschen niederzuschlagen, was alles die arme Provinz mit Seufzen und Stöhnen über sich ergehen lassen müsse. Erst als man Rothhausen feierlich Schutz und Geheimhaltung versprochen, gab er zu Protokoll, daß Wolmar sich zu den verschiedensten Malen in sehr despektirlicher Weise in Gegenwart andrer über den König von Polen geäußert. Auch seine Beziehungen zu Gustav Adolf waren bereits kein Geheimnis mehr: mehrere Zeugen sagten aus, er habe sich gerühmt, er könne so viel Söldner haben, als er wolle, aus aller Herren Länder strömten sie ihm zu; noch andre mußten zu berichten, an den Schwedenkönig habe er Briefe, die ein Jesuit geschrieben, abgesandt, der Bischof von Wenden habe hiervon Kunde. Gravierend war auch, was in der Dünamünder Angelegenheit zu Tage kam. Jarensbach, der die Festung noch immer in seinem Besitz hielt, habe gesagt, nur wenn man ihm das Geld ersetze, das er für sein Kriegsvolk ausgegeben, wolle er Dünamünde ausliefern, wenn aber Tiefenhausen es wage, ihm in die Nähe zu kommen, werde für ihn der Galgen bereit stehen, sollte man gar versuchen, ihn mit Gewalt zu vertreiben, so würde dies leicht seinen Gegnern teuer zu stehen kommen. Selbst die Mitschuld, wenigstens die Mitwissenschaft am Molbeschen Morde wurde ihm zur Last gelegt: Rothhausen machte die Angabe, vor der Katastrophe sei Wolmar durch den Lübecker Kaufmann Weimar schriftlich von dem Anschlag benachrichtigt worden, er habe aber nichts gethan, um dem Verderben Einhalt zu thun.

Alle diese am Himmel sich aufstürmenden Wolken bewogen Jarensbach, seine flüchtig eingegangenen Beziehungen zu dem großen Schwedenkönig von neuem und fester zu knüpfen. Im Frühjahr 1616 wandte er sich mit neuem Angebot an ihn: Dünamünde, dessen Besitz auch über Riga entscheiden mußte, erklärte er sich bereit, ihm in die Hände zu spielen; auch um dem

König Kurland zu erwerben, wo die Verhältnisse zum Bruch trieben, sei er die geeignetste Persönlichkeit. Die Verhandlungen, wohl im Mai begonnen, wurden von Farenzbach durch jenen uns bereits bekannten Stanislaus Hellfrich betrieben, dessen Bruder Bernhard schwedischer Agent war. Neben letzterem und ihm übergeordnet stand aber der Rat Gustav Adolfs, Adam Schrapffer, in dessen Hände die verschiedenen Fäden zusammenliefen. Durch ihn gingen auch die an den König gerichteten Briefe Wolmars an ihre Adresse. Man rückte anfänglich sehr langsam von der Stelle, zumal die schwedischen Herren ohne genügende Vollmachten waren. Erst am 15. August traf zu Weissenstein, wohin Schrapffer aus Reval sein Quartier verlegt hatte, um dem Schauplatz näher zu sein, Stanislaus Hellfrich ein: es wurde beschlossen, Farenzbach selbst solle sich in Person nach Kurland hinüberbegeben, Erkundigungen über die Gesinnungen beider Fürsten einziehen und sehen, ob man nicht auch Friedrich — auf Wilhelms Abfall rechnete man sicher — herüberziehen könne. Jedenfalls sollten die Herzöge bündige Versicherungen über ihre Haltung zu Schweden abgeben, Farenzbach, gehe es irgend an, „Hand und Siegel von ihnen erlangen“.

Gustav Adolf selbst hielt sich vorsichtig zurück, wohl mochten es einmal die mit Rußland betriebenen Friedensverhandlungen sein, die ihn allzusehr in Anspruch nahmen, wohl mochte er, indem er die Dinge an sich herankommen ließ, seine Hilfe im Preise steigen lassen, in erster Reihe aber war es gewiß seine Absicht, nicht eher zu handeln, als bis er über die Verhältnisse in Polen und Kurland auch von andrer Seite orientiert worden war, als durch Farenzbach allein. Letzterer mußte wohl nichts davon, daß bereits seit Anfang des Jahres ein Mann, dem der König unbedingtes Vertrauen zu schenken gewohnt war, und der später am 4. September 1621 seine Treue mit dem Heldentod bei der Belagerung von Riga bewiesen hat, Jost Clodt von Jürgensburg, in geheimer Mission nach Kurland unterwegs war.

Uns Nachlebenden liegen nun zwei Berichte des trefflichen Mannes vor ²⁴⁾, die dadurch schon von höchstem Wert sind, weil sie die Lage in Kurland, über die wir bisher nur aus

herzogfeindlicher Quelle wußten, in manchen Stücken ganz anders beleuchten. Am 13. März schrieb er von Riga aus an seinen königlichen Herrn. Er hatte die kurländischen Herzöge nicht einig gefunden, Herzog Friedrich habe offen die Ermordung der Molde perhorresciert und die Erlaubnis erteilt, die Leichen beider, — wie es die Kommission gefordert — auszugraben. Mit großer Pracht werden die Leichen nach Riga übergeführt, die Kommissarien ziehen mit, an der Düna empfängt der ganze Rat und viel Volk den Zug, der sich zur Domkirche bewegt, hier erfolgt die Beisetzung. In Mitau ist Clodt Zeuge jener Scene, wie der polnische königliche Herold in dreimaligem Ausrufen, am Kirchhof, auf dem Markt und auf der von Menschen erfüllten Straße, in Gegenwart von Herzog Friedrich, der keine Einsprache dagegen erhebt, Herzog Wilhelm in polnischer und deutscher Sprache der schändlichen Ermordung der beiden Molde beschuldigt und ihn nicht allein vor der ganzen Welt, sondern auch vor dem gestrengen Gericht Gottes anklagt. Clodt erzählt ferner, daß Herzog Friedrich von den Kommissarien des Mordes unschuldig erklärt, Herzog Wilhelm mit Verwerfung der Kommission, als wider alles Recht eingesetzt, seine Verteidigung vor König und Reichstag zu führen gedenke. In Mitau zirkuliert das Gerücht, damit Wilhelm ungeschädigt in Warschau erscheinen könne, habe ihn der Kaiser Matthias zu seinem Legaten daselbst ernannt; sollte sich seine Sache noch mehr verschlimmern, so sei der Kaiser willens, ihn zum Gouverneur von Prag zu erheben und in seine Dienste zu ziehen.

Ende Mai kehrte Clodt von seiner Reise nach Reval zurück und schickte von dort am 17./27. Mai nach Stockholm eine zweite Relation. Diese schilderte die Lage Polens in düsterer Beleuchtung. Die Tatarenschwärme hätten dem Lande sehr übel mitgespielt, an 80 000 Menschen seien niedergehauen oder weggeschleppt, die Gehöfte verwüstet, alles mit Brand und Mord erfüllt. Im Innern sei der eben zusammengetretene Reichstag der Schauplatz mannigfachster Differenzen: der Marschall Janus Radziwill, einer der angesehensten Magnaten, wäre mit einer ganzen Anzahl von Klagen aus den polnischen Provinzen er-

schienen und verlange dringend Abstellung der Beschwerden; in Littauen herrsche große Erregung, weil der König die Wojwodtschaft Wilna dem Leo Sapieha verliehen, während Chodkiewicz und Radziwill ein Anrecht darauf zu haben glaubten. Sie hätten daher ein Bündnis geschlossen, und man erwarte „aus besagten ursachen einen tumult“. Der König wiederum, über die Ermordung der Molbe sehr erzürnt und erbittert, verlange von den Ständen Unterstützung seiner Maßnahmen gegen die kurischen Herzöge, in Sonderheit gegen Herzog Wilhelm. Doch die Stände in Wacetan, so hört Clodt in Kurland, sind keineswegs geneigt, besonders die weltlichen Herren aus Polen stellen erst ihre Klagen in den Vordergrund und wollen höchstens gegen Herzog Wilhelm strengere Maßregeln zugestehen, mit Herzog Friedrich müsse eine gütliche Einigung erzielt werden. Es sei nicht unmöglich, meine man, daß der ganze Reichstag resultatlos auseinandergehe. — In Kurland fand der schwedische Offizier die Dinge keineswegs so schlimm, wie Farenzbach sie geschildert. Herzog Friedrich war, unterstützt von seiner thätigen Gemahlin, auf dem besten Wege, die Streitpunkte hinwegzuräumen. Mit der Ritter- und Landschaft hatte er Unterhandlungen angeknüpft, mit den polnischen Kommissarien verstand er es, leidlich auszukommen. Er bestritt nur, daß sie ohne Zustimmung des Reichstages, allein auf königlichen Befehl, zu handeln kompetent seien, und erklärte, man müsse die Entscheidung der polnischen Stände erst abwarten. Sehr zu statten kam ihm hierbei, daß diese Ansicht innerhalb der Kommission selbst Vertretung fand, ja die beiden deutschen Deputierten Wahl und Tiefenhausen und der Pole Czycinsky eben aus diesem Grunde sich zu den Sitzungen gar nicht eingefunden hatten. Weit oppositioneller war sein Bruder Herzog Wilhelm gesinnt. Dieser stand nicht nur mit den Ständen, sondern auch mit Herzog Friedrich auf sehr gespanntem Fuß und war anfänglich entschlossen gewesen, von seiner Residenz Goldingen aus sich in Person auf den Reichstag zu begeben. Erst als ihm befreundete polnische Vornehme dringend abrieten, gab er diesen Plan auf, beschloß aber, sich zum Kurfürsten von Brandenburg aufzumachen, hier Beratungen zu pflegen und dann in

Ortelsburg, ca. 30 Meilen vom Reichstage, Station zu nehmen. Jeden andern Tag konnte er hier von dem Nachricht haben, was sich dort zutrug. Schon war er abgereist, als abermalige Bitten aus Polen ihn zur Heimkehr veranlaßten, worauf er zu seiner Vertretung Berendt von Vietinghoff, Heinrich Butler, den Dr. von der Lippe und Daniel (?) Anrep, sowie zwei Königsberger Doktoren, die ihm der Kurfürst von Brandenburg zugeordnet, abzudelegieren für notwendig fand; da sie aber kein Geleit erhielten, waren sie zur Zeit von Clodts Bericht noch immer in Ortelsburg. Hinsichtlich der Adelsopposition hatte Clodt den persönlichen Eindruck, daß die überwiegende Zahl der Edelleute auf seiten Herzog Wilhelms stand, somit, wenn die Sache in Warschau nur rasch erledigt wurde, die Chancen Wilhelms nicht zum schlimmsten stünden. Freilich in der Verzögerung lag die Gefahr: „Es ist,“ schreibt der Abgesandte in diesem Sinn, „noch still in Kurland, nur daß die vom Adell, so dem Herzogt abfelltig werden, deren nicht viell über 20 möghen sein, die andern, so noch beständig bey ihrem herren verharren, auffß eufferste verfolgen und in Polen angeben.“ Zum Schluß warnt der Bericht Gustav Adolf vor weiteren Verhandlungen mit den Polen und rät ihm dringend mit den Russen den Frieden zum Abschluß zu bringen. Der charakteristische Passus lautet: Nur kan ich nicht unterlassen, auf bitte guter getreuer freunde Eure Königliche Mayestett unterthenigst zu warnen, daß sie dem Polnischen stillstande nicht zu viell vertrauen möchten, sondern ihre sachen dabey voll in acht nehmen, dann es mit ihren eyden beteuret werden, daß ein listiger betrugt darunter sey. Auch bitten alle im stiftte Riga und so aus Littawen und Weiß-reusland kommen unsern hern Gott, daß Ewer Mayt. mit den Reusen keinen frieden bekommen möchten (welches Gott verhütte), denn sie sich nicht allein eines schwehren überzoges und einfalls der Muscovites, sondern auch eines neuen Kriges mit Eur Mayt. zum höchsten besorgen und sprechen: „So lange alß sich der Schwede mit dem Muscoviter zwagkett, haben wir hir noch keine noth, aber machen sie frieden mit einander, so haben wir

den Teufel aufm halse. Düt es uns der eine nicht, so thuts gewiß der ander."

Ziehen wir den Schluß aus dem Bericht: Kein Zweifel, die Summe der Beobachtungen war Gustav Adolf überaus günstig: Clodt schildert Polen als von auswärtigen Feinden bedrängt, in Angst vor Rußland und Schweden, im Innern gelähmt durch die Eifersucht großer Magnaten und die kurländischen Wirren. Nur in Kurland standen die Ausichten für Gustav Adolf weniger viel versprechend. Herzog Friedrichs Anschluß an ihn war sehr unwahrscheinlich, bei Herzog Wilhelm hing alles davon ab, ob er mit dem Könige und der Ritterschaft zur Ausöhnung kam. Dazu war Hoffnung vorhanden. In Polen wie in Kurland stand eine starke Partei auf seiner Seite, für ihn vermittelnd einzutreten waren zahlreiche Fürsten des Auslandes, Brandenburg, Sachsen, Mecklenburg und Pommern, aber auch der deutsche Kaiser wie die Generalstaaten gewonnen. Immerhin unterlag es keiner Frage, daß bei Wilhelm, der schon seinem Naturell nach zu energischeren Schritten neigte, Werbungen Gustav Adolfs weit eher von Erfolg sein konnten, als bei Friedrich.

Bald nach Clodts Abreise verschlimmerte sich des heißblütigen Herzogs Lage: auf dem polnischen Reichstage wurde der ältere Fürst freigesprochen und „aus Gnade und Güte“ des Königs in seinen Würden belassen, Wilhelm traf die Absehung. Eine neue Kommission sollte Anfang 1617 nach Kurland und ein dann einzuberufender Landtag die Adelsinteressen wirksam wahren.

Bevor aber dieses Legte eingetreten, hatte Gustav Adolf es für an der Zeit gehalten, das Schweigen zu brechen: am 21. Mai 1616 war er aus der bis dahin beobachteten persönlichen Reserve herausgetreten und hatte seinem vertrauten Rat Adam Schrapffer zu Stockholm eine genaue Instruktion und den Befehl gegeben, aus Esthland nach Livland zu reisen und vor allem danach zu forschen, wie es mit Dünamünde stände. Farenßbach, der es zu übergeben versprochen, oder einen Vertrauten desselben solle er auffuchen, im tiefsten Geheimnis die

heikle Angelegenheit besprechen. Auf die Frage, warum Se. Majestät erst so spät sich äußere, habe Schrapffer zu antworten, daß der König einmal Bedenken getragen, während noch mit den Polen Waffenstillstandsverhandlungen stattfänden, die Sache anzugreifen; andrerseits habe er gehofft, daß die Mißverständnisse Farensbachs mit seinen Gegnern sich ausgleichen würden, endlich aber habe er deswegen gezögert, weil der Sekretär Helffrich in Schweden erkrankt gewesen, und es unthunlich gewesen wäre, eine Angelegenheit, die doch die äußerste „Secretion“ verlange, noch andern mitzuteilen. Jetzt aber sei Gustav Adolf bereit, thatkräftig einzugreifen, da er sich überzeugt habe, daß Farensbach fest entschlossen sei, sich ihm anzuschließen. Er solle also auf ihn zählen: noch in diesem Herbst (1616) wolle er ihm 10 000 schwedische Thaler zustellen, damit er die Garnison in Dünamünde verstärke, auch an Kriegsvolk werde er es nicht fehlen lassen. Der König wies ferner auf die noch schwebenden Unterhandlungen mit Polen wegen Verlängerung des Waffenstillstandes hin; derselbe sei für Farensbach von höchster Wichtigkeit: käme er zum Abschluß, so dürfe er, der König, mit seiner Person nicht hervortreten, gingen die Unterhandlungen aber zu Scheiter, so verpflichte er sich auch öffentlich ganz und voll für ihn einzutreten und ihn wegen Dünamünde so zu „contentieren, daß er Ihr. Kön. Majestät unterthenigst zu danken Ursach haben soll“.

Daß Wolmar Farensbach dem Könige nur das Mittel zu weit größeren Plänen war, die besonders auf Kurland gingen, steht außer jedem Zweifel; die Instruktion für Schrapffer hebt auch die kurländischen Wirren besonders hervor, Farensbach sei ins Geheimnis zu ziehen, er würde eine treffliche Mittelsperson abgeben.

Mit diesem Schreiben an Schrapffer reiste Helffrich ab, mit der Weisung, sich ihm zur Verfügung zu stellen; zugleich war er Ueberbringer königlicher Handschreiben an die Herzöge. Ende 1616 schreibt Farensbach von neuem an den König, einmal aus Rarkus, das andere Mal aus Reval, wohin also — unvorsichtig genug — der Verwegene sich in Person begeben.

Seine Zusicherungen an Schrapffer müssen diesen völlig überzeugt haben, jedenfalls befiehlt er jenem einen Teil der ausbedungenen 10 000 Thaler auszuzahlen und ihm eine gewünschte Quantität Pulver in Reval anzuweisen. Dem waren jedoch langwierige Unterhandlungen vorangegangen, über die uns die schwedischen Quellen aufs eingehendste orientieren ²⁵⁾.

Schrapffer und B. Helffrich hatten sich sofort angeschickt, der aus Stockholm überkommenen Weisung gemäß zu handeln. Ein „Promemoria“ wurde Farenzbach durch den ins Geheimnis gezogenen Farenzbachschen Kommandanten von Dünamünde, Konrad Neustett, zugestellt, das in 15 Punkten das Wesentlichste zusammenfaßte. Er wurde hier ermahnt, diejenigen Truppen, die nicht zuverlässig seien, abzuschaffen und neue zu werben, um sich gegen Abfall sicher zu stellen; er möge Maßregeln treffen, um die Hilfstruppen, die ihm der König zusenden wolle, unvermerkt aufzunehmen und das für ihn in Reval lagernde Pulver abzuholen. Für den Fall von „Anfechtungen“ solle er Vieh und andre Lebensmittel aus dem rigaschen Gebiet und von andern umliegenden Gütern aufs Haus Dünamünde führen, um dieses und die Schanzen an beiden Dünaufsern etliche Monate halten zu können, „denn leide die Besatzung Not, so neige sie allzeit zum Abfall.“ Es sei Sorge zu tragen, daß eine Anzahl großer Böte mit Segeln und Zubehör bei Zeiten nach Dünamünde geschafft würde, da diese zur Landung der Schweden unentbehrlich seien. — Zu den Herzögen von Kurland übergehend, hebt das Promemoria hervor, es sei Farenzbachs Pflicht, von jenen sich Sicherheit zu schaffen, daß sie, wenn sie den Uebergang zu Schweden nicht wagen sollten, die Sache vor Polen geheim hielten; er möge auch, bevor er über die Haltung der Herzöge aufs genaueste orientiert sei, ihnen die Originalien der Schreiben Gustav Adolfs in Bezug auf diese Angelegenheit in keinem Falle vorweisen, sondern ihnen nur Kopien zustellen. Da als sicher anzunehmen sei, daß Herzog Wilhelm bei dem Kurfürsten von Brandenburg sich Rats erholen werde, so möge Farenzbach wohl überlegen, ob man den Fürsten nicht ersuche, in diesem Falle nicht mit jenem „per posta zu com-

municiren“ — wie leicht könne die Korrespondenz verraten werden! Es werde in jedem Falle ratsam sein, daß Farenzbach die Verhandlungen mit den Herzögen, wenigstens mit Wilhelm, persönlich betreibe; sei es hier zu einem Schluß gekommen, so möge er einen treuen, verständigen Mann mit definitiven Vorschlägen nach Schweden an den König selbst absenden. Zum Schluß legt das Memorial ihm mehrere Fragen vor, so, ob er sich getraue, Pernau und Dorpat zu erobern, ohne die für die Besetzung der Dünamünder Schanzen nötigen Truppen allzusehr zu schwächen? ob Chodkiewicz und mit welchen Truppen gegen Livland heranziehe? was es für eine Bewandtnis mit angeblichen polnischen Rüstungen zu einem Zuge gegen Finnland habe? ob in Kurland die Ritterschaft gesamt oder nur teilweise frondiere? Sollten schließlich die Fürsten von Kurland zu Schweden „incliniren“, so müßten sie sich Mühe geben, über die Rüstungen der Polen, deren Werbungen in Deutschland, genaue Nachrichten einzuziehen „undt die werbungen, wie viell möglich, bei den Chur- und Fürsten hintertreiben“. Auch ein Verzeichnis der in Dünamünde befindlichen Artillerie verlangten die Kommissarien, deren Wunsch auch Erfüllung fand. „Die Arthelerey auff Dünamunde“ wies elf „falkune“, fünf „halbe karthoun“, zwei „stormstücke“, zwei einfache und drei „dubbelte feltschlangen“ auf. —

Es verstrichen mehrere Wochen, während welchen Farenzbach offenbar in Kurland gewesen ist. Am 20. November erst schrieb Schrapffer an Farenzbach, daß er sich entschlossen habe, damit nicht durch die bösen Winterwege in diesen so wichtigen Angelegenheiten etwas versäumt werde, selbst nach Schweden zum Könige zu verreisen. Um noch einmal mit Farenzbach zu unterhandeln und alles festzustellen, sende er morgen mit diesem Briefe Bernhard Helffrich, der mit seinem Bruder Stanislaus auch Privatfachen zu besprechen habe. Das Schreiben schloß mit der Bitte, den Leßtern, der alles wohl kenne, zu ihm abzufertigen, bis zum 24. November werde er in Weißenstein bleiben. Am 21. brach Bernhard Helffrich auf und zog nach Karkus. Laut seiner Weisung begab er sich aber nicht auf den Hof selbst,

sondern blieb in einem Dorf in der Nähe, wo sich denn bald sein Bruder Stanislaus einfand. Diesem erklärte der Abgesandte, Schrapffer habe vom Könige von Schweden vollkommene Befugnis und Vollmacht, die Sache der kurländischen Fürsten und die Farenzbachs ins reine zu bringen; Geld und Pulver seien aus Schweden zu diesem Zweck angelangt.

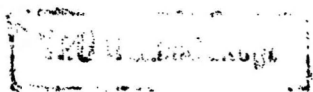
Nachdem Stanislaus dieses Schreiben Schrapffers zu sich genommen, begab er sich aufs Schloß zu seinem Herrn. Nur kurze Zeit verging, so kehrten er, Farenzbach selbst, der dünamündesche Kommandant Konrad Neustett und ein anderer Vertrauter, Christoph Richter, zum schwedischen Kommissarius zurück. Es entspann sich sofort eine sehr lebhafte Unterhaltung. „Ist dies dem im Mai begonnenen Abschied gemäß?“ fragte Farenzbach. „Ich habe unterdessen auf die dünamündesche Garnison, die 400 Mann betragen mußte, 20—30 000 Gulden verwandt, habe in steter Hoffnung, daß der König von Schweden mir Assistenz leistet, eine ansehnliche Artillerie auf Dünamünde unterhalten müssen. So großer Schaden ist mir daraus erwachsen, daß ich mein Korn aus Mangel an Geld unter dem Preise habe verkaufen müssen. Wenn mich Ew. Majestät jetzt verlassen und mich wegen meiner guten Affektion in Not setzen, so will ich den polnischen Kommissarien, die, um die kurländischen Fürsten zu verjagen, im Januar ins Land kommen werden, Dünamünde übergeben und mich selbst entweder nach England oder Frankreich begeben und aller Welt kundthun, daß Ew. Königl. Majestät mich so gänzlich verlassen! Ist es denn jetzt gewiß, daß Ew. Königl. Majestät sich meiner annehmen und mir die Hand bieten wollen?“ Dann fragte er, ob Schrapffer Geld und Pulver gebracht, ob er Vollmacht habe nicht nur simpliciter mit ihm zu traktieren, sondern auch ihm alsobald Assistenz zu schaffen? Eifrig erkundigte er sich, ob Gustav Adolf bald mit dem Moskowiter zum Frieden gekommen sein würde, um gegen den Polen seine ganze Macht wenden zu können, dringend warnte er den König vor einer Verlängerung des Waffenstillstandes mit den Polen, denn er wisse ganz genau, daß weder König Sigismund, noch die

Senatoren und Stände in eine Prolongation willigen würden, nur Chodkiewicz, dem Livland und der livländische Krieg übertragen seien, wolle eine Zeitlang noch den Frieden. „Man sollte sich aber,“ heißt es in dem Bericht Schrapffers an Gustav Adolf über diese wichtige Unterredung, „im Reiche Schweden nicht die gedanken machen, das R: Sigismundus oder die Stende den Stillestantt werden ratificieren, besondern widder E. R. M. und das Reiche die sache uff unterschiedliche wege mitt ernste angreifen, unt hette der R. in Hispanien dem Eltesten prinzen eine pension von 60,000 Kronen jerlich vermachet, auch ihme assistenz widder E. R. M. versprochen, auch dem Papst das Königreich Neapolis apgetreten auff gewisse conditiones und das derselbe dem R: in Polen zue recuperation der Reiche Schweden jerlich 1 Melion goldens darreiche, wolle auch mit Consens des Königs zu Dennemarken, mitt welchem der Hispanier sonderliche pacta habe, ezliche Gallionen und gallioten wollgemundieret durch den Suntt uff Schweden schicken und dasselbe an unterschiedliche örter impugnieren, und so folgendes mitt assistenz R: Sigismundi den Hollendern, damitt dieselben nicht zu mechtig werden, und ehr sie auch bezwingen möchte, in der ganzen Ostsee die handelunge legen.“ „In summa ich vermercke,“ schließt Schrapffer, „ich vermercke alle seine rede dahin dirigieret, das E. R. M. zue wafen undt nicht zum Friden schreiten sollten.“ Als Farensbach geendet, ergriff Bernhard Heltfrich das Wort, berief sich auf seine Vollmachten, und forderte ihn auf, sich in seiner eigenen und der Herzöge Sache cathgorice zu erklären, worauf jener einwarf, er erachte es für unnötig, seine Privatsachen mit der Fürsten Handel zu vermischen. Er habe seine Pflicht erfüllt, jeden einzelnen von ihnen überredet, sich voller Vertrauen dem König zuzuwenden und von ihm Hilfe und Beistand zu erbitten. Die beiden Fürsten hätten zur Antwort gegeben, sie könnten das nur wagen, wenn König Gustav Adolf mit den Reußen einen beständigen Frieden schliesse, „sonsten könten E. R. M. sie schwerlich schützen“, wenn er ferner ihnen unbedingte Affe-
 furation zusichere; geschehe dies beides, so seien sie bereit, falls die im Januar erwarteten Kommissarien aus Polen ihnen Land

und Leute wegnehmen wollten, sich dem Schwedenkönig in die Arme zu werfen. So hätte zuerst Herzog Friedrich sich geäußert, Wilhelm, zu dem Farenzbach darauf gereist, sei einverstanden gewesen und habe gebeten, daß der König ihm entweder in Esthland (im Fürstentum Esthen) oder in Schweden eine fürstliche Provision verleihe. Dann wolle er sein Fürstentum Kurland übergeben, selber auf einige Zeit nach Deutschland verreisen und Farenzbach zum Feldobristen bestellen. Während seiner, des Herzogs, Abwesenheit könne Farenzbach Gustav Adolf um Hilfe angehen, diesem die „Sehepote“ Windau ausliefern, er, der Fürst, habe dabei die Möglichkeit, sich damit zu entschuldigen, daß sein Vertreter ohne seinen Konsens gehandelt. Nach Farensbachs Darstellung unterlag es kaum einem Zweifel, daß Wilhelm weit eher geneigt war, das Aeußerste zu wagen. Hatte er doch, „denn ehr gedenkt die sache mitt wasen zu vortedigen“, sein Söhnchen Jakob aus Preußen an den Paten, König Jakob I., Stuart nach England geschickt, um hier Hilfe zu erlangen. Herzog Friedrich dagegen, der zuerst auch nach Deutschland zu gehen beabsichtigt hatte, um hier Freunde und Fürsprecher zu werben, hatte sich besonnen und war auf einen Brief seiner Schwester, der Fürstin Radziwill, hin entschlossen, die polnischen Kommissarien in Mitau zu erwarten. — Auf Helffrichs Frage, was Farenzbach für sich begehre, damit er Gustav Adolf den Treueid ablege, stellte er folgende Bedingungen: 1. freie Ausübung der katholischen Religion in seinem Hause; 2. Bestätigung in seinem Erbgut Rarkus, seinem Pfandgut Lemsal und seinen beiden Starosteien Tarwast und Rujen; 3. die Generalhauptmannschaft in Livland; 4. Entschädigung für Dünamünde; 5. weitere 10 000 Reichsthaler und 20 Last Pulver; 6. „Rekompens“ für seine drei getreuen Diener, „die dieses werf nicht mitt geringen ihren schaden helfen treiben“, Stanislaus Helffrich, Konrad Neustett und Christoph Richter; 7. endlich, eine genaue „Instruction wessen ehr sich in Dislantt solle verhalten“. Sobald der König ihm dies zugestanden, wolle er den Eid ablegen und hierauf Stanislaus Helffrich mit Flachs nach Reval schicken,

damit derselbe, in Kramfässer wohl verpackt, Geld und Pulver zu ihm führe. Komme es wider Erwarten zwischen Schweden und Polen zum Waffenstillstand, so erwarte er auch dann zuversichtlich, daß der König ihm hilfreich beispringen werde. Zum Schluß erklärte er, daß nach Beendigung dieser Verhandlungen er schleunigst zu Herzog Wilhelm aufbrechen wolle, sehr erwünscht wäre es, wenn Schrapffer oder Bernhard Helffrich mit ihm zögen. Damit nahm die Unterredung ein Ende, Farensbach und seine Begleiter kehrten nach Schloß Rarkus zurück. Doch schon am folgenden Tage erschienen Stanislaus Helffrich und Neustett abermals bei dem schwedischen Sekretarius, wiederholten demselben die gestrigen Tages gestellten und besprochenen Bedingungen, berichteten Genaueres über die im Januar erwartete polnische Kommission und drangen auf volles Vertrauen. Vor allem Stanislaus Helffrich beschwor seinen Bruder, ihm Zutrauen zu schenken, er sei, so wahr Gott ihm helfe, fest entschlossen, den Polen zu entsagen. Schließlich rückten die beiden Farensbachschen Unterhändler mit dem Vorschlag heraus, die Schweden möchten Wolmar Farensbach einen Teil des Geldes und drei bis vier Last Pulver gleich ausliefern, damit er sich noch mehrere Monate behaupten könne; „inmittelft werde sich schicken, so woll wegen des Stillestandes tractation, also auch der Kurlenbischen Commissarien execution“. Komme es nicht zum Waffenstillstand, so seien Farensbach und die kurländischen Fürsten selbstverständlich auf schwedischer Seite, der Krieg werde damit aus Livland nach Kurland und in die „benachbarten heptischen Preußischen stete“ gezogen, ja der Kurfürst von Brandenburg würde sich dem Schwedenkönig anschließen; komme es aber wider Erwarten doch zum Stillstand, so liege der Vorteil auf schwedischer Seite darin, daß man Farensbach in Eid habe, „wie einen pensionarium, auff welchen Fall ehr sich dan willich und resolut offerieret“.

Bernhard Helffrich reiste eilends zu Schrapffer und nach reiflicher Ueberlegung beschloß man, Farensbach zur Antwort zu geben, daß seine Forderungen wegen freier Ausübung der katholischen Religion in seinem Hause, Bestätigung seines



Besitzes von Kartus, Lemsal, Rujen und Tarmast, Entschädigung für Dünamünde und Kompens für die drei ins Geheimnis gezogenen Diener bewilligt würden und Schrapffer ihm sobald als möglich darüber eine vom König unterzeichnete und unterschielte Resolution zukommen lassen werde. In betreff seiner Geld- und Pulverforderungen meinten die schwedischen Agenten, da seiner eigenen Aussage gemäß die Garnison von Dünamünde 500 Gulden monatlich bedürfe, mit einer Summe von 4000 Gulden auf sechs Monate und zwei Last Pulver genug zu thun. Farenzbach solle diese erhalten, sobald die Sache mit den kurländischen Herzögen ins Reine gebracht und er selbst das „iuramentum (Treueid) prästieret hätte“. Die Bitte, ihm die Generalfeldhauptmannschaft von Livland zu übertragen, zu erfüllen, lag nach Ansicht Schrapffers nicht in seiner Macht, man einigte sich darüber, Farenzbach zu schreiben, daß bei Nichtprolongation des Stillstandes er sich an den König persönlich wenden solle, es sei wohl zweifellos, daß „ehr auch in diesem gnedigen Bescheid erlangen werde“.

Mit einem in diesem Sinn abgefaßten Memorial, einer Kopie der von Gustav Adolf an Schrapffer gegebenen Vollmacht und einem Eidesformular für sich und die Herzöge von Kurland, brach Helffrich zum zweitenmal nach Kartus auf: Farenzbach sollte für sich den Eid gleich ableisten, dann ohne Verzug nach Kurland eilen und die Zögernden zum Abschluß bewegen, wenigstens mit Herzog Wilhelm die Sache in Ordnung bringen.

Die Mission hatte nicht ganz das erhoffte Resultat, Helffrich gelang es nicht, Farenzbach sofort zur Annahme und zu dem Eide zu bewegen, dieser entließ vielmehr den schwedischen Kommissarius mit dem Bescheid, er werde in den nächsten Tagen Antwort geben. Als am 28. November eine solche an Schrapffer noch nicht gelangt war, richtete derselbe aus Weißenstein einen scharfen Brief an Farenzbach.

Die Sprache des Schreibens verfehlte ihre Wirkung nicht. Am 23. Dezember konnte Schrapffer, dessen Reise nach Schweden mittlerweile aufgegeben worden war, an den König berichten, Helffrich sei von seiner Mission an Farenzbach heimgekehrt, bald

darauf Konrad Neustett mit Briefen Farensbachs an Se. Majestät bei ihm eingetroffen, er habe sie laut Instruktion geöffnet und gelesen.

Wie aus dem Schreiben Schrapffers hervorgeht, drehte es sich bei diesen Schlußverhandlungen vor allem darum, daß Farensbach betonte, es sei für ihn von höchster Wichtigkeit, das von Gustav Adolf an Schrapffer gegebene Memorial und die Vollmacht zu den Unterhandlungen im Original zu haben, eine bloße Kopie würde bei den kurländischen Herzögen nichts verfangen. Es setzte harte Debatten, ehe man zu einer Einigung kam, denn auch den Kommissarien den Treueid zu leisten fand Farensbach Bedenken, selber wolle er in Person nach Schweden, dort werde er schwören. Schon war man im Begriff, die Verhandlungen abzubrechen: Schrapffer drohte, gehe Farensbach nicht darauf ein zu schwören, so seien sie geschiedene Leute, der König müsse darauf bestehen, daß ein Mann, der durch seinen Vater und seine Gemahlin aufs engste mit den polnischen Interessen verknüpft sei, sich durch feierlichen Eides aufs festeste verpflichte. Da erst gab Wolmar nach: er unterschrieb (wohl Mitte Dezember) das Eidesformular und die Obligation für das ihm zu zahlende Geld und zwei Last Pulver. Um so fester bestand er aber nun seinerseits auf das Original der Dokumente; nach langem Zögern gab Schrapffer hier nach und verabredete, daß Bernhard Helffrich, als Diener Farensbachs verkleidet, diesem mit den Originalen nach Kurland mitreisen sollte, Farensbach gab Bürgschaft, er werde ihn gesund und heil wieder zurückzubringen.

So stand man um Weihnachten dicht vorm Abschluß, es fehlte nur noch der Konsens Gustav Adolfs. Der schwedische Unterhändler mahnte zur Eile: schnell gelte es zu handeln, denn eine solche Sache vertrage keinen Aufschub; besorgt klingt das Schreiben vom 23. Dezember aus: „es dünkt mir meiner einfallt nach, das gleichwohl schleuniger E. R. M. gnädige resolution auff alle fälle wirdt hoch von Nöthen sein, denn der verretter schleffet nicht“. Das neue Jahr mußte die Entscheidung bringen.

Wir wissen nicht, ob Schrapffer sich um Neujahr nun doch persönlich zu Gustav Adolf aufgemacht, wie er ursprünglich

beabsichtigt, oder ob er nur nach Reval gegangen, Livlands Grenzen hat er jedenfalls damals verlassen und Bernhard Helffrich mit der geheimen Fortführung der Unterhandlungen, deren Abschluß aus Schweden kommen mußte, betraut.

Dieser war nicht müßig: durch Boten hatte er sich mit Farenzbach in Beziehung gesetzt, letzterer seinerseits Christoph Richter an ihn gesandt. Doch mit Besorgnis sah der Schwede, wie der Verräter, der offenbar seiner Sache sich völlig sicher wähnte, die so diskrete Angelegenheit mit äußerster Unvorsichtigkeit betrieb. Vorsicht mußte um so mehr geboten erscheinen, als der Herzog Wilhelm von Kurland außer Landes nach Königsberg zu seinen Verwandten gegangen und vor seiner Rückkehr die Ende Dezember beredete Mission von Farenzbach und Helffrich gänzlich zwecklos, ja gefährlich war.

Helffrich faßte den Entschluß, den Gouverneur persönlich aufzusuchen und ihm den Ernst der Lage vorzuhalten, aber die durch Taumetter unpassierbar gewordenen Wege zwangen ihn, 14 Tage in Bernau still zu liegen. Dann brach er auf und schrieb aus Karstel (Kerfel?) am 2. Februar 1617 an Wolmar, indem er ihn beschwor, nicht alles zu verderben und durch „unzeitige Attentamenta“ sich und alle Getreuen in höchste „Persecution und Exilium“ zu führen, er selbst vermeide alles, was auffällig, ja er habe aus Furcht vor Verrat „im Busch pernoctiert“. Er meldet Farenzbach ferner, es gelte, sich abwartend zu verhalten: ein Bote, der aus Dresden über Königsberg nach Dessel und von dort nach Bernau gekommen, habe als sicher ausgesagt, es ständen Schwierigkeiten zwischen der preußischen Regierung und „dem weißen adelern“ (i. e. der Krone Polen) bevor, bewahrheitete sich dies, so würde Herzog Wilhelm den schwedischen Anerbietungen gewiß noch zugänglicher sein. Andererseits hebt er im selben Schreiben hervor, in Polen seien viele, besonders der Wojwode von Wilna, für einen dauernden Frieden, was daher der im Frühjahr zusammen tretende Reichstag beschließen würde, sei sehr zweifelhaft.

Am 5. Februar trifft Bernhard Helffrich in Reval mit Schrapffer zusammen, letzterer ist soeben im Besitz zweier

Schreiben seines Königs: das eine ist an ihn, das andre an Herzog Wilhelm gerichtet.

Die neue Instruktion Gustav Adolfs, gegeben den 6. Januar 1617 zu Jönköping, beschäftigte sich in erster Linie mit Kurland, mit Herzog Wilhelm, da die Hoffnung, Friedrich zu gewinnen, bereits sehr gering geworden war. Gustav Adolf ist bereit, beide Fürsten oder auch nur Wilhelm, mit Truppen, Kriegsmunition und Geld zu unterstützen. Kommt der Waffenstillstand nicht zu stande, so verpflichtet er sich, mit ganzer Armee herbeizueilen; so lange der Krieg dauert, will er den Fürsten eine jährliche Pension von 15 000 Thalern auskehren, „biß so lang sie ihres Fürstenthums wieder mächtig oder aber an andern örtern versorget werden können“. Die Gegenforderungen des Monarchen sind: Auslieferung von Bauske und Mitau, der Häfen von Windau und Libau. Zum Schluß erhält Schrapffer die Weisung, dem Herzog Wilhelm eine rasche Entscheidung abzurufen und, wenn möglich, sofort abzuschließen. Unter demselben Datum war das Handschreiben an den Fürsten ausgestellt. Es faßte den Konflikt des Herzogs mit Polen unter dem Gesichtspunkt evangelischer und germanischer Interessen. „Ungern habe er“, so etwa der Inhalt des Schreibens, „gehört, daß der König und die Stände in Polen gegen den Herzog sich anmaßlich ereifert, ja neuerdings ein Exekutionsmandat gegen ihn veröffentlicht hätten. Ihm sei nicht unbekannt, daß gedachter König jederzeit danach getrachtet, unter dem Schein und praetext des Rechts die wohl erworbenen und ererbten Fürstentümer ihren Herrn zu entziehen. Mit Schmerz müsse er, den gleiche Religion mit dem Herzoge verknüpfe, der zugleich fürstlich deutschen Geblüts sei, dieses Unterfangen betrachten und sei gern erbötig, dem Herzog beizuspringen und ihn in Rechten und Länden zu erhalten. Habe Wilhelm Vertrauen zu ihm, so möge er sich an den mit seinen, des Königs, Intentionen wohl bekannten Herrn Wolmar von Farenzbach wenden, zugleich Schreiben nach Schweden senden, damit man schnell ans Werk schreite.“ Das Farenzbach zur Uebermittlung anbefohlene Handschreiben an Wilhelm begleitete Adam Schrapffer — offenbar war der Herzog also aus Preußen heim-

gekehrt — auch seinerseits mit einem Brief, der sich in demselben Gedankengang, wie der Gustav Adolfs bewegt. Auch er weist auf den „intent“ des Polenkönigs und des ganzen papistischen Haufens hin, den Herzog und dessen Erben, als Vertreter der reinen Lehre, wie als Herren deutschen Geblüts auszutilgen. „Also“, schließt Schrapffer, „zweifle ich nicht, E. F. Durchl. daher hochgedachter J. Kön. Mayt geneigte proposition, die dan nirgends anders dan zur erhaltung E. F. D. Fürstlicher autoritet, zue Schuß dero Landen und unterthanen und hinter-treibung der Bäßlicher und ihnen auffdringenden Jochs ganz güttlich gemeinet, in högster Dankbarkeit acceptiren“.

Um diesen am 12. Februar geschriebenen Begleitbrief und das königliche Handschreiben an Herzog Wilhelm zu übermitteln, bat Schrapffer Farenzbach um Zusendung eines seiner Vertrauten: mit Briefen seines Herrn fand sich demgemäß in Reval der Kommandant von Dünamünde, Konrad Neustett, ein, dem der schwedische Agent die Briefe und den Rest des Subsidiengeldes einhändigte.

Den ursprünglich gefaßten Plan, daß Bernhard Helffrich Wolmar zu Herzog Wilhelm begleiten sollte, gab man vorläufig wieder auf: nur, wenn es ohne Argwohn geschehen könnte, sollte man ihn in weitere Erwägung ziehen.

Gustav Adolfs Schreiben an Schrapffer enthielt auch über Farenzbach einige wichtige Punkte: gelänge es ihm, Wilhelm zum Uebertritt zu bewegen, so wolle ihm der König die Grafenwürde verleihen, und ihm eine ansehnliche Rente zu teil werden lassen. Auch die Getreuen wolle er mit adligen Gütern ausstatten, insbesondere Konrad Neustett möge in Eid genommen werden, daß er Dünamünde der Krone Schweden wohl defendiere und bewahre.

Nachdem Neustett auch eine Abschrift dieses Teils des königlichen Schreibens erlangt, fuhr man auseinander; am 12. Februar noch reisten Schrapffer und Bernhard Helffrich nach Weissenstein und erfuhren hier, die Aussichten auf Waffenstillstand mit Polen seien so gut wie geschwunden, der Ausbruch des Krieges stehe vor der Thür. So sandten die Agenten bereits am 13. Februar neuen Bericht an Farenzbach, in dem

ein ganz andrer Geist weht, als in dem vorsichtigen Brief vom 2. Februar: ein Kurier aus Schweden habe die Nachricht gebracht, daß ein „offenbahrer, schwacher und blutiger Krieger, sofern nicht der Allerböchste es in gnaden abwenden will, bei ehestem offenen wasser uns vor den augen stehet“; sobald neue Befehle aus Schweden kommen, soll Helffrich nach Salis eilen und von dort zu Lande zu ihm reisen, Farensbach dagegen seine etwaigen Forderungen durch Christoph Richter zur Weiterbeförderung an Gustav Adolf übermitteln. Richter thue am besten, bis Antwort aus Schweden eingetroffen, sich in Weissenstein verborgen zu halten. Besonders wichtige Nachrichten möge Farensbach an den königlichen Hauptmann Georg Maydel nach Reval expedieren, sie seien dort sicher.

Diese Nachrichten trafen Farensbach, der zu einem sondierenden Besuch in Kurland gewesen, seit dem 9. Februar aber wieder in Dünamünde weilte, hier an. Er hatte die Sachlage in Kurland sehr gespannt gefunden; die Kommission, die unter dem berühmten litländischen Renegaten, dem Bischof von Wenden, Otto von Schenking, seit dem 22. Januar in der Gilbustube zu Mitau installiert war, hatte ihre Thätigkeit begonnen, und machte kein Hehl, daß es für Wilhelm keine Gnade gebe. Dieser Kommission gegenüber spielte Farensbach seine Rolle mit höchstem Geschick: um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, versicherte er in einem von Ergebenheit überfließenden Brief den polnischen Herren, seine „Treue, Pflicht und Gehorsam gegen d. R. Maj.“, beteuerte, daß er dem Herzog Wilhelm von nun an keinen weitem Beistand leisten, noch sich überhaupt in die kurländischen Wirrnisse einmischen wolle und werde. Er sei nur so lange in des Herzogs Diensten gewesen, bis der Reichstag den Fürsten „kondemnirte“ hätte ²⁶⁾.

Nachdem er die Kommissarien also in Sicherheit gewiegt hatte, setzte er alle Kräfte in Bewegung, um die Sache zu einem erwünschten Ende zu bringen. Die Briefe, die er Herzog Wilhelm von Gustav Adolf und Schrapffer überbrachte, die

schwedische Hilfe und die reiche pekuniäre Entschädigung, die ihm winkten, konnte bei dem Fürsten, der seine Sache andernfalls rettungslos verloren sehen mußte, des tiefsten Eindruckes nicht verfehlen. Dazu kam, daß die schwedische Regierung denjenigen von Wilhelms Räten, der vielleicht den meisten Einfluß auf ihn besaß, Paulus Spandkau, für ihre Interessen gewonnen hatte. Mit einem Jahrgehalt von 800 Thl. trat dieser — ohne seine Stellung in Kurland aufzugeben — in Gustav Adolfs Dienste und betrieb mit Eifer den Anschluß an Schweden. So entschloß sich Wilhelm für einige Zeit sein Land zu verlassen, um persönlich im Ausland seine Angelegenheit bei den befreundeten Höfen von Sachsen, Brandenburg, Pommern und Mecklenburg zu betreiben, und durch Gesandte die Niederlande für sich zu gewinnen, vor allem aber, um in Stockholm bei Gustav Adolf für sich zu wirken: er ernannte daher am 1. April Wolmar Farenzbach zu seinem Stellvertreter und Gouvernator.

Noch ist die genaue und interessante Instruktion²⁷⁾ für den Parteigänger erhalten.

Eingangs sorgt der strenglutherische Fürst für die Religion seiner evangelischen Unterthanen: der Katholik Farenzbach wird angewiesen in allen kirchlichen Angelegenheiten keine Aenderungen oder Neuerungen vorzunehmen, vielmehr dafür zu sorgen, daß Kirchendiener und Pastore in ihren Aemtern bleiben, Kirchen und Schulen in gutem Stand erhalten werden. Auch die „heilige Justiz“ soll er wohl in acht nehmen, einem Jeden, er sei arm oder reich, sein Recht zukommen lassen, die Frommen schützen, alle Uebelthaten nach Landesgewohnheit strafen. Die Städte sollen bei ihren Freiheiten gelassen, die Amtsschreiber und Arrendatoren, Forstmeister, Buschwächter und Bauersleute in fleißiger Aufsicht gehalten werden, damit sie ihre Pflicht thun und keinen Unterschleif verüben. Ueberhaupt möge Farenzbach darauf sehen, daß kein unnützer Ueberfluß noch unnötiges Berthun geduldet, kein allzugroßes Gesinde gehalten werde. Es wird dann als des Fürsten Wunsch hingestellt, daß die von ihm eingesetzten Diener und Beamten auf den Häusern und Schlössern in ihren Stellungen bleiben, es sei denn, fügt er hinzu: „das

d. h. Gubernator ein andere qualifizierte Person nothwendig einzusetzen für gutt erachtet würden.“ Besonders legt der Herzog dem Statthalter das Schloß Goldingen ans Herz. Hier hinterlasse er im Gewölbe sein „gezeugt“, das solle er wohl verschlossen halten und durch den Rentmeister Antonius Weimar (den frühern Lübischen Kaufmann) bei guter Gelegenheit ihm nachsenden, wohin er Ordre geben werde. Auch die übrigen Einkünfte sollten wohl verrechnet und abgeführt werden. Goldingen solle er befestigen, wie alles „was zur haushaltung, defension und munitio uff alle fälle nötig“, nicht sparen. Woher man freilich die Mittel dazu erhalten würde, wird nicht gesagt; vielmehr fügt die Weisung vieldeutig hinzu: „es wirt die zeit und gelegenheit lehren, wie man und woher man solches an die handt schaffen soll und muß.“ „Es sollen und wollen,“ heist es weiter, „auch Ihre. Liebden keinen menschen, freunde oder feinde dieses unsers Fürstenthums Curland und Semgallen, sowoll Biltischen gebietes Schlöffer, Stätter, gebieter und verwalter, ja dem geringsten pauren eröffnen, in handen geben, einliefern oder quovis modo überlassen, als allein uns, unserm freundlichen lieben H. Sohn herzog Jacob oder welchem wir schriftlich oder mundlichen dießfals solchs an J. L. oder unsere Hauptamtsleute oder befelchhabern zu jeder zeit mandiren werden solchs zu thun. So wahr ihm Gott helfen soll. Alles ohne arglist, dawieder Ihr Liebden nichts (vor)schutzen soll.“ Dafür verspricht ihm Herzog Wilhelm eine jährliche Besoldung von 6000 Thalern, auf allen Aemtern, wo Farenbach residire oder des Fürsten wegen hinreisen müsse, „uff 12 Personen ihren Tisch mit 12 Essen und einen Dienertisch — — und frey futter und mahl auf so viel und ihre pferde“. Aus besonderer Gunst schickte Wilhelm dem neuen Gubernator zwei seiner Rosse, „unsern schwarzen und schwißbarbigen Gaulen“.

Bald nach Erlaß dieser Instruktion, vielleicht am 20. April, bestieg Wilhelm zu Windau ein Schiff und ging nach Deutschland unter Segel — Kurland hat er nicht wiedergesehen.

Farenbach hatte jetzt freie Hand, der Fürst war außer Landes, er der Herr desselben und die Stunde war gekommen, wo er es —

ob nun Wilhelm später zustimmen mochte oder nicht — den Schweden in die Hände spielen konnte — wenn man ihm den Preis bot, den er verlangte. Rasch nahm er vorläufig das Herzogtum in Besitz, nicht freilich, ohne auf lebhaften Widerspruch der von Wilhelm Eingesetzten zu stoßen, die weit lieber Herzog Friedrich die Schlösser übergeben hätten, als dem unzuverlässigen Abenteuerer. Wahrscheinlich am 5. Mai bemächtigte er sich Goldbingens, dessen Hauptmann Delwich auf die Nachricht von Wilhelms Abreise mit den Kommissarien in Unterhandlungen getreten und die Schlüssel Friedrich anzubieten willens gewesen. Wäre er 24 Stunden zu spät gekommen, schreibt unterm 6. der Gouverneur an Wilhelm, so wäre das Haus für sie verloren gewesen. Delwich und ein anderer Offizier, Berent Buting, weigerten sich unter Farenzbach weiter zu dienen — er mußte sie ihres Eides entlassen. Auf seinen Befehl übernahm Antonies Weimar, dessen Treue er gewiß war, den Befehl über das Schloß. Charakteristisch für den skrupellosen Parteigänger ist seine Auffassung der doch gewiß ehrenwerten Handlungsweise Delwichs: er meint, er habe in der That befunden wie es dem Herzoge an getreuen Dienern mangle.

Davon überzeugte er sich bald, daß sowohl Goldbingen wie Windau in gänzlich verwahrlostem, verteidigungsunfähigem Zustand waren, an den Herzog, an Gustav Adolf, an Schrapffer schreibt er klagend, daß er „fast an allen oertern großen mangel an krautt, loth, besatzung und aller notwendigen Munition verspüret, also daß es hoch von Nöthen ist, diesem allem mit schleunigem entsatz vorzukommen“. Den Herzog beschwört er das Pulver, das er in Kopenhagen gelagert, schleunigst nach Goldbingen zu senden, auch Adam Schrapffer wird eindringlich gemahnt, so rasch es angehe, Pulver nach Dünamünde zu dirigieren, auch Geld fordert er, da es ihm unmöglich falle, die verstärkte Garnison aus seinen Taschen zu erhalten. Vor allem aber bittet er ihn aufs schnellste, die Klotzsche Kompanie nach Windau zu senden, denn dieser zur Landung der Schweden so wichtige Hafen sei von Truppen gänzlich entblößt und ein Ueberfall der sich rüstenden Polen täglich zu erwarten. In der Kommandantur von Windau ließ er gleichfalls einen

Wechsel eintreten: Heinrich Kummel schien ihm nicht sicher genug, am 3. Mai erfolgte die Ernennung des „Edlen, Ehrenfesten, Mannhaften Wilhelm de Turon la Barre zum Gouvernatoren über das Haus Windau“. Zugleich erging ein energisches Befehlsschreiben an die Eingefessenen, wie Kaspar von der Ley, Herman von den Brinken, Johann Nagel, Otto Rappe u. a., je 4 Wagen und 4 Arbeiter herzusenden, damit — da des Besserns und Bauens in diesen Läuften in viele Wege benötigte — die Arbeit am Wall aufs ernstlichste sofort in Angriff genommen werden könne. Nach diesen ersten Anordnungen eilte Farenzbach nach Dünamünde, um auch hier alles zum letzten Schritt vorzubereiten, am 14. Mai befand er sich auf dem Schloß.

Bei den polnischen Kommissarien erregte Farenzbachs verwegnes Beginnen die äußerste Verblüffung. Als sie in Hasenpot davon hörten, daß er „in geschwinde Eil mit geringer Mannschaft“ Goldingen eingenommen, wußten sie sich über „solch kühne That“ nicht genug zu verwundern. Sie sandten sofort Briefe an ihn ab „umb den Verlauff und die Ursachen der Einnehmung“ zu erforschen. Sie vermahnten ihn, nichts gegen sie zu thun, da er damit dem König und der Republik Polen einen argen Schimpf zufügen würde. Schon am 5. Mai gab Farenzbach Antwort, die sichtlich ausweichend und hinhaltend lautete, denn noch war es nicht an der Zeit, den Schleier völlig zu lüften. So erwiderte er, er sei von Wilhelm, da Herzog Friedrich sich geweigert, die Verwaltung des Landes seines Bruders zu übernehmen, zum Statthalter eingesetzt worden; es sei doch wahrlich besser, daß er, als ein getreuer Unterthan Sr. Maj., die Administration auf sich genommen, als wenn sie an einen Fremden käme. Werde Herzog Wilhelm auf dem nächsten Reichstag sein Land wirklich abgesprochen, so wolle auch er aller Gemeinschaft und allen Schutzes entsagen. Der Herzog Wilhelm denke übrigens gar nicht an Empörung, sondern sei auf vielfache Aufmunterung der Könige des Auslandes, der Kurfürsten und Fürsten geneigt, den Zorn des Königs zu besänftigen und sich auch mit seinen Unterthanen auszuföhnen.²⁸⁾

Ueberzeugt sind die Polen durch das Schreiben schwerlich,

wie schon daraus hervorgeht, daß sie sich an Herzog Friedrich wandten, er solle gegen Farenzbach auftreten. Es war wenig nach ihrem Geschmack, daß dieser — trotzdem hierbei der kurländische Adel einen sonst ganz ungewohnten Eifer zum Roßdienst entwickelte — seine Mitwirkung rundwegs abschlug.

Wenden wir uns wieder zum Gang der Verhandlungen Wolmars mit Schweden, die wohl zu einem allgemeinen Abkommen geführt, selbst bis zu einem Treueid Farenzbachs gediehen, aber im einzelnen der Regelung noch sehr bedurften. Auffallend war es, daß Gustav Adolf an den Verräter selbst noch einmal geschrieben und die Verhandlungen nur durch seine Agenten hatte betreiben lassen. Erst als kein Zweifel mehr obwaltete, daß durch den Parteigänger Kurland gewonnen werden könne, richtete der König am 7. April ein Handschreiben an Farenzbach, eine Antwort auf das Anerbieten desselben, für seine Treue dreifache Bürgschaft zu leisten und Dünamünde, sobald Gustav Adolf es gebiete, schwedischen Truppen einzuräumen. Der Monarch acceptiert letzteres, weist die Bürgschaft aber als unnötig zurück. „Wir leben vielmehr,“ äußerte er huldvoll, „der gnedigsten Zuversicht, daß ihr als eine adelige Persohn, der sich umb thugendt und einen guten Nahmen besleißiget (sic!) seiner wortte und zusage ohne das genugsamb eingedenk sein werdet.“

Beigelegt war dem Handschreiben eine genaue Instruktion. Råme, hieß es hier, der Waffenstillstand mit den Polen unverhoffterweise doch noch zu stande, könne somit der König nicht direkt für ihn eintreten, so solle Farenzbach in Schweden Aufnahme und glänzende Belohnung mit Gütern zugesichert erhalten. Zerschlugen sich aber die Verhandlungen — und das sei fast sicher — so werde sich Seine Majestät öffentlich seiner annehmen und ihn gegen jedermann verteidigen. Bis zur Entscheidung solle Farenzbach die Garnison von Dünamünde auf der Höhe von 4 bis 500 Mann halten und bei erster Gelegenheit sich der Schanzen sowohl auf der kurlischen, wie rigaschen Seite der Düne bemächtigen, „alldieweil Dünamund ohn den Schanzen J. R. Mayt. wenig nutzen wird“. Wären die Schanzen erst besetzt, sei es durch

List oder Gewalt, so solle er schleunigst die schwedische Regierung davon benachrichtigen, damit die Flotte mit Kriegsvolk, Provision und Munition ihm zu Hilfe kommen könne. Sei es Farenzbach genehm, so wolle der König ihm Dünaburg und die Schanzen dann gleich abnehmen und ihn so mit Landgütern und Pensionen entschädigen, wie er es mit Schrapffer abschließe. Auch Kurland möge er im Auge behalten, vielleicht gelinge es hier, beide Fürsten doch noch zu gewinnen. Endlich wird ihm empfohlen, Mittel und Wege zu ersinnen, wie man Bernau erobern könne.

Daß Gustav Adolf in dieser Weise persönlich mit dem Parteigänger anknüpfte, beweist am besten, daß man in Schweden die Frucht für reif hielt. Man scheint in Stockholm eine gewisse nervöse Unruhe über den etwas schleppenden Gang verspürt zu haben, der König weist die Agenten an, sie möchten Sorge tragen, daß keine Angelegenheit durch Saumseligkeit entstehe.

Farenzbach nahm diesen Stimmungswechsel wohl wahr. Auch wir bemerken einen völligen Umschlag der Dinge: aus den vorsichtig abwartenden Schweden sind die stürmisch Drängenden geworden. Farenzbach, der seine Aktien steigen sah, begann dagegen zurückhaltender zu werden. Verstimmt über die scheinbare Verzögerung schrieb daher Schrapffer am 10. April: „Also habe ich nunmehr eine geraume Zeit hero mit großer sorgfältigkeit stets in meinen gedanken getragen und mit großer verwunderung täglich bei mir erwogen, das, dieweiln die Sache ohne mittlen schleunige befürderung von nöhten gehabt, wie dieselbe von Ew. Herl. seit er also eine lange zeit differiret und über den Abscheidt, welchen ich mit Ew. Herl. vertrauten dienern Conradt Neusteten genohmen, so lieberlich in langwirigkeit gezogen und aufgehalten worden.“

Es will scheinen, als ob die äußerst scharfe Sprache dieses Briefes den Thatfachen kaum entsprach, vielmehr nur eine PreSSION auf Wolmar bilden sollte, um ihn zu noch rascherem Tempo anzuspornen. Jedenfalls langten am selben Tage, an dem Farenzbach also gemahnt wurde, in Reval, wo Schrapffer sich befand, Bernhard Heltfrich und mit ihm Christoph Richter

an, letzterer mit zwei Briefen seines Herrn (der eine aus Dünamünde vom 28. März, der andre von Rarkus vom 7. April datiert), mit denen man nach kurzer Verhandlung zu folgenden Beschlüssen kam: beide sollten in größter Eile nach Schweden an den König, um bei ihm den Vertrag in allen Stücken, die was Farenzbach betrafen, perfekt zu machen. Sollte ungünstiger Wind die Seereise verzögern, so hätten sie „zu Lande durch tage und nächte“ ihre Mission anzutreten: „bin ich,“ bemerkt Schrapffer, „dessen gewiß, wie baldt sie bei J. R. Mayt. anlangen, das Sie daselbstn über 3 tage nicht aufgehalten, besondern, mit aller nottdürfftigen praeparation J. R. Mayt., die Sache schleunigst zurücke befürdern werden.“

So reisten die beiden Agenten nach Schweden, Helffrich, den Farenzbach durch ein Geschenk von 300 Thalern seinen Forderungen noch günstiger gemacht, überdies bereit, bei Gustav Adolf sein möglichstes für den Parteigänger zu thun. Dieser scheint als Lohn außer der Bestätigung in seinen Gütern und Dünamünde auch noch die schönen Schlösser Fellin, Oberpahlen und Lais(holm) ins Auge gefaßt zu haben — sie würden ihm, meldet im Begriff der Abreise Helffrich, nicht entgehen, „allein“, fügt er sarkastisch hinzu, „man laße die yßigen Herren Podstarosten*) zuvorn den Acker beseen, Andere werden Ihnen die mühe benehmen mit dem mehen“.

Währenddem man sich anschickte, die Angelegenheit in Schweden zu Ende zu bringen, war Farenzbach, wie wir gesehen, auf seinem Schauplatz nicht müßig gewesen: Unablässig ist er bemüht, die Rüstungen zu betreiben, vor allem Pulver zu erhalten. Schrapffer hatte eine Last nach der Insel Dagden bringen lassen, wo der schwedische Unterthan Hans Kliche, ein des Fahrwassers kundiger Seemann, die Verschiffung leiten sollte. Am 13. April ging sie in See. Zehn Tage später erfolgte eine neue Sendung, diesmal mit der Anfrage, auf welchem Wege man Farenzbach, sobald die erhofften Geldsummen aus Stockholm einliefen, dieselben zustellen könne. Jedensfalls sei in nächster Zeit Ent-

*) Polnische Beamten.

scheidendes zu erwarten: am 8. April seien schwedische Orlogschiffe aus Schweden ausgelaufen, holländische Söldner dort geworben, auch von Dänemark erwarte man sichere Hilfe, der König „thut assistenz uff allen fall“. Fünf Tage darauf (27. April) läuft von Schrapffer neue dringende Botschaft ein: „Die Dinge treiben zum Bruch, vom König Sigismund von Polen sind nichts als Praktiken zu erwarten“, am 1. Juni sei der Abbruch der Waffenstillstandsverhandlungen sicher anzunehmen. Der schwedische Unterhändler schlägt, um die letzten Dispositionen persönlich zu besprechen — durch Briefe könne doch alles ver-raten werden — eine Zusammenkunft auf dem weltverlorenen Eiland am Eingang in den rigaschen Meerbusen, Runö, vor. Hierher habe er, schreibt er an Farensbach, den aus Schweden heimkehrenden Christof Richter zu dirigieren geboten. Bei Nar-gen, einer Insel etwa vier Meilen von Reval, sei ein Schiff stationiert, sobald Richter ankomme, wolle er sich sofort zu ihm begeben und gemeinsam mit jenem „unter Ruhnen, daselbst mit Ew. Herl. Alles abzureden, lauffen“. Eile sei um so mehr zu wünschen, als er laut seiner Instruktion in c. zehn Tagen nach dem Platz, wo der Waffenstillstand traktiert werden solle, aufbrechen müsse. Wenn unvorhergesehene Hindernisse der Zusammenkunft mit Farensbach in den Weg kämen, so möge letzterer auf eigene Hand handeln, vielleicht gelinge es, die Schanzen zu nehmen und gegen Pernaue einen Anschlag zu vollführen. Sollte Geld nötig sein, so wolle er, Schrapffer, „ein tausend thaler 4 auch 5 aufbringen und vorstrecken“. „Da nun Ew. Herl., wie oben gemeldet, etwas wirkliches beschaffen können, so wollen sie mit diesem stracks den H. Hauptman Neustetten anhero lauffen und solche gelde abholen lassen, mich auch von allem Verlauf der Convocation (d. h. des Reichstages) der Curischen Sachen, Schwedischen Anschlägen und was sonst mehr ausshürlichen avisieren. Dieses schreiben habe ich eilendt geschrieben und thue hiemit E. H. göttlichem Schutz empffhelen.“

Als dieser Brief in Farensbachs Hände gelangte, war der Herzog bereits nach Deutschland unter Segel und seit Anfang Mai das Fürstentum in Wolmars Gewalt.

Wilhelm hatte bei seiner Abreise seine Absicht, durch direkten Anschluß an Gustav Adolf die Brücken zu Polen für immer abzubrechen, nicht deutlich zu erkennen gegeben, so sehr auch seinem „Gubernator“ an einer klaren Willensäußerung gelegen sein mußte: verringerte oder vergrößerte sie doch das eigene Risiko. Schon am 7. Mai schreibt deshalb Wolmar aus Goldingen und bittet den Fürst in dringendster Weise, daß er ihm entdecken möge, was sein endgültiger Wille sei, denn in der bewußten Sache gelte kein Säumen. Der Fürst wisse, daß er, Fahrensbach, sich fast die ganze Krone Polen zuwider gemacht und sich viele Feindschaft zugezogen, jetzt möge Wilhelm entscheiden „deron landt und leutte die braut ist, daroumb man tankett.“

Am selben Tage, an dem Fahrensbach aus Kurland nach Dünamünde zurückkehrte, am 14. Mai, unterzeichnete König Gustav Adolf zu Stockholm das Dokument, das den Lohn des Verräters feststellte und seine zukünftige Thätigkeit umgränzte. Länger als Schrapffer gehofft, waren Helffrich und Richter unterwegs gewesen: am 28. April waren sie vom König in Audienz empfangen worden, erst 16 Tage darauf, am 14. Mai, erfolgte die Untersiegelung jener Ordre.

In 17 Punkten ist dieselbe für den „Wolgebohrnen, Edlen Ihrer könnigl. Maytt. besondern lieben, getrewen Herrn Wolde-marn von Fahrensbach, Erben zu Rardhause, Pfandtherrn zu Rembsall und Nabben, Starosten auff Dünamünd, Tarwest und Ruijen“, ausgefertigt: So lange die Waffenstillstandsverhandlungen mit Polen noch ihren Fortgang nehmen, könne, führt das Dokument aus, der König nicht offen für Fahrensbach eintreten, er solle daher „wie eine getrew Adelige Persohne, welche auch nach Ehren und einem hohen Nahmen strebeth (sic!)“, Dünamünde dem Könige vorläufig unter seinem Namen „behaupten“ und die Garnison verstärken. Dazu weist der König durch Schrapffer als erste Rate 6000 Thlr. an. Ferner wird ihm der Auftrag, mehrere hundert Reiter zu werben, wobei ihn die Gefahr eines mit Abbruch der Stillstandsverhandlungen sofort

zu befürchtenden schwedischen Ueberfalls als Vorwand dienen könne.

In eingehender Weise fährt die Instruktion fort: sobald die schwedischen Schiffe in Sicht sind, haben jene Reiter über die Düna zu setzen und eine Flucht vor den Landenden zu simulieren. Es gilt dabei die Rügischen so lange aufzuhalten, bis auf der kurlischen Seite die Schweden ans Land gekommen sind. — Sobald der Krieg von neuem ausbricht, verspricht der König 8000 Mann an Bord einer Flotte „apert gleich nach Dünamünde“ abzusenden; ihnen solle die Festung übergeben werden. Gemeinsam sei dann das Bloßhaus zu erobern und sofort in Verteidigungsstand zu setzen. Auch habe der König Anordnung getroffen, Lunten, Musketen, Proviant, wie Roggen, Malz, Butter, Salz, Seringe u. a. m., schleunigst nach Dünamünde zu schaffen; fürs erste habe er Befehl erteilt, daß der Hauptmann La Chapelle und der Petardier Petro Ruzi aus Holland mit zwei Kompanien nach Livland unter Segel gingen; dem erstern sei das Bloßhaus und die Schiffe, die Galleyen, anzuvertrauen. Selbstverständlich würden Färensbad damit keine Unkosten erwachsen; ihre Befoldung sollten die zwei Kompanien von einem mitgesandten schwedischen Rentmeister erhalten.

Eigenthümlich ist der Rat, den Gustav Adolf gibt, wie man den Rügenern die Aufnahme schwedischer Truppen in Dünamünde plausibel machen könne: „Ihr könnet zwar solches wohl gestehen, daß wir dieselben auff eur fleißiges begehren zu eurer versicherung wieder eure widerwertigern haben zugesandt auff genugsame Caution, daß ihr uns künfftig unsern unkosten erstatten wollet, daß also dieß ganze werck noch zur zeit auff euch beruhe“. Reichlich bemessen war der Verrätherlohn.

Gustav Adolf verpflichtete sich für die Abtretung Dünamündes eine jährliche hohe Pension, die dem Einkommen aus Dünamünde gleichkomme, zu zahlen, welche Färensbad entweder aus der schwedischen Rentkammer oder auf Landgüter angewiesen erhalten könne. Ferner solle er das ganze Erbgut Rarkus, also auch die Anteile seines Bruders Johann und seiner Schwester

Jungfrau Magdalene, erhalten, „wie Er es von Seinem Vattern ererbett“. Auch der Besiz der Starosteien Tarwast und Rujen, der Pfandgüter Lemsal und Nabben wird gewährleistet und der sehr dehnbare Satz hinzugefügt, er solle alles behalten, „was sonst der von Fahrensbach auff seinen unkosten dem Beinde abnehmen würdt“.

Ein sehr weites Entgegenkommen bewies der streng lutherische König in der Religionsfrage: „Das Exercitium der Päpstischen Religion wollen Ihre könn. Maytt. dem von Fahrensbach in seinen Erbgütern, sowohl den izzigen wie als den kunfftigen, günstig freylassen, allein das solche Priester nicht öffentliche scandala geben, auch keine unruhe im Lande anrichten; vielmehr andere Ihre könn. Maytt. getreue underthanen zu Ihrer Religion locken oder zwingen, sondern gegen hochstgedachte Ihre könn. Maytt. und deren Reichen sich still und getreu verhalten, auch aller feindlicher Practiken gegen Ihr. kön. Maytt. und alle deren Angehörigen sich enteufferen sollen“.

Auf dieser Grundlage ist dann abgeschlossen worden: am 3. Juni überschickte Schrapffer aus Reval 5000 Thlr. als erste Summe, am 27. Juni folgte der Rest. Der größern Sicherheit wegen hatte man das Geld nach Windau und nicht nach Dünamünde gesandt. Doch so geheim auch die Verhandlungen geführt worden waren, ganz unbemerkt hatten sie nicht bleiben können: in Riga liefen Gerüchte über Conspirationen des Gouverneurs mit den Schweden um, man munkelte von der Uebergabe Dünamündes — allgemeine Beunruhigung ergriff alle. Fahrensbach hielt es für ratsam, mit scheinbarer Entrüstung gegen diese Ausprengungen sich zu verteidigen. Am 23. Mai richtete er an den Rat der Stadt Riga ein Schreiben, bei welchem der freche Mut der Ableugnung allerdings staunenswert ist. „Mir ist, heißt es, nicht ohne verwunderung beykommen, wasmaßen unter E. e. g. a. w. gest. gemeine mancherley und fast gefehrliche reden von meiner Pershon geführt und hin und wieder auch bey Ihrer königl. Maytt. ausgesprenget worden, als das ich mich feindlichen überfallß auf die bleiche und andern oertter unternehmen wolte, durch welchen, obwohl falschen rumor Ich

bei meniglichen nicht wenig anrichtig gemacht und in großen argwohn, voraus bey Ihr. Mayt., gesetzet werde; ja daß noch mehr ist, hatt man mit vollem munde ausgesprochen, wie mir Pulver vom Schweden zukommen sey und ich sonderliche Conspiraciones mit ihm haben solle. Wie nun dieses meine ehr und gutten Nahmen betrifft und mir kein ehrliebender dardhün soll, alß wolte ichs, da ich den autoren solches auffspüren konte, nicht also obiter hin passiren lassen, sondern wie billigh zu vindiciren wißen. Ich bin zwar nicht in Abrede, daß mir Pulver zukommen, aber nicht von Schweden, sondern es ist S. f. G. Herzog Wilhelms Pulver, so zu Kopenhagen eine zeit lang arrestiret, aber unlengst von derselben secretario Paulo Spandaw gefreyet worden — und dieses ist die auflegung des Traums. Damit aber dennoch solche unnütze rede, daran nichts, denn eitel unwarheit, fortan möge verhüttet werden und ich ferner dergleichen felschlichen belegungen geohniget bleiben mögen, gelanget an E. e. g. a. w. gft. mein fleißiges bitten, sie ihre Burger-schafft dahin halten und ermahnen, das sie darvon ablassen, auch selbstn solchem geschweß keinen glauben geben, sondern sich aller gutter freundschaft und Nachbarschaft zu mir versehen wollen. Solches bin ich umb E. e. g. a. w. gft. hinwiederumb zu verschulden erböttig, welche Ich Göttlicher Allmacht getreulich empfehlen thue. Datum Dunamunda den 23. Maji 1617“.

Doch nicht nur in Riga war der Verdacht rege geworden: als Schrapffer sich nach Silmes begab, um hier mit den polnischen Kommissarien Barth. Wazinski, Gotth. Joh. v. Tiefenhausen und Walter von Plettenberg über den Stillstand schlüssig zu werden, wurde er sehr bald gewahr, daß diese „von den Händeln gute Kunde hätten.“ Als Schrapffer, um sie zum Reden zu bringen, sich scheinbar über Farensbachs Unzuverlässigkeit beklagte, gaben sie zur Antwort, „daß Ihnen alle sachen kündig.“ Mit so harten Drohworten äußerten sie sich gegen Farensbach, daß der Schwede den Eindruck gewann, es sei sehr gewagt, brieflich noch weiter mit jenem zu verkehren. Er versuchte nun die Polen davon zu überzeugen, daß Pulver und

Geld, falls jener welches erhalten, jedenfalls nicht aus Schweden stamme, es hätte wohl Herzog Wilhelm aus Dänemark geschickt. Auch aus Kurland kam Schrapffer Kunde, der Adel sei auf den Statthalter aufs äußerste ergrimmt. Daher schrieb er warnend an FarenSBach, er möge nur alle Vorsicht anwenden, „denn ich vermerckh, daß uff E. herl. gelauret und daselbst heimlich nachgetrachtet wird“. Auch über Helffrichs Hin- und Hergehen fand der Commissarius die Polen instruiert. „Ich halte es auch sehr gerathen, bemerkt er nachdrücklich im Postskript, weyln die Polnische Commissarien aller sachen guten grund gehabt, daß E. Herl. den Helffrichen uff Karfuß verwarnen, seine sachen in guter acht zu halten, damit er nicht beim kopf genomen und auff die tortur gebracht werden möcht“.

Es war fraglos, ein Zurück gab es für FarenSBach nicht mehr, und mochte es ihm noch so wenig zu seinen Plänen passen, daß er kurz darauf von Schrapffer die gewiß unerwartete Nachricht erhielt, die Verhandlungen zu Silmes hätten nicht gleich zum Bruch geführt — man habe sich freilich nicht einigen können, aber doch beschloffen, bis die beiderseitigen Regierungen sich endgültig geäußert, den Stillstand aufrecht zu halten und keine Feindseligkeiten zu unternehmen — es blieb ihm keine Wahl als loszuschlagen. Bestärkt wird ihn darin gewiß auch der Umstand haben, daß sein Herr, Herzog Wilhelm, endlich den Mut gefunden, die Konsequenzen seiner Handlungen zu ziehen und mit Gustav Adolf sich zu verbünden. Am 15. Mai schrieb er seinem Gouverneur aus Dobberan, er stehe im Begriff, sich an den König von Dänemark in Person zu wenden, um ihn für seine Sache zu gewinnen. Am 22. unterzeichnet er ein Schreiben an Axel Orenstierna, den schwedischen Kanzler, in dem er den Paulus Spandkau, der in wichtiger Mission an den König nach Stockholm reise, der Huld und Fürsorge des mächtigen Ministers empfiehlt. Er benachrichtigte auch FarenSBach davon und zeigte ihm an, daß seiner Weisung gemäß Spandkau von Schweden nach Kurland kommen werde; er solle ihm in allem Glauben schenken und alles mit ihm beratschlagen.

So galt es denn nach all den langwierigen Vorbereitungen zu handeln!

Am 9. Juni liefen drei schwedische Kriegsschiffe mit Landungstruppen auf die Rhebe von Dünamünde. Sie hatten den schwedischen Hauptmann Domowoy mit einem königlichen Brief an Bord. Schon am folgenden Tage begann Jarensbach mit ihm zu unterhandeln, am 11. nahm er die Schweden in Dünamünde auf.

Dem Räte von Riga gegenüber hatte er immer noch die Stirn, seine Freundschaft und Treue zu beteuern, obgleich er an eben demselben Tage an Gustav Adolf, am 12. Juni an Adolf Schrapffer dringende Briefe richtete, in denen er auseinandersetzte, daß jede Verzögerung der schwedischen Sache nur von höchstem Schaden sein könne: Die Polen zögerten absichtlich, denn noch seien ihre Streitkräfte nicht vollständig beisammen, er wisse aber aufs genaueste, daß der König und der Klerus nichts von Verständigung mit Schweden hören wollten, ja daß man mit aller Macht durch den Grafen von Altheim in Deutschland Truppen werben lasse, und daß man, durch Prinz Wladislaws Erfolge gegen die Moskowiter wieder hochmütig gemacht, nur das Ende jenes Feldzuges abwarte, um einen Einfall nach Finnland zu wagen. König Gustav möge eilen, die Sancta Liga wachse mit jedem Tage, bald werde es offenbar sein, wie die Polen „in diesen ihren nichtigen uffschüben unter dem Deckel von fridlichen Tractaten nichts denn Betrug und bloße wort Gew. Königl. Majest. das Herz zu gewinnen und unverhoffnes zu überraschen verborgen liegen“. Leider sei das Geheimniß seiner Verhandlungen mit Schweden schlecht gewahrt worden, in Polen wisse man alles: er beschwöre daher den König, ihn nicht in dieser entsetzlichen Lage zu verlassen, wo ihm der Verlust von Leib und Seele drohe, schleunige Hilfe von 2000 Mann thäte dringend not, auch an Kraut und Lot, an Proviant und Arbeitern mangle es: er bitte um 100 Kürasse, 40 Lafetten und Räder, Schaufeln, Spaten, Bretter und Balken. Habe er erst Truppen und Munition, so getraue er sich schon, nicht nur

Dünamünde, sondern auch die Schanzen und die Stadt Riga selbst zu gewinnen. Wenn je, so gelte jetzt der Satz: „Praevenire enim melius est quam praeveniri“.

Die unter Domowoy angelangten schwedischen Truppen beabsichtigte Farenzbach nach Kurland weiter zu führen, um diesen wichtigen Besitz gegen polnische Ueberrumpelung zu schützen, am 17. Juni brach er deshalb auf und rückte über die Düna ins Herzogtum ab.

Eine Woche etwa verbrachte er hier mit Ausbesserung der Schlösser, bis wir ihn in der ersten Woche des Juli, unruhig und unternehmend, auf einer Expedition gegen Pernau antreffen. Hier wie in Salis war man in steter Besorgnis eines Ueberfalls, rüstete nach Kräften und bat Riga flehentlich um Kraut und Lot. Am 4. Juli — es war ein Freitag — versuchte er einen Handstreich gegen Pernau, den uns ein loser Zettel eines der Verteidiger also schildert³⁰⁾: „In der Nacht auf den Glockenschlag elf wurden wir unvermutlich überfallen, sie liefen zu sturm an: etliche hatten die Köpfe und die Hände schon an die brustwehren, aber durch Gottes gnade wurden die mörder durch geringe macht ab- und zurückgeschlagen, darin etliche wurden erschlagen und Viel sollen beschädigt sein. Etliche (flohen) zurück und setzten nicht wieder an. Gott sey gelobt! Was es für Völker gewesen, können E. G. selbst wohl errathen. Drei große schiffe waren hier auf der rede, da wurden die Völker ausgelegt.“ Einige Tage darauf erstattete der Kommandant von Salis, Jürgen von Tiesenhausen, dem Rat von Riga offiziellen Rapport. Nach dreimaligem Sturm auf Pernau sei der Angriff abgeschlagen worden und Farenzbach mit Schanden verjagt, derselbe habe die Pferde, die er geraubt, soweit er sie habe nicht mitnehmen können, erschießen lassen. — Daß Farenzbachs Anschlag im Einverständnis mit den Schweden geschehen, ging daraus hervor, daß die schwedischen Offiziere Magnus von der Pahlen und Magnus Wolffeld bald darauf vor Pernau erschienen, aber auf die Kunde von dem zurückgewiesenen Angriff mit dem Bemerkten, „es sei ihnen sehr verwunderlich, es sei ja Friede“ von bannen zogen.

Keine Frage, ein Mißerfolg war erlitten; um denselben wettzumachen, brannte Farensbach um so mehr auf das Unternehmen gegen die Dünamünder Schanzen. Nach Kurland zurückgekehrt, fand er Botschaft von Gustav Adolf und Nachricht, daß gegen Ende Juli die Schiffe mit der verlangten Hilfe vor Dünamünde ankommen würden. Eilend wandte er sich daher gegen Riga.

Hier tagte damals ein Landtag polentreuer Edelleute, die eine förmliche Protestschrift gegen Farensbach aufgesetzt und ihre Anhänglichkeit für den König Sigismund zu devotestem Ausdruck gebracht hatten; hieß es doch in der Schrift, sie würden dem Monarchen stets unverbrüchlich Treue halten, „unter dessen Schutz und fluegelein wir bis dato wie küglein unter ihrer henne fluegelein gewohnt“ (21. Juni 1617). Sie sollten bald gewahr werden, daß die Henne ihre Küchlein nur wenig zu schützen vermochte.

Genes königliche Schreiben, das Farensbach in Kurland vorgefunden, und das, wie wir gesehen, schleunige Hilfe in Aussicht stellte, war durch die Anstrengungen Paulus Spandkaus, Herzog Wilhelms Rat, ausgewirkt worden, der, wie bekannt, selbst in schwedischem Dienst, die nach Livland ziehenden Truppen als Kommissär zu begleiten Befehl erhalten hatte. Die Streitmacht bestand aus 14 Kompanien unter dem Kommando des Statthalters von Jönköping Niclas Stiernschild; zum Befehlshaber von Dünamünde war Spandkau vorläufig ausersehen, Farensbach wurde für die Abtretung des Hauses gutes „Contentament“ in Aussicht gestellt.

Von hohem Interesse ist die Instruktion, die für Farensbach, Stiernschild und Spandkau ausführliche Vorschriften enthält. Deutlich tritt in ihr zu Tage, daß der Schwedenkönig dem Parteigänger nach seinem Uebertritt nicht etwa eine außergewöhnliche Stellung zugestehen, daß er ihm das wichtige Dünamünde aus der Hand nehmen will: Dieses feste Schloß soll er den Gesandten übergeben, in allen Stücken mit ihnen gemeinsam handeln, ja manchmal wendet sich die Instruktion über Farensbach hinweg direkt an Stiernschild und Spandkau. Andererseits

fällt in derselben die immer wieder sich findende Mahnung des edlen Königs in die Augen, den Krieg menschlich zu führen, die Reisenden zu Wasser und zu Lande, die „Bauers-Leuthe“ zu schonen, den Handel nicht zu schädigen, keinen, der nicht polacisch gesinnt sei, zu vergewaltigen.

Eingehend lauten die Vorschriften für Kurland: Das Gubernament Farenzbachs wird, da Herzog Wilhelm sich Gustav Adolf angeschlossen, als zu recht bestehend anerkannt, aber zugleich auch hier den beiden Kommissarien umfassende Vollmacht eingeräumt. Mit kaum verhehltem Mißtrauen ordnet der König an, daß auf den herzoglichen Aemtern die „alten getreuen Diener wiederumb“ eingesetzt würden, da bei rebus sic stantibus die Aemter und Arrenden nicht einträglich wären und man der Intraden für die Truppen dringend bedürfe. Nach den wohl zu befestigenden Häusern Windau und Goldingen solle Proviant gebracht, zum Ausbessern der Werke seien Bauern aufzubieten. Neben den Haupthäusern befiehlt der König die kleinen Burgen zu inspizieren und sie, soweit sie verteidigungsfähig seien, zu besetzen; käme ein überlegener Feind, so sei das Haus in Brand zu stecken.

In Riga war mittlerweile der Verdacht rege geworden, Farenzbach möchte auch den Herzog Friedrich gewinnen. Man meinte erfahren zu haben, daß der Fürst zu Anfang des Jahres jenem Schlitten und Pferde überlassen habe, mit denen er einen Teil des Geschützes aus Dünamünde nach Kurland gebracht. In den letzten Tunitagen erhielten daher Herr Syndicus Ulrich und Gotthard Welling Auftrag nach Mitau zu reisen und von Herzog Friedrich Aufklärung zu erbitten. Um 7 Uhr Morgens am 1. Juli trafen sie in der fürstlichen Residenz ein, schon um 9 Uhr empfing sie der Herzog in Audienz. Im Beisein seines Kanzlers von Rede und Dr. Dreyling erklärte er den Abgesandten, er habe nichts mit Farenzbach zu schaffen, auch von seinem Bruder Herzog Wilhelm wisse er nichts Näheres, da derselbe außer Landes sei. Farenzbach solle 100 Reiter und 200 Fußsoldaten bei sich haben und neuerdings die zwei Höfe eines Edelmanns Brinken ausgeplündert haben. Was seine Absichten

wären, sei ihm unbekannt, manche wollten wissen, daß er wieder in See stechen werde.

Der Herzog machte endlich die beiden Ratsherren mit seiner ernstlichen Absicht bekannt, dem Unwesen zu steuern. Er habe die Landschaft bereits deswegen zusammengerufen, aber sie sei nicht erschienen; schlimmstenfalls werde er mit eigenen Mitteln vorgehen, er hoffe in Christoph Radziwill dabei einen guten Freund zu finden.

Die Gesandten brachen bald darauf von Mitau auf, nahmen ihren Weg über Bauske nach Ponimjesch zum Fürsten Radziwill und kehrten dann wieder nach Riga heim³¹).

Der Urheber all dieser Unruhen war unterdessen in Kurland nicht müßig gewesen. Wie uns eine handschriftliche Goldingensche Chronik aufzeichnet, war am 1. Juli von ihm Schloß Edwahlen besetzt worden, das er, offenbar nicht im Stande es dauernd zu behaupten, am 12. Juli in Brand stecken ließ. Fünf Tage später wurden auf seinen Befehl von Alschwangen die hier befindlichen Geschütze nach Goldingen abgeführt, an dessen Befestigung mit Pallisaden und Gräben er ununterbrochen arbeiten ließ. Am 26. Juli finden wir den Rührigen in Windau, dann treibt es ihn fort nach Dünamünde³²).

Am 1. August meldeten die Wachen, die der Rat von Riga ausgestellt, daß Farensbach auf dem Rückmarsch aus Kurland bei Bullen angelangt wäre, etwa 40 Reiter seien in seinem Gefolge. Am selben Tage lief Nachricht ein, 13 schwedische Drlogschiffe hätte man auf der See wahrgenommen — am Abend kam Kunde nach Riga, die Schweden ankerten bereits auf der Rhede und seien im Begriff, ihre Truppen ans Land zu setzen³³). Andern Tags, am 2. August, stieg der Schrecken aufs höchste: man erlangte Gewißheit, daß um zwei Uhr nachmittags durch einen raschen Handstreich das so wichtige Blochhaus auf der kurlischen Seite der Düna eingenommen, der Oberst Butler, der die Stadtknechte befehligt, den Kopf verloren, keinen Widerstand gewagt, sondern, „nachdehm Er daruß gelauffen“, die Festung Farensbach übergeben habe. — Es konnte an der Sache nichts geändert werden, als daß der Rat den schwachherzigen

Offizier, den Farensbach freigegeben, am 5. auf das Rathaus forderte und ihn „wegen des, daß Er die Schanze so lieberlich verlassen“, gefangen setzte.

Schwer empfanden die Edlen, Gestrengen, Achtbaren und Wohlweisen des rigaschen Rats auch das Schreiben, das ihnen der Verräther am 3. auf die Ratsstube sandte. In demselben warf er die Maske völlig ab, behauptete mit dreister Stirn, er sei stets in die Fußtapfen seines seligen Vaters getreten und ein aufrichtiger Freund der Stadt gewesen, jedoch mißgünstige und neidhafte Menschen, denen das Gesicht verblendet und die gegen ihn in falscher Rachgier entzündet seien, hätten ihn beim Könige von Polen angegeben und ein solch Feuer angeblasen, daß zeitliche Wohlfahrt, Ehre und Leben ihm bedroht wären. Da er nun keinen Ausweg sehe, die Gnade des Königs wieder zu gewinnen, so sei er gezwungen worden, bei andern Königen und Potentaten Hilfe zu suchen, damit er mit göttlichem Beistand Widerwehr bieten könnte, es sei besser zu sterben in Freiheit, als in steter Dienstbarkeit zu leben. „Denn,“ fuhr Farensbach fort, „diesem zu Folge bin ich gestrigen Tages für die Schanze gerückt und das um so mehr, weile dieselbe auff Ihre Fürstl. Gnaden, Herzogt Wilhelm grundt undt boden, undt so consequenter an igo unter meinem Gubernament gelegen, welche ich zwar ohne Mühe, mit eurem aber und eures obersten Leutnants großen Schimpff und spott erobert, eingenommen und viel Soldaten darinnen gefangen, wie derer zu schweigen, so durch solche weibische Flüchtigkeit und aufwerfung des Hasen Paniers eures obersten Leutnants in der Düna Strohm ersoffen sein.“

In hochmütigen und höhnischen Worten versicherte er zum Schluß, daß er den Untergang der Stadt nicht beabsichtige, daher den Handel nicht weiter stören wolle, wenn man ihm Ab- und Zuzug gestatte, die Zölle beim Blockhaus bezahle und sich friedfertig zeige; die Soldaten werde er freigegeben, erwarte aber eine kategorische und schnelle Antwort. Wie dieselbe lautete, läßt sich denken.

Es waren böse Tage für die Stadt: noch am 3. sahen die Bürger Neuermühlen in Flammen aufgehen — der Brand

redete eine noch deutlichere Sprache als Farensbachs Brief. Wohl gelang es am selben Tage dem polnischen Rittmeister von Wahl, das Haus Treiden, das auch durch Farensbachschen Verrat kurz vorher den Schweden in die Hände gegeben worden waren, wiederzugewinnen, aber die Eroberung von Bernau, die am 17. August dem energischen Parteigänger glückte, glich jene kleine Scharte mehr denn doppelt aus und wog um so mehr, als die nach Riga segelnde schwedische Flotte schon am 24. Juli beim Vorbeifahren vergeblich einen Landstreich gegen den Hafen unternommen hatte.

In der polnischen Hauptstadt hatte man kaum glaublicher Weise anfänglich von diesen Vorgängen keine genauere Kunde. Farensberg selbst, die ihm gewogenen Jesuiten, vor allem ein ihm befreundeter Pater, schrieben nach wie vor an den König und die hohen Würdenträger und stellten die Dinge in einer ihm nur vorteilhaften Weise vor. Farensbach scheute sich auch nicht, den Diener eines Herrn von Blettenberg, der nach Dünamünde gekommen war, um „den Handel zu sehen“, acht Tage lang festzuhalten, „damit er nicht mit Fabeln an den Hof ziehe“. Von den fremden Truppen glaubte man in Warschau, daß Farensbach nichts mit ihnen zu thun habe, hatte er doch gemeldet, ausländische Potentaten hätten sie Herzog Wilhelm zu Hilfe gesandt; freilich konnte auf die Dauer der wahre Sachverhalt nicht verborgen bleiben, bald kam der Verrat völlig zu Tage.

Nun erst ermannten sich die Polen, die, da sie von Farensbachs Verrätereie schon lange Nachricht hätten haben müssen, sträflich leichtsinnig gewesen waren und nichts gethan hatten, um die Katastrophe zu verhindern. Erst am 11. August rückte der Herzog Christoph Radziwill mit einer kleinen polnischen Abteilung heran und lagerte sich südöstlich der Stadt auf dem Steinhölm³⁴). Unter den Offizieren seiner Umgebung befand sich auch Wolmars einziger Bruder Johann, über dessen wechselnde Stellung wir kein klares Bild gewinnen können. Polnischer-

seits beabsichtigte man offenbar die Abwesenheit des gefürchteten Kriegsobristen sowie die des größten Theils der schwedischen Truppen auf der Expedition nach Pernau zu einem Ueberfall zu benutzen: im Dunkel der Nacht des 19. August setzte Johann Farenzbach seine Truppen gegen Dünamünde in Bewegung, überraschte eine schwedische Truppe auf dem Magnusholm, der Dünamünde gegenüberliegenden Insel, schlug sie nieder oder nahm sie gefangen. Die zum nächtlichen Himmel emporlodernden Flammen des eingeäscherten Raten beleuchteten den Kampfplatz.

Am andern Tage nahmen die Schweden Vergeltung: längs der Düna sah man überall Rauchsäulen aufsteigen, sengend und brennend streiften die schwedischen Soldaten das Ufer entlang bis „nach der Schanze“. Am 21. und 22. zog Radziwill hierauf zwei Fähnlein rigascher Stadtknechte an sich und marschierte nach Neuermühlen ab. Vielleicht beabsichtigte er dem von Pernau heranziehenden Farenzbach den Weg zu verlegen, ohne diese Absicht jedoch ausführen zu können, da jener den Rückweg zur See genommen und schon in der Düna mit seinen Scharen vor Anker gegangen war.

Eine bittere persönliche Abfertigung sollte dem Verräter übrigens nicht erspart bleiben³⁵⁾: als er am 25. August einen Trompeter und Trommler ins Lager Radziwills sandte, um den Austausch der Gefangenen vorzuschlagen, erwiderte der Feldherr den Parlamentären, daß er ihren Obristen für einen meineidigen Verräter halte, den er einer schriftlichen Antwort nicht für würdig erachte. Unter den schwedischen Offizieren gäbe es andre, ehrliche Hauptleute, einer von diesen möge die Bitten erneuern, mit Farenzbach lehne er jede Verhandlung ab.

Mußte schon dies Auftreten Radziwills ihn aufs empfindlichste treffen, so berührte ihn gewiß noch weit ärger ein Brief seiner damals in Warschau lebenden Schwester Magdalene, die ihren Bruder in eindringlichster Weise von dem betretenen Wege abmahnte³⁶⁾. Aus den Mittheilungen ihres Oheims, des kurländischen Kanzlers Firds, habe sie von Wolmars Umtrieben gehört und sie wolle sich lieber den Tod wünschen, als so betrübte Zeitung von ihm zu vernehmen, sie könne und wolle

nicht glauben, daß ihr Bruder seinen guten Namen und seine Ehre, die er vom Vater so rein geerbt und selbst bisher hochgehalten, um Geld und Gut dieselben verkauft habe, „dan was ist der Mensch, der seinen guten Nahmen hat verlohren, in sonderheit E. L(iebsten), welche Erben haben, die es täglich hören müssen und da die Zeitung zum ersten gekommen, hab' ich mich dessen nicht allein zu hertzen gezogen, besonder mich unter Leute zu kommen entsetzen und mich dannoch schämen müssen und wolt mich lieber wünschen zu betteln, dann solche Zeitung von E. L. zu hören und bitte hirneben E. L. nicht einen Jeden zu trauen, besondern unserm Herrn Dheimb Christoph Firx, weß Er euer L. vorbringen wird, volnkommen glauben beizumessen, denn er E. L. mittel vorschlagen würdt, dadurch dieselbe können gerettet werden.“ „Mein herzallerliebster Herr Bruder,“ hieß es dann noch in einem eigenhändigen Postskriptum, „Ich bitt E. L. umb Gotteswillen strafen mich nimmer so hoch, daß E. L. etwas sollen thun wider seinen gutten Nahmen, dan wan E. L. mir mein Leben nehmen und alle meine Wolfarth, so theten E. L. viel besser, als daß ich alhie mit schanden müsse leben. Haben Ire Kön. Mtt. E. L. bißhero nicht vergolten E. L. treue Dienste, so kann es noch geschehen, was ist das gemeine nuß daran schuldig? E. L. könnten sich uff andre mittel rechnen an seinen Feinden, wan E. L. nur seine sachen anders wolten vornehmen, daß E. L. nur im Römischen Reich undt in der Cron Polen, da E. L. verdienst groß ist, nicht mögen verlohren werden.“

Leider hat sich über die vermittelnde Mission von Christoph von Firds nichts auffinden lassen, ob sie stattgefunden, ist ebenso zweifelhaft, wie ihre eventuellen Folgen, die jedenfalls anfänglich nicht zu Tage traten, da sich die kriegerischen Gegensätze in bisheriger Weise weiter fortsetzten und wirklich zu einem nicht zu unterschätzenden Erfolge gegen die Schweden führten.

Nachdem Radziwill am 31. August nach Stubbensee abgerückt war, nahm die Stadt Riga den Kampf gegen Jarensbach und die Schweden in ihre Hand. Noch am selben Tage zogen die Stadtfähnlein unter Jochim Rigemann, Gotthard Welling, wie den

beiden Aelterleuten Matthias Rothe und Hinrich Struberg mit Kriegsmunition und „Feuerwercke“ nach der Schanze, warfen gegen Abend diesseits der Na Befestigungen auf, armierten dieselben im Schutze der Nacht mit „zwo halbe Carttaunen“, vor denen die Schweden nach der See zu retirierten. In der Morgenfrühe des 1. September eröffnete die rigische Batterie das Feuer gegen das Blockhaus, während die städtischen „Galleyen“ und andre Fahrzeuge und Lodjen mit Bewaffneten „an die Badstube“ zu Landen suchten³⁷⁾. Hierbei kam es zu scharfem Kampf: der rigische Capitän Burden erhielt einen Schuß in den Arm, zwei Soldaten wurden „schamssfiret“; schließlich gelang es jedoch, den Feind aufs Blockhaus zurückzuwerfen, der um Mittag zur Ergebung aufgefordert gegen Abend seine Bereitwilligkeit aussprach und am 2. September das Blockhaus dem polnischen General überantwortete, der es am folgenden Tage der Stadt auslieferte. — Dünamünde selbst wieder zu gewinnen, glückte jedoch nicht. Eine Aufforderung zur Kapitulation wurde abgewiesen und eine ernstliche Unternehmung gegen die Festung um so mehr unmöglich gemacht, als Radziwill am 7. September mit seinen Truppen aufbrach und nach Kurland abrückte, wohin Farenzbach nach der Einnahme des Blockhauses geeilt war, um durch seine Gegenwart — so nahm man an — die Sache der Schweden zu stützen. Kaum war der polnische Feldherr fort, so erschien eine neue schwedische Flotte mit Mannschaft, Geld und Munition am 10. September auf der Rhede, segelte aber folgenden Tages, als sie gewahr wurde, daß das Blockhaus und die Schanze von den Polen eingenommen waren, schleunig auf die hohe See zurück. Als sich zwei Tage später jenseits der Düna beim Turm abermals Farenzbachsche Völker zeigten, beschloß der Rat, um dem Feinde nicht Gelegenheit zu geben, sich hier festzusetzen, das Blockhaus zu verbrennen: am 14. September sank es in Asche; ein Ereignis, das in Warschau sehr wohlgefällig aufgenommen wurde.

III.

Doppelte Verrätereie und der Konflikt mit Riga.

Dieser führte ein so wunderbares Regiment, daß man schier selbst nicht recht sagen konnte, ob es wahrhaftig also geschehn oder ob es einem nur träumte, keiner wußte recht, weiß Herrn Diener er war, er beraubete alle, schonnte keinen, doch mit einer lächerlichen Umbwechsellung, dessen Freund er heute gewesen war, dessen Feind war er morgen, bald war er Polnisch, bald Schwedisch, bald alles, bald nichts: der gemeine Mann nannte ihn den Curischen Bußmann.*)

Friedrich Menius in Hist. Prodomus des Liffi.

Rechtens ect. Derpt. 1635, 4, S. 54.

Währenddessen bereitete sich in Kurland ein überraschendes Schauspiel, ein neuer Umschwung, ein zweiter Verrat des Verräters vor: Wolmar Farenzbach schickte sich an, Gustav Adolf zu verlassen und sich mit Polen wieder auszusöhnen. Bereits am 25. September erzählte man sich in Riga, er habe alle Häuser und Ämter in Kurland dem Herzog Radziwill übergeben und gegen Abtretung dreier Schlösser in Kurland der Krone Polen von neuem geschworen. In der That waren dahin zielende Verhandlungen schon seit einiger Zeit im Gange gewesen. Wir haben eben gesehen, daß seine Familie tief erschüttert war und daß in ihrem Auftrage Christoph Fircks in begütigende Verhandlungen mit ihm getreten war, seine Anverwandten scheinen es auch gewesen zu sein, welche die Jesuiten für die Sache zu gewinnen vermochten. Farenzbach war, wie so häufig Renegaten, ein eifriger Katholik und somit geistlicher Beeinflussung besonders zugänglich. Bereits vom August dauerten die durch den Beichtvater des Königs, wie den Vorstehenden der kurländischen Kommission und durch die Väter des rigaschen Jesuitenkollegiums geführten Unterhandlungen, von denen wir aber im einzelnen nichts wissen. Nur das steht fest, daß nicht allzu lange nach der Rückkehr Farenzbachs von Bernau zwischen ihm, Radziwill und dem rigaschen Jesuitenpater Gregorius eine erfolgreiche Unterredung stattfand³⁸⁾.

*) i. e. Kinderschrecken in Ammenmärchen.

Seraphim, Aus der Kurländischen Vergangenheit.

Nun galt es in Kurland diejenigen Persönlichkeiten zu entfernen, welche als treue Anhänger Herzog Wilhelms in einen neuen Frontwechsel, eine Unterwerfung unter Polen, voraussichtlich nicht willigen würden. Unter dem heimtückischen Vorwande, sie hätten mit den Schweden paktiert, schickte er sich an, Antonius Weimar, einen uns schon bekannten Vertrauten des Herzogs, gefangen zu nehmen und nach Polen abführen zu lassen, setzte darauf den Hauptmann von Goldingen, ferner den Lieutenant und Kapitän ab und zog einen Fremden, Kapitän Fischer, in Dienst, dem er den stattlichen Monatssold von 100 Gulden, vier Diener und freien Tisch zusicherte. Natürlich mußte ihm unter diesen Umständen die von Herzog Wilhelm angekündigte Ankunft von Spandkau aus Schweden höchst ungelegen kommen, er äußerte daher offen, ihm und Weimar möchte er am liebsten den Hals entzwei schlagen, bekomme er sie nur lebendig in seine Hand, so wolle er ihnen mehr Marter anlegen, als den Franzosen in Marienburg geschehen (?). Schließlich wurde es so arg, daß Weimar, seines Lebens nicht mehr sicher, mit Weib und Kind nach Hapsal zu entweichen beschloß. Er raffte zusammen, was zu retten war, sandte durch einen nach Lübeck unter Segel gehenden Schiffer dem Herzog Kunde von Farenzbachs elender Verwaltung und Wechselbriefe auf 2000 Gulden für verkauftes Holz, sowie die wichtigsten Papiere des Exilierten, alles wohl unter Leinwand und Hebe in einer Tonne verpackt. „Es ist zwar zu tholl und wunderbar: alles wird verschluckt und verpantet, ein yder ist Sein eigner Herr ³⁹⁾.“

Am 15. September langte Fürst Radziwill mit drei Fähnlein Volk, Deutsche, Polen, Ungarn, Litauer, Heiden, in Goldingen an, besetzte das Schloß, das Farenzbach ihm öffnete, und behauptete es gegen die am 17. September anmarschierenden Schweden, die in Libau ans Land gekommen waren. Schon am 24. des Monats forderte der polnische Feldherr die Bürgerschaft aufs Schloß und veranlaßte sie, den Treueid zu leisten ⁴⁰⁾. Am 25. September richtete hierauf Farenzbach an Gustav Adolf einen förmlichen Absagebrief, in dem er ihm unter Dankagung

für die bisherige Schuld und Hilfe mittheilte, daß er sich „aufträgliche Conditiones und Mittel“ mit seinen Gegnern verglichen und geleitet von der Erwägung, daß er durch seine Verbindung mit Schweden sein liebes Vaterland, welches ihn mit so viel Dignitäten und Gütern begabt und in dem er so viel Freunde und Verwandte habe, in große Unruhe und Ungelegenheit gebracht, er auch nicht ferner Blutvergießen auf sich laden wolle, kurz in Anbetracht des Gebots der Natur, Ehre und Redlichkeit sich seinem gnädigen König von Polen wieder unterworfen habe. Die Compagnien habe er abgedankt, es stehe denselben frei zu ziehen, wohin es ihnen gefalle ⁴¹⁾.

Die „träglichen Conditiones“, die das sonderbare Schreiben erwähnt, bestanden in einem Generalpardon für Farensbach und seine Helfershelfer und in der Zusicherung der Aemter Auk, Schwarzen und Sathen (in Kurland) als Ersatz für die nunmehr verloren gegangenen livländischen Güter. Dagegen verpflichtete sich Farensbach zur unbedingten Unterwerfung, Auslieferung aller kurländischen Schlösser und Häuser, wie Dünamünde, das Kaspar von Tiefenhausen zufallen sollte. Das deutsche Fußvolk und eine Schwadron von 100 Reitern sollten in polnische Dienste treten. Am 1. Oktober unterzeichneten zu Goldingen beide Kontrahenten den Transakt.

Das Herzogtum hatte unter den Farensbachschen Wirren wie unter den Folgen von Herzog Wilhelms übereiltem, unklugem Handeln unsäglich gelitten. Das Schlimmste abzuwenden war Herzog Friedrich zum Glück gelungen; wenn auch widerwillig und zögernd hatte der König von Polen ihm seines entsetzten Bruders Landesanteil, das eigentliche Kurland, überwiesen. Aber in welchem Zustand befand sich das Land, gegen dessen Besitzergreifung Wilhelm von Dobberan aus am 15. Mai zudem noch Verwahrung eingelegt, und unter welchen Opfern war es allein zu behaupten! Im Spätherbst 1617 hatte die Bürgerschaft von Goldingen zwei Abgesandte an Herzog Friedrich geschickt, der sich damals in Bauske aufhielt, und ihn gebeten, sich ihrer doch „um Gottes willen“ anzunehmen. Der Herzog hatte den Bittenden jedoch antworten müssen, es sei ihm

unmöglich, sich über seines Bruders Unterthanen eine Herrschaft anzumaßen. Mit Recht erwiderten die Deputierten, sie wüßten gar nicht, wer ihr Herr wäre, das eine aber wüßten sie, daß sie seit zwei Jahren in ihren Häusern 150 Soldaten und 50 Reiter speisen und verpflegen müßten, und daß ihnen die Kosten, obgleich Herzog Wilhelm die Bezahlung versprochen, nicht erstattet worden seien ⁴²).

Noch ein Jahr später, im November 1618, wußte man am herzoglichen Hofe nicht, wie man den übernommenen Verpflichtungen gerecht werden sollte. Durch Farenzbach — „E. L. unzeitigen Gubernator“ nennt Friedrich ihn in einem Brief an seinen Bruder — war Kurland stellenweise zur Wüste gemacht, und was seinen Augen entgangen, war den polnischen Truppen Radziwills zur Beute gefallen. Korn, Vieh, fahrende Habe hatten die von Radziwill eingesetzten polnischen Amtsleute weggebracht und „verfüret“, ja „das Korn im Stro vereußert“. Die Bauern waren in den Busch gelaufen, ihre Aecker verwüstet, es mangelte ihnen an Saatkorn, um sie neu zu bestellen. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es Herzog Friedrich das Allernotwendigste zu beschaffen, es war wahrlich keine Zeit zu verabsäumen, „soll anders die Haushaltung widerumb angerichtet werden“, wie der Fürst treffend bemerkt. Es wäre noch eher gegangen, wenn der Herzog die Besitzungen seines exilierten Bruders wenigstens ganz und voll erhalten hätte. Doch das Gegenteil war geschehen: hatte doch König Sigismund vordem die besten Güter an ihm ergebene Edelleute verliehen, die nun erst mit schweren Geldopfern ausgekauft und abgefunden werden mußten, ja selbst was die polnischen Kommissarien verzehrt, mußte „aufs theuerste, Königl. befehligh nach“ bezahlt werden. Belief sich letztere Summe auch nur auf einige Tausend Gulden, so überstiegen die andern Summen des Herzogs Kräfte und Mittel. Lassen wir ihm das Wort. Er schreibt an Wilhelm: „Dan die beiden Dönhofe, als der Obriste Dietrich Dönhof wegen Windaw und der Obriste Leutnambt Magnus Ernst Dönhof wegen Goldbingen, nicht ein geringes gefordert, Entligh aber, auf erlangten Königl.

befehlich, mit dem Obriste auf 9500 fl. behandelt, die er fast die helfte bar empfangen, für den Rest aber und wegen E. L. schuld, womitt Sie fehl. Otto Dönhofs Erben verhafftet, weile J. Kön. Mtt. uns die bezahlung anbefohlen und Sie in Ihr Pfand gedrungen, Ihm Candow auf Sechs Jahr, alle solche Gelde abzuwonen, einthun müssen — So hat der Obriste Leutnambt bar empfangen 6000 fl., Hermann Maydel wegen Selgerben 2000 fl., Dr. Godemann wegen Schlampe 5000, darzu die Landschaft 2000 gewilliget, weile Ihre Königl. Mayt. Ihnen solche Güter albereit verlehet gehabt.“ Daß Auß, Schwarzen und Sathen in Farenbachschen Händen waren, ist bereits erwähnt worden, „ohne schweren proceß“ war er daraus nicht zu bringen. Um das Unglück voll zu machen, brachte das Jahr 1618 auch in Semgallen eine Mißernte, es mangelte an allem, die herzoglichen Tafelgüter brachten nichts ein, so daß „wir zu unser eigen Hofhaltung albereit wiederumb die notturfft für bahre gelde müssen einkauffen lassen, Zu geschweigen, daß wir von den Einkünften, welche dieser örter Geld zu verschaffen das einige mittell, im geringsten etwas vereußern könnten und daher nicht sehen und wissen, sondern von herzen bekümmert sein, woher wir gegen diesen fürstehenden Reichstag — — — die zu solcher Expedition nothwendige gehörige unkosten nehmen und machen sollen.“

So waren die Nachwehen jener bösen Tage im Gottesländchen noch lange zu spüren⁴³⁾.

In Riga war man mit dem Vertrag vom 1. Oktober mit Recht höchst unzufrieden, da er der Stadt, die durch die Räubereien der früheren Jahre und die Besetzung von Dünamünde harten Schaden gelitten, gar nicht erwähnte, deren Schadenserforschungsansprüche somit nur auf dem Wege eines langwierigen Prozesses durchzusetzen waren. Kein Wunder, daß der Rat sich beeilte, durch einen solennen Protest seine Ansprüche und seinen Standpunkt zu wahren.

Er ahnte nicht, daß der Konflikt mit dem ränkevollen und

unzuverlässigen Mann bald einen weit ernstern Charakter annehmen würde⁴⁴).

Am 13. Oktober waren plötzlich die Farenzbach'schen Soldaten wieder zur Stelle: beim Turm auf dem Holm schlugen sie ihr Lager. Ihr Kapitän war Fischer. Als nun die alten Plünderungen, Streifereien und Ueberfälle ihren Anfang nahmen, konnte der Rat nicht anders, als annehmen, sie geschähen auf Befehl von Farenzbach, von dem man wußte, daß er in Auß weile. Bald stellte sich der Sachverhalt aber wesentlich anders dar. Abgesandte des Rats, die sich zu Fischer hinausbegaben, erfuhren, daß die Compagnie gegen Farenzbach's Befehl hier von Riga liege, ja sie erkannten, daß die Stimmung gegen ihn eine sehr erbitterte war, zumal die Offiziere beklagten sich zum höchsten, daß jener ihnen nur ihren Sold für einen Monat ausgekehrt habe, sie mit weiteren Zahlungen — sie seien auf drei Monate geworben — auf Riga vertröstet habe. Jetzt fordere Farenzbach durch seinen Bruder Johann, der in der Stadt weile, ihm möchten 50 Mann nach Auß geschickt werden, doch seien sie in keinem Falle geneigt, Gehorsam zu leisten, ehe sie ihr Geld hätten. Er sei ein Schelm und Betrüger an seinem Herrn Herzog Wilhelm, und dem König von Schweden! Den Ratsherren erklärte Fischer ferner, er für seine Person wäre gern geneigt, in des Feldherrn Radziwill oder der Stadt Dienste zu treten, worauf der Rat, dem es gut scheinen mochte, sich mit den ungebetenen Gästen in Frieden auseinanderzusetzen, ihnen gegen Zusicherung fester Mannszucht „Lofament“ in der Stadt bewilligte, ja sogar zur Verpflegung beisteuerte, bis der Fürst Radziwill, dem man nach Goldingen schleunigen Bericht erstattet, seine Dispositionen getroffen hätte.

Bevor diese jedoch in Riga einlaufen konnten, erhielt der Rat ein vom 21. Oktober datirtes Schreiben Farenzbach's aus Terweten (in Kurland), in welchem letzterer kategorisch die Auslieferung des Kapitän Fischer heischte, der „wider seinen gethanen Eydt und Pflicht, Ihr F. G. des Feldherrn Ordinanß und mein ernstlich verbott nicht allein Geld von den Mitawern genommen und das ganze Regiment für seinen Kopf so weit fortzurücken

überredett, sondern auch aniso, Nachdem er einen Monat Soldtt gehoben, daß ganze Volk zur widerspenstigkeit uffgewiegelettt“.

Noch ehe die Stadt darauf eine Antwort geben konnte, erschien der Gefürchtete am 23. Oktober in Person mit französischen Soldtruppen beim Krüge unweit des Turmes. Wohl hatte Farensbach anfänglich die Truppen gegen Riga dirigiert, aber bald nach ihrem Abmarsch gegen Kapitän Fischer Verdacht geschöpft. Er sandte daher einen Eilboten nach Mitau an einen ihm befreundeten Edelmann Tiefenhausen, mit der dringenden Bitte Fischer und seine Compagnie am Weitermarsch zu verhindern. Doch der Auftrag kam zu spät, Tiefenhausen fand die Soldaten bereits jenseits der Aa, nur die Fahne und 15 Mann waren noch in der Stadt. Er stellte Fischer zur Rede, doch dieser gab zur Antwort, wenn ihm Farensbach Gott weiß welche Befehle schicke, würde er nicht gehorchen, nach seinem abgehandelten Accord vielmehr hinüberziehen.

So eilte denn Farensbach selbst an die Düna und sandte am 24. Oktober abermals durch einen Trompeter Briefe in die Stadt, in denen er Auslieferung Fischers und Quartiere für seine Truppen in der Stadt verlangte.

Der Rat einigte sich sofort dahin, beiden Bitten keine Folge zu leisten: sei Farensbach gesonnen, seine Klagen gegen Fischer beim städtischen Gericht anhängig zu machen, so wolle die Stadt gern entscheiden; der Zutritt zu der Stadt könne ihm im Hinblick auf die Ereignisse des Sommers nicht gestattet werden. Es entspann sich hierüber ein mit großer Erbitterung geführter Schriftwechsel, bis der Rat am 25. Oktober erklärte, er würde sich mit Farensbach nicht weiter in „Streitschriften“ einlassen, er bleibe bei der früheren Antwort und werde gegen ihn processualiter vorgehn. Auf's höchste ergrimmt, bot Farensbach nun alles auf, um die Stadt zu schädigen: Kaufleute und Bauern wurden auf der Landstraße ausgeplündert, Schiffe auf der Düna angehalten, beraubt und verbrannt, die Herden weggetrieben, die Häuser auf dem Lande demolirt, Menschen niedergehauen; auf 15 000 Thlr. schätzten die Rigenser den Schaden. Sie wiesen

ihren Vertreter, den Hofsekretär Andreas Koyen in Warschau an energische Schritte wider Farenzbach einzuleiten.

Der Agent fand freilich den Boden zum Einschreiten wenig günstig. Am 12. Oktober bereits hatte er dem Rat geschrieben, man sei in Warschau merkwürdig rasch geneigt, des Verräters Handeln zu vergessen und alles zu verzeihen und wenn es sich bewahrheite, daß er seine Ausöhnung mit dem Könige verfolge, so sei eine Verzeihung sicher.

Einen Monat darauf sendet Koyen einen neuen Bericht. Er hatte immer mehr der Eindruck gewonnen, daß ein Prozeß vor dem Reichstag wegen den Räubereien im Stadtgebiet wenig Aussicht haben würde: der König hülle sich in Schweigen, so daß dessen Gesinnung zu erfahren unmöglich sei; einige Freunde der Stadt seien der Meinung, daß man durch Mandate und Citationen ihn mehr „irritieren“ würde, als Nutzen bringen. Gereizt würde er der Stadt mit seinen „unsinnigen und grausamen Reutern“ noch heftiger zusetzen. Als ein Freund der Stadt erweise sich der Bischof von Wenden, der den dringenden Rat gegeben, Farenzbach um keinen Preis in die Stadt zu lassen. Er habe hierbei die Historie von Judas Maccabi und seinen Brüdern angezogen, die nicht durch Gewalt, sondern durch List und Verrätereie zu Grunde gegangen seien. Ein altes Sprichwort sage schon: „wer leicht glaubet, wird leicht betrogen“.

Trotz der entgegenstehenden Erwägungen entschloß sich Koyen schließlich doch, in der Ueberzeugung, daß es schlimmer gar nicht werden könne, den Prozeß einzuleiten. Der Beamte, von dem die Citation an Farenzbach auszugehen hatte, war dabei der Ansicht, daß durch den königlichen Generalpardon den Klagen wegen der früher begangenen Ausschreitungen die Basis entzogen sei, wegen der nachher verübten Schändlichkeiten sei eine Klage gegen ihn als Friedensbrecher und Hochverräter auf Grund der Konstitution von 1447 einzuleiten. Koyen that auch sonst, was er vermochte, schrieb an die einzelnen polnischen Landtage und bat sie um Schutz zu Gunsten Rigas gegen Farenzbach, gegen den die gesetzlich vorgeschriebene zwei-

malige Citation innerhalb sechs Wochen Rede und Antwort zu stehen mittlerweile auch erfolgt war.

Schon Anfang Januar 1618 liefen eine Anzahl wohlwollend gehaltener Antworten bei Royen ein, so von den Landboten aus Krakau, Sandomir und Lublin. Auch der preussische Landtag, der zu Graudenz versammelt war, versprach Beistand, um den auch die Städte Danzig und Thorn, wie der Riga günstig gesinnte Wojewode von Kulm angegangen wurden⁴⁵⁾.

So standen die Dinge, als in den ersten Novembertagen des Jahres 1617 Fürst Radziwill aus Kurland in Riga eintraf: man erwartete ihn hier seit langem, man bestürmte ihn Ordnung zu schaffen, den Räuber zu Ruhe zu bringen und der Fürst versprach sein möglichstes, obgleich er, da Dünamünde noch immer in Jarensbachs Händen war, vorsichtig sein mußte. Anfänglich ließ sich alles gut an: am 3. November lieferte Jarensbach dem Feldherrn die Festung aus, in die sofort städtische Soldaten einrückten. Die frühere Besatzung wurde in der Vorstadt untergebracht, Jarensbach selbst blieb mit seinen Franzosen jenseits der Düna.

Bei der Vogelstange vor der Sandpforte fand dann nach einigen Tagen die Vereidigung der vom polnischen Generalissimus übernommenen Völker statt; als aber am 24. November nun auch Wolmar selbst schwören sollte, weigerte er sich plötzlich und unerwartet aufs entschiedenste. Der wankelmütige und leicht erregbare Mann war anderen Sinnes geworden. Die direkte Ursache dazu steht nicht mit Sicherheit fest. Ein zeitgenössischer Brief berichtet, daß Radziwill und Jarensbach anfänglich den Plan einer gemeinsamen Expedition gegen Bernau gehegt, sich aber „unter Riga verunwilliget, da ihm (i. e. Jarensbach) auch alsfort der polnische Feldherr alle das Volk (so ihm, dem Jarensbach, von Schweden ist zugesandt worden) genommen, darumb dann auch der Jarensbach seiner Zusage vollkommenlich nachzukommen und mit vor die Bernau zu ziehen, sich geweigert⁴⁶⁾“. Als Radziwill ihn vor sich citierte, weigerte er sich, zu kommen, beschimpfte den ihm die Ladung überbringenden Ministerial, kurz, gebärdete sich wie ein Rasender.

Blitzschnell entstand bei ihm der Plan, seine Verbindung mit Schweden von neuem zu knüpfen — gelang es ihm durch Ueberfall und Ueberredung Dünamünde zu gewinnen und so lange zu halten, bis schwedischer Succurs kam, so war er sicher, bei Gustav Adolf Verzeihung zu finden. Doch der tollkühne Versuch sollte diesmal gleich bei Beginn scheitern: als er durch seinen Kammerdiener Otto von Thunen die dünamündische Besatzung darauf hin bearbeiten ließ, weigerten sie sich, dem Unbeständigen nicht trauend, und erklärten nichts mit ihm zu thun zu haben: im Namen der Soldaten gaben vielmehr der Fähnrich Marcus Müller, der Major Thomas Hars und die Kapitäne Lorenz Fischer und Georg Heider vor dem Burggrafen von Riga die Erklärung ab, daß sie Farenzbach den Gehorsam aufkündigen müßten. Die Gründe dafür seien einmal seine schlechte Behandlung der Soldaten, die er wie leibeigene Knechte anfasse, ins Gefängnis werfe, mit Rad und Galgen bedrohe und jeden, der dem Fürsten Radziwill die Treue zu halten gewillt sei, niederzuhauen und totzuschießen geschworen; andrerseits halte er keine Disziplin, ja treibe die Soldaten selbst zu Räubereien an, so daß er die Ehre des Regiments geschädigt und es bei dem König in große Schmach und Unehre gerate. Nachmals betonten die Offiziere, sie wären mit ihren Soldaten von Farenzbach anfänglich gegen Riga gesandt und erst auf erfolgten Widerruf selbständig nach der Stadt gezogen. Da er ihnen auch nicht den versprochenen dreimonatlichen Sold ausgezahlt, so seien sie entschlossen, in keinem Fall weiter unter seinem Kommando zu dienen.

Farenzbach, der offenbar einen besseren Erfolg seiner Bemühungen erwartet, sah sich in schlimmer Lage. Durch die Weigerung des Treueides mit Radziwill völlig entzweit, setzte er noch am 24. November über die eben von ihrer Eisdecke befreite Düna, und schlug, wie in Riga verlautbarte, den Weg in der Richtung nach Mitau, wohl nach Auk, ein.

Seltamerweise blieben die ihm treuen Reiter — es waren ihrer freilich nicht viele — auf städtischem Gebiet zurück und begannen das in den umliegenden Ställen verwahrte Vieh zusammenzutreiben und fortzuführen. Nun gab der Rat der städtischen

Compagnie, die 200 Musketiere stark war⁴⁷⁾, unter dem Kapitän Sebastian Hütfels den Befehl auszurücken und erst mit Güte, wenn das aber nicht helfe, mit Gewalt die Wegführung der Herden zu hindern. Es kam zwischen den Parteien zum Wortwechsel, dann griffen beide Teile zu den Waffen. Nach dem Bericht der Rigiſchen fiel der erste Schuß auf feindlicher Seite, ein Stadtsoldat sank zu Boden, worauf die Angegriffenen mit einer vollen Salve antworteten. In diesem Augenblick trat Farenſbach, den man längst auf der Rückreise glaubte, in Begleitung einiger Bewaffneten aus einem nahen Hause und rief den Seinigen laut zu, sie möchten sich mutig zur Wehr setzen. Gleich stürzten sich die Rigiſchen gegen seine Person, man kreuzt die Waffen, doch Farenſbach muß sich in Gefahr von der Ueberzahl bewältigt zu werden, zur Flucht wenden. Auf flüchtigem Roß sucht er das Weite und erreicht, obgleich ihm ein Teil der Kompagnie Hütfels bis zur Afähre bei Bullen nachſetzt, das jenseitige rettende Ufer. Es wäre ihm schwer gelungen zu entkommen, hätte nicht Hütfels, durch die Aussicht auf reiche Beute gelockt, mehr dem Rüstwagen als der Person des Fliehenden sein Augenmerk zugewandt. So brachte er denn als Beute Farenſbachs bewegliche Habe in die Stadt. Man hatte einen reichen Fang gethan. Zuerst stießen die Suchenden auf zahlreiche Kleidungsstücke, wie sie ein vornehmer polnischer Edelmann zu tragen pflegte: ein weißatlas Gehäng mit einem in Seide gestickten Jagdstück, ein rotseidener Kaſtan, breite französische rote „Buchsen“ mit breitem Goldbesatz, ein Mantel aus blauem englischen Tuch, verschiedenfarbige seidene Strümpfe, ein goldverbrämter Scharlachumwurf, ein Filzhut aus grauem Viber mit Reiherfeder, Leibwäsche, silberne Knöpfe, Spezereien u. v. a. fand sich vor, selbst eine Ausgabe des Virgil fehlte nicht; ob die von einem aus Kurland geflüchteten Amtschreiber Bekke gemachten Angaben, unter der Beute hätte sich vieles gefunden, was dem Herzog Wilhelm gehört habe, richtig sind, läßt sich nicht nachweisen⁴⁸⁾. Weiter fiel den Forschenden ein Behältnis mit zahlreichen Briefen in die Hände: aus ihnen ergab sich, was man lange geahnt und durch die Ereignisse des Sommers in Erscheinung hatte

treten sehen, den sorgfältig überlegten und seit geraumer Zeit angesponnenen Verrat polnischer Interessen an Gustav Adolf. Sonnenklar war es, daß Farenzbachs Behauptung, er habe nur mit den Schweden angeknüpft, um sie für Polen auszunützen, nichts weiter als eine schöne, in sich zusammenbrechende Ausrede und Lüge war.

Die Stadt zögerte nicht, sich dieser Brieffschaften als wuchtiger Waffen gegen den alten Erzfeind zu bedienen: am 25. November erschienen Delegierte des Rats und der Gilden bei Radziwiłł und teilten dem Feldherrn mit, was alles sich gestrigen Tages begeben und wie es ihnen gelungen, den schändlichen Verrat Farenzbachs zu entlarven.

Der Fürst nahm die Eröffnungen entgegen und gelobte der Stadt seine weitere Hilfe und seinen Beistand. Schon den folgenden Tag gab er den ehemals unter Farenzbachs Kommando gewesenen Söldnern Ordre nach Wenden abzurücken, am 22. folgte er selbst dahin nach, schließlich legte er noch einen Teil seiner Truppen nach Karkus in die Winterquartiere, wo sie nicht zum menschenfreundlichsten hausten, vielmehr alles, was nicht niet- und nagelfest war, demolierten.

Gegen Ende des Jahres kam auch auf einem Landtage zu Mitau zwischen dem Herzog Friedrich samt seinen Ständen und den Abgesandten des Rats, unter eifriger Teilnahme der Herzogin Elisabeth Magdalene, ein gegenseitiger Schutzvertrag zu stande, über dessen Einzelheiten wir jedoch nicht mehr unterrichtet sind. Ein weiterer Bundesgenosse gegen den Friedensbrecher schien jedenfalls gewonnen. Welch realen Wert die Hilfe haben sollte, vermochten die Rigischen Ratsherren wohl nicht abzusehen, daß derselbe sich als ein sehr geringer herausstellen würde, ahnten sie nicht.

Schon im folgenden Monat, im Dezember bekam Riga noch einmal mit Farenzbach zu thun. Nachdem am 10. Radziwiłł aus Wenden zurückgekehrt und tags darauf nach seinem litauischen Schloß Birsen abgereist war, erschienen am 12. Dezember Boten von Wolmars Bruder Johann, der sich Hauptmann von Lemsal nannte, und ersuchten den Rat um Aus-

kunft, ob der neuerliche Ueberfall auf Wolmar von der Stadt allein oder von Radziwill ausgegangen sei. Wohl habe der Fürst sich hoch vermessen, unschuldig daran zu sein, aber er sei als unzuverlässig bekannt, heute sage er dieses, morgen jenes. Daher hätte Wolmar Farenzbach guten Grund zur Annahme Radziwill stecke hinter der ganzen Sache. So richtete er denn im Namen seines Bruders an den Rat die ernstste Mahnung, sich nicht in eine Sache, die allein zwischen Radziwill und ihm schwebe, zu mischen; Wolmar sei willens, mit Riga im Frieden zu leben, wolle es aber den Kampf, so sei er (Wolmar) bereit, ihn aufzunehmen, er fürchte sich nicht, denn einen tapferen Soldaten schreckten nicht die tormenta et bellica machina, die Stadt aber möge sich versehen, daß ihr der Handel nicht mehrere Tonnen Goldes koste. Weiter forderte Johann im Auftrage des Bruders die Rückgabe der Papiere und Kleider, erstere sollten die Rigenser zum mindesten dem Könige von Polen übersenden, da er diesem schon selbst die übrigen ihm verbliebenen Dokumente und Briefe der Könige von Dänemark und England und anderer Fürsten abgeliefert habe. Hochfahrend schloß der Unterhändler, der Rat möge sich seines wohlfeilen Sieges nicht brüsten, jener habe eine ganze Schar, dieser nur 17 Reiter um sich gehabt.

Der Rat von Riga, der, wie wir wissen, längst auch in Warschau Klage erhoben, wies die weiteren Verhandlungen von sich und publizierte noch am selben Tage (12. Dezember) als nicht mißzuverstehende Antwort ein von Radziwill gezeichnetes Patent, durch welches alle Behörden aufgefordert wurden, dem Unwesen zu steuern, das durch böswillige Ueberläufer und Verräter heraufbeschworen sei, welche sich sogar geweigert hätten dem König den Treueid zu leisten. Alle guten Unterthanen wurden aufgerufen gegen die Flüchtigen und Vagabunden zu einander zu stehen. War auch Farenzbachs Name nicht genannt, so war es doch dem Blödesten kein Geheimnis gegen wen Fürst Radziwills Erklärung gerichtet war.

Damit endete das Jahr 1617, das über Livland wie Kurland des Unglücks genug gebracht hatte.

Im Januar des neuen Jahres (1618) spann sich der Konflikt weiter fort. In Warschau hatte Farenzbach namentlich bei Jesuiten unerwartete Fürsprecher gefunden, denen es gelang, den König Sigismund zu einem Schritt zu bewegen, der auf die Kritiklosigkeit und Indolenz dieses Monarchen ein großes Licht wirft. Unter dem 10. Januar befahl er dem Rat von Riga, dem Wolmar Farenzbach Ersatz und Genüge zu leisten für den ihm zugefügten Schaden. Denn es sei ihm versichert worden, der Ueberfall gegen Farenzbach sei ins Werk gesetzt, als jener in friedlichster Weise gelebt und nichts Schlimmes im Schilde geführt habe. Der Verlust belaufe sich nach Angabe des Geschädigten auf 40 000 Thaler.

In eigentümlichem Gegensatz zu dieser rosigten Darstellung Farenzbachschen Gebarens standen freilich die sich ewig wiederholenden Klagen über Ausraubungen und Ueberfälle, die sich Wolmars Bruder Johann seit jener in Auß hauste erlaubte: da klagte z. B. am 19. Januar der Kaufgesell Werner Chemnitz aus Deventer, daß er auf der mitauschen Landstraße zwischen beiden Seen von Johann und dessen Dienern mißhandelt worden sei, oder aber es beschwerte sich am 2. Februar Georg Roskull, daß der nämliche ihm sein Gut Hülffsdorff im Pernigelschen eigenmächtig besetzt und sich daselbst einquartiert habe.

Dem Rat von Riga konnte an den Farenzbach abgenommenen Sachen herzlich wenig liegen, deren Wert sich vielleicht auf einige Hundert, nie aber auf 40 000 Thaler belief. Er scheint daher beschlossen zu haben, die Beutestücke, die genau inventarisiert worden waren, nach dem Befehl des Königs auszuliefern. Dem stellte sich eine unerwartete Schwierigkeit in den Weg. Der Kapitän Hütfels hatte, auf sein Beuterecht sich berufend, durch seinen Bruder die Kleider und andern Sachen nach Danzig in Sicherheit bringen lassen und verweigerte deren Herausgabe. Die Stadt ging diesmal mit ungewöhnlicher Energie vor, befahl Hütfels in Arrest zu nehmen und gab ihm nicht eher die Freiheit wieder, bevor er am 27. Juni eine feierliche eidliche Erklärung abgelegt, daß er Riga nicht verlassen werde, ehe er die Farenzbachschen Sachen

ausgeliefert habe. Aber kaum hatte er auf diesen Revers hin die Mauern des Gefängnisses hinter sich, so machte er sich trotz Offiziersehre und aller Eide schleunig aus dem Staube und entwich nach Danzig.

Bevor noch alle diese Komplikationen eingetreten waren, hatten die Zerwürfnisse zwischen der Stadt und Farensbach den äußersten Grad erreicht. Seitdem letzterem zu Ohren gekommen, daß der Rat von Riga eine Gesandtschaft nach Warschau abzuschicken beschlossen, ließ er überall aussprengen, er könne nicht zum Reichstag, weil ihn die Rigenfer ausgeplündert, er werde aber dafür sorgen, daß auch jene nicht ungeschlagen dorthin kämen, „er wolle sich an denselben erholen und hernachher mit ihrem Gelde sich nach dem Reichstage begeben“. „Um reine Straße zu halten“, wie der Bericht sagt, mußten die Rigenfer außergewöhnliche Maßregeln ergreifen⁴⁹⁾.

Riga, das in dem Fürsten Radziwill einen wertvollen Bundesgenossen hatte, faßte daher den kraftvollen Beschluß, den Unruhmüßiger in seiner eigenen Behausung aufzusuchen und ein Expeditionscorps gegen die Augenburg auszurüsten. Radziwill gab seine Zustimmung, versprach selbst Hilfe und Unterstützung und erließ am 10. Januar aus Wilna ein abermaliges energisches Manifest, in welchem er mit strengen Worten rügte, daß sich in Kurland und Livland gegen Recht und Gesetz Scharen Bewaffneter umhertrieben und ihnen — Farensbachs Name war auch diesmal nicht genannt — unnachsichtliche Bestrafung in Aussicht stellte. kaum zwei Wochen später, am 31. Januar, brachen dann 500 Mann aus Riga auf und rückten mit fliegenden Fahnen in harter Kälte gegen Auf „und ist damals“, bemerkt der rigasche Chronist Bodecker, „die Auge von den Unsrigen belagert worden“.

Die kleine Armee begleiteten Thomas Ram, der Syndikus Johann Ulrich, ferner Kaspar Dreling und Gotthard Welling, von denen die drei ersten den Auftrag erhielten, nach Einschließung des Feindes über Preußen die Weiterreise nach Warschau zum Reichstage anzutreten und hier die schwebenden Prozesse gegen Farensbach zu betreiben⁵⁰⁾. Die Truppen

nahmen den Weg auf Tuckum, wo sie mit dem Aufgebot der kurländisch-sembgallischen Ritterschaft und dem von Radziwill gesandten kleinen Corps zusammenzustossen gedachten. Gleich zu Beginn des Marsches stellte sich scharfe Kälte ein, die den Soldaten fast unerträglich zu werden drohte. „Nicht eine schlechte Anzahl“ blieb marode liegen. Am 2. Februar erreichte man Tuckum, woselbst sie der Unterhauptmann Reinhold Grothuß empfing und so gut es gehen wollte ihnen Quartier anwies. Die Rigenjer fanden den Obristlieutenant Dönhof, der den Oberbefehl über die ganze Expedition übernehmen sollte, samt dem Rittmeister Schwerin mit seiner Fahne Reiter, die offenbar von Radziwill in Sold genommen war, ferner das Aufgebot der kurländischen Ritterschaft, 40—50 Pferde stark, unter dem Kommando des Rittmeisters Frank bereits zur Stelle, zu denen bald darauf auch 100 Heibucken stießen, die, vom Rittmeister Zaleski befehligt, von Biltten her auf Fürst Radziwills Geheiß heranzumarschiert waren.

Von Mitau jedoch fehlte alle Nachricht. Man wußte, daß in der Abwesenheit des Herzogs, der in Person nach Warschau geeilt war, die Herzogin Elisabeth Magdalene mit der sembgallischen Ritterschaft, die zusammengetreten war, beratschlagte, wie man gegen den Verhafteten vorgehen könne. Um Gewißheit zu erlangen, beschloß man Herrn Johann Stromberg mit Briefen und Instruktion an den Hof und den Adel abzusenden und mittlerweile selbst bis nach Schlampen näherzurücken. Als sie hier, wo sie die Nacht vom 3. zum 4. Februar kampieren, Stromberg nicht erwarten können, brechen sie am 4. auf, gelangen bis nach Doblen und beziehen auf dem Leibgeding der Herzogin Quartier. Die kurländische Ritterschaft war, um sich zu sammeln „und Visitation zu halten“, bei Sathen stehen geblieben, sehr zur Befürchtung der Rigenjer, sie möchten von Farenshach, der seine Truppen — 150 Pferde und 40—50 Mann Fußvolk — hatte zusammenblasen lassen, überfallen werden. Beruhigend mußte daher die Nachricht wirken, daß der Adel von jenem unbehelligt auf Doblen im Anmarsch sei — die gegen Farenshach zu Gebot stehende Macht belief sich damit auf 550 Mann.

Am 5. Februar kam Stromberg zurück; der Bescheid, den er brachte, war der denkbar ungünstigste. Die Landschaft ließ erklären, sie hätte laut dem Landtagsbeschluss vom Ende vorigen Jahres unter Vorsitz des Fürsten in Gemeinschaft mit der kurländischen Ritterschaft „von den fürststoßenden Händeln deliberiren“ sollen. Der Oberbefehl hätte dann einem in Semgallen verordneten Rittmeister übertragen werden müssen. Der Herzog sei aber außer Landes, das Kommando einem andern anvertraut, die kurländische Ritterschaft eigenmächtig vorgegangen, sie sehe sich daher außer stande, in den Auszug zu willigen, ermahne vielmehr die Kurländer, „sich zur Mytaw ad deliberandum einzustellen“. Vergeblich waren die Einwendungen Strombergs, die dann von den Ratsherrn auch in Briefen an die Fürstin wiederholt wurden, daß man auf direkten Befehl Radziwills gehandelt und den Weg auf Tuckum nur deshalb angetreten habe, um nicht noch andre Teile des Fürstentums zu belästigen, vielmehr nur die hier stehenden Heibucken und schwerinschen Reiter, deren Disziplin keine gute sei, an sich zu bringen, vergebens die Erklärung, daß die kurländische Ritterschaft mit der semgallischen gar nicht gemeinsam tagen dürfe, bevor der König den Herzog Friedrich mit seines Bruders Wilhelm Land förmlich belehnt habe, was sie ja von Herzen selbst wünsche und in diesem Sinne ihre auf den Reichstag abgefertigten Gesandten instruiert habe. Die Ritterschaft Semgallens blieb bei ihrer Meinung und auch die Herzogin sah sich außer stande, der Sache eine andre Wendung zu geben, ja sie mochte wohl über die eigenwillige Einquartierung auf ihrem Leibginge Doblen und den durch dieselben angerichteten unausbleiblichen Schaden erzürnt sein, wie sie denn auch am 6. Februar ein Schreiben dorthin absandte, „darin,“ wie der Bericht der rigaschen Delegierten besagt, „sie fast eifere, das Wir in ihr Leibginge ohn vorhergehenden bescheidt eingerückt, und Uns von ihren Beamten die station reichen, auch sonst den ihrigen allerlei beschwehr zufügen lassen, mit begehren von dannen alßbaldt abzurücken.“ „Haltens,“ schrieb am selben Tage einer der Gesandten nach Riga, „aber dafür, daß man noch

diese stunde den Farenßbach nicht irritiren, sondern wie einen bösen Hundt streichlen will, damit man nicht von ihm verlegt werde; Gott gebe aber, das er nicht Hundeslohn gebe, wie fürdem mehr denn zu viel geschehen.“

Noch am 6. Februar langte man eine halbe Meile vor Aug an und lagerte sich, 800 Mann mit acht Geschützen, auf Heinrich Nettelhorsts Hof. Während man mit dem Wiaß beschäftigt war, bemerkte man einen Kleinschmied, Jost Cirkel, der ihnen im Namen Farenßbachs eine Kopie eines königlichen Mandats überreichte, darin der König befahl, von aller Ausrüstung abzustehen, dem Farenßbach die entnommenen Sachen zu restituieren und den Rechtsweg zur Beilegung der Streitsache zu beschreiten. Datirt war es vom 10. Januar n. St. Beigelegt war ein unterm 6. Februar verfaßter Brief von Farenßbach selbst, in dem dieser erklärte, er wolle, obwohl er im Recht sei und angegriffen worden, dem Monarchen gehorsam sein, er erwarte aber auch seitens der Gegner Einstellung der Rüstungen und Rückgabe des Seinigen, andernfalls protestiere er und sei bereit, ihnen mit gleicher Münze heimzuzahlen. Auf mündliches Befragen gab Cirkel an, Farenßbach wisse nichts von dem Anmarsch, er vermute sie noch in Doblen, wohin zu gehen er ihm aufgetragen hätte. Um eine Antwort zu beraten, zogen Dönhoff, die rigaschen Herrn und die übrigen Offiziere sich zurück, als plötzlich Farenßbach mit 15 Reitern heransprengt und auf die kurländischen Reiter eindringt, die eben die Pferde abgesselt haben. Fünf oder sechs werfen sich den Feinden entgegen, andre eilen zur Hilfe, „die mit diesen 15 fast scharff scharmuzieret, also das drüber 5 von den Churlender gar gefehrlich verwundet, auch auf des feindes seiten einer erschlagen, einer gefangen und die übrigen uff die flucht bracht worden. Drauß was Farenßbach im sinne habe und wie er; nur zum Deckel seiner lubenstücke solche Königl. schreiben erpracticiret und insinuiren lassen, genugsam offenbahr worden.“

Im Kriegsrat wurde beschloffen, unverzüglich zur Belagerung von Aug zu schreiten, obgleich die Burg von der See- und Landseite sehr fest sein, Farenßbach außerdem die Wälle

durch Begießen mit Wasser in spiegelblanke Eisflächen verwandelt haben sollte⁵¹⁾. Mit dem Morgen des 7. wollte man die Riegen einnehmen, um für die unter der bitteren Kälte schwer leidende Mannschaft und die Pferde Quartier zu haben. Als die Offiziere aber aus dem Hause, wo sie Rat gehalten, heraustraten, sahen sie den Abendhimmel blutig geröthet und ferne Flammen zeigten ihnen, daß Farenzbach, ihre Absicht erathend, die Gebäude selbst in Brand gesteckt hatte.

Am andern Morgen in der Frühe begann der Vormarsch in der von Dönhof angegebenen Weise: gegen ein Uhr nach Mittag langte man vor der Augenburg an: die Riegenfer und deren Freunde fanden alles in Asche: die Korn- und Malzriegel, die Schmiede, der Pferdestall und das Fahl-land, eine schlimme Aussicht auf Unterbringung der Truppen, denen es bereits am Nötigsten zu fehlen begann. Auch die Munition war knapp, Musketen, Pulver, Geld gingen auf die Reige. Dönhof beorderte nun einen der schwerinschen Trompeter zu Farenzbach (zu dem übrigens der Kleinschmied schon am Morgen mit einem Antwortschreiben abgefertigt worden war) mit der Aufforderung, er möge zwei Personen, denen man Sicherheit und Quartier verspräche, heraussenden, auch sie wollten zwei aus ihrer Mitte zu ihm senden, „so sich mit ihnen auff Gericht, sicherheit und glauben besprechen sollen“. Doch dem Parlamentär erging es gar übel. „Den Trombter“ — so der anschauliche Bericht der Rats Herrn nach Hause — „hat er anfangs mit Faustschlag empfangen, alle, die draußen wehren und gesprech beehrten übel tituliret und genötigt und den Trombter selbst erstechen und niederlegen wollen. Es hatt sich aber der Labar (de la Barre) alßbalt dazwischen geschlagen, sein Regiment niedergeworffen und über solche thadt hefftig ge-eiffert, mit dem andingen, das, wofern er nicht quartier halten und bescheidenheit gebrauchen wolte, Er sambt den andern allen abtreten und die außscheiden wolten, drüber es dahin bracht, das der Trombter tractiret und behofft, entlich, wie wir in der Kelte wohl ein par stunden uffgehalten, mit dem angehaften erbieten abgefertigt, 2 der seinigen außzuschicken und von 2 der

unsrigen die gewerbe zu vernehmen: drauff der Junge Bieting, Jürgens Sohn, der neulich auß Frankreich kommen, und Levin von Sacken, des Herrn Obristen Dönhofs auffwarter, abgeschicket, so fast nahe unterm wall gerücket. Wie sie nun vermeinet, das ein par Persohnen außgeschicket werden sollen, hat sich der Farenzbach selbst mit fast vielen Franzosen gestellt, dem sie des Feldherrn (Radziwill) an ihn und seine rottierten Leuthe sonderbahre Universalen sambt einen besondern der Königl. Officirer, Ritterschaft und unser deduction und postulation schreiben — — — — in die fauste mit heller stimm und deutlichen worten übergeben und erklehrung begehret. Da dann Farenzbach, damit seine leuthe nicht wissen und vernehmen möchten, welcher Maßen sie abgemahnet würden, die beiden Universal sammbt den beigefügten Ehrmahnschreiben alßbalt für den unsrigen augen zerrißen, den Feldtherrn und uns Alle greulich diffamiret und unsere persohn und güter biß in den kön. schoß und die heiße hölle selbst feindtlich zu verfolgen sich öffentlich erklehret, auch drauff die abgesandte Abliche persohnen an leib und leben gefehret und beschedigt hette, wan er nicht von den Franzosen, die der von Bietinghoff in Französischer sprach angeschriegen, eingehalten und gehemmet, und sie also unverfehret zu Uns wiederumb verstattet worden.“

Die Lage der Truppen, die um Auß standen, war mittlerweile keine beneidenswerte. Die Kälte wurde immer strenger, dabei begann es Abend zu werden und das Fußvolk, das den ganzen Tag über auf den Feldern in tiefem Schnee gestanden, sah die Aussicht vor sich, die Nacht im Freien bivakieren zu müssen. Das bewog den Obristlieutenant Dönhof den Vorschlag zu machen für die Nacht die Soldaten, so gut es gehen wolle, in den benachbarten Gefinden und Höfen einzuquartieren, damit sich Menschen und Tiere erholen möchten und man mittlerweile „allerlei präparation“ an die Hand schaffe. Doch die Truppen waren damit wenig zufrieden; sie hatten sich soeben an den rauchenden Trümmern der Kiegen etwas erwärmt und baten insgesamt, zumal man doch in den Quartieren über Nacht vor Farenzbach nicht sicher sein würde, nicht fortgeführt zu werden.

Ehe noch Dönhof eine Entscheidung getroffen, brachen sie auf und legten sich hart vor alle Pforten und Thore der Augensburg, damit nur ja keiner entwische. Die ganze Nacht hindurch gab Flintengeknatter Zeugnis von der gegenseitigen Wachsamkeit. Die Ratsherren und Oberoffiziere hatten während dessen im Pastorat Wohnung genommen und faßten hier den Beschluß, „ehe dan etwa der Wolff sich bei Nachtzeiten durchgebissen“ möchten diejenigen, die zum Reichstage mußten, ihre Reise zur preussischen Grenze antreten. Welling und Abgeordnete beider Gilden sollten bei den Truppen bleiben, deren Kommando nach wie vor Dönhoff verblieb. Nachdem noch beschlossen, daß Welling die Gesandten auf dem Laufenden erhalten sollte, brachen Ram, Ulrich und Dreling auf geleitet von sechs Reitern, darunter Theodor Fick, Michel Graf und Wilhelm Helmsing, die „als tapfere leuthe und lieberhaber des Vatterlandes“ sich zu Freiwilligen angeboten hatten. Während die Abreisenden unter vielen Mühseligkeiten den Weg weiter verfolgten, am 10. Februar an der Heiligen Aa anlangten, dann den Weg auf Memel nahmen, bei dem tiefen Schnee, dem Unwetter und den nichtswürdigen Pferden oft stecken blieben, endlich am 15. Februar Königsberg und am 20. Warschau erreichten, lagerten die Truppen weiter vor der Augensburg. Leider fehlen über den Ausgang der mit so viel Aufwand unternommenen Expedition genauere Berichte, wir wissen nur das eine mit Sicherheit, daß die Einnahme von Jarensbachs Schlupfwinkel nicht zu stande kam. Die Erwägung, daß die Gesandten nunmehr sicher ihre Reise nach Polen fortsetzen konnten, die andauernde Kälte, die mangelhafte Ausrüstung, die reservierte Haltung Elisabeth Magdalenas und der Semgaller — von Jarensbachs Seite wohl die Einsicht, daß er sich auf die Dauer doch nicht werde halten können, daß dagegen eine friedliche Einigung, eine scheinbare Nachgiebigkeit ihm beim Könige nur nützen könnte, wirkten zusammen. Nachdem Jarensbach die Belagerer noch eine Weile in Aufregung gehalten — soll er doch nach einem zeitgenössischen Brief⁵²⁾ ihnen „ohne unterlaß allen schimpf zugefüget“, mit „aufs höchst 6 Pferden

ausgefallen“ sein und die „ganze Fahnen nach dem Lager zu gejaget“ haben — wurde am zehnten Tage dem „unzeitigen“ Krieg ein Ende gemacht. Chodkiewicz hatte auch hier seine Hand im Spiel: offenbar in seinem Auftrag erschien ein polnischer Edelmann, begleitet von einigen Mönchen aus dem Krettingenschen*) Kloster, als Vermittler. Rasch gelangte man zum Abschluß: Farenzbach willigte in die Entlassung seiner Soldaten bis auf 20, die Rigenser hoben die Belagerung auf, alle Klagen sollten friedlich in Warschau weiter verfochten werden. Für Farenzbachs Feinde glich dieser Accord fast einer Niederlage, darüber konnten auch die Glückwünsche des Fürsten Christoph Radziwill an die Stadt Riga nicht hinwegtäuschen, in deren Mauern bereits am 20. Februar die Truppen von Auß her einrückten. Was half es, daß schon am 10. Februar an die Schloßthore in Riga eine königliche Citation gegen den Unruhestifter angeschlagen worden war, er solle sich persönlich in Warschau verantworten, der Unverbesserliche trug sein Haupt nur um so höher: „er hat sich,“ lautet ein Bericht, „aber alsofort nach ihrem Abzuge wieder gesterket und treibet vielmehr muthwillen als vorhin einmalen und soll teglich auff mittel gedanken, das er bei dem Schweden wieder müchte zur gnaden kommen.“ Diese letztere Nachricht fand auch durch die in Warschau weilenden Gesandten ihre Bestätigung, die erfahren hatten, daß Farenzbach seinen Diener Richter nach Schweden zu erneuter Anknüpfung gesandt habe, er sei auf dem Heimweg von Schweden, die Rigenser möchten acht auf ihn geben, er müsse „viel geheime verrätherey bei sich tragen⁵³⁾“.

Wenden wir uns auf den polnischen Reichstag nach Warschau. Trotz der Aufforderung war Farenzbach nicht in Person erschienen, sondern hatte in einer vom 2. März datierten Verteidigungsschrift sein Ausbleiben damit motiviert, daß er es bei der Feindschaft des Fürsten Radziwill und der Stadt Riga

*) Krettingen an der litauisch-kurländischen Grenze.

nicht wagen könne, sein festes Haus zu verlassen: vor sich sehe er einen gähnenden Abgrund, in seinem Rücken lauerten auf ihn ein Rudel Wölfe, bereit sich auf ihn zu stürzen.

Das Dokument⁵⁴⁾ sucht im einzelnen eine wenig gelungene Deduktion seiner Unschuld zu liefern: Durch die Verfolgungen seiner Gegner sei er dahin gebracht worden, seine Rettung bei Schweden zu suchen, aber sehr bald schon habe sich ihm die Gelegenheit dargeboten, sein Vergehen wieder gut zu machen. Schon damals, als ihm Herzog Wilhelm das Gubernament übertragen, sei ihm der Gedanke gekommen, wieder Friede mit Polen zu machen; durch den Bischof von Kulm und den Jesuitenpater Gregorius sei ihm auch die Verzeihung des Königs zu teil geworden und habe Radziwill samt dem Kommissarius Zawaski Auftrag erhalten den Unterwerfungsvertrag zum Abschluß zu bringen. Nur im Interesse von Kurland und der Republik Polen habe er zum Schein noch eine Zeit lang den schwedischen Parteigänger gespielt, und wenn seine nur zum Schein unternommenen Angriffe gegen Dünamünde und Pernau wider seinen Willen geglückt seien, so träfe die Schuld einzig und allein die feigen Verteidiger. Aus Dünamünde seien Obrist und Soldaten feige davongelaufen und Pernau hätte man so verteidigt, daß der Wall mehr den Verteidigern, als diese dem Wall zum Schutz gebient hätten. Gleich die Mäste abzuwerfen wäre ihm damals unmöglich gewesen, Kurland würde, zumal Radziwill in frevelhafter Sorglosigkeit keine Truppen zur Hand gehabt, von den Schweden vollständig devastiert worden sein. Daß an seiner Gesinnung für Polen kein Zweifel gewesen, hätte er Radziwill, Becanus und Pater Gregorius zur Genüge bewiesen, wie er denn schließlich Blockhaus, Schanze und Dünamünde selbst dem Feldherrn eingeräumt habe.

Fürwahr, ob er dem König und der Republik geschadet oder genützt, überlasse er billig dem Urteil der Einsichtsvollen, selbst aber spreche er mit dem Dichter:

Omnia ingrata et nihil fecisse benigne est!

(Undank wär' überall und besser gar nichts zu schaffen.)

Bald seien ihm neue Schwierigkeiten durch seine Söldner erwachsen, man habe ihnen einen zweimonatlichen Sold vorenthalten und sie dadurch zur Meuterei veranlaßt. Natürlich habe man ihm die Schuld zugeschoben, als die Auffässigen gegen Riga gerückt seien und ihn auf Antrieb von Radziwill an der Düna überfallen und ihn auf offener Straße drei Meilen weit verfolgt, ihm all seine Habe geraubt — nur mit Mühe habe er das nackte Leben gerettet. Dann habe Radziwill seine Truppen nach Rarkus ins Quartier gelegt: sein Gut wäre jetzt ein Trümmerhaufen, und damit nicht genug sei durch Radziwill ein Vertrag zwischen diesem, der Stadt Riga und der kurländischen Ritter- und Landschaft zustande gekommen, der direkt gegen ihn gerichtet sei; man habe ihn in Auß belagert, Kanonen gegen sein Schloß gerichtet, aber durch Gottes gnädige Hilfe sei das freventliche Beginnen kläglich gescheitert und die Gegner zum Abzug gezwungen worden. Darüber ergrimmt seien von ihnen die alten Gerüchte von seiner Konspiration mit Schweden wieder hervorgekramt worden, um sein Verderben herbeizuführen, doch, da er unschuldig, so könne er auch hier mit dem Poeten bekennen:

Conscia mens recti famae mendacia ridet!

(Ein sich des Rechts bewußtes Gemüt verlacht die Verleumdung.)

Im Vertrauen auf seine gerechte Sache unterwerfe er sich dem Willen und Urtheil des Monarchen und der polnischen Landboten, bei ihnen hoffe er ein Asyl zu finden vor seinen Feinden, die herdenweise auf ihn sich zu stürzen bereit wären.

Die Dichterworte, mit denen Farenzbach seine Deduktion verbräunt, machen diese Verteidigung nicht überzeugender: sie bewegt sich in Allgemeinheiten, wiederholt Bekanntes in falscher Beleuchtung und bringt nichts Entlastendes vor, wie denn auch das Fernbleiben vom Reichstag wohl am deutlichsten für seine Schuld und sein schlechtes Gewissen sprach.

Die rigischen Gesandten fanden in der Hauptstadt die Zahl der Gegner Farenzbachs, an deren Spitze Radziwill, weit in der Uebersahl, auch der König war des Lästigen längst überdrüssig, aber dabei doch zu indolent, um rasch eine Entscheidung

zu fällen. Sehr bald erwuchsen zudem zwischen ihm und den Landboten Differenzen, weil sich der König sehr widerwillig in der Befetzung hoher erledigter Würden zeigte und Woche um Woche verrann, ohne daß die Dinge von der Stelle rückten. Was half es den Delegierten der Stadt, daß sie beim Monarchen Privataudienz erhielten, dann im Senat und in der Landbotenstube ihre Klagen gegen den „Buben und Bösewicht“ ausführlich darlegen konnten und patientissime vom Landesherrn, mit lautem Beifall von den Landboten angehört wurden. Schließlich war das Ende der Session herangekommen und mit der Bertröstung, die allendliche Entscheidung auf dem nächsten Reichstag vornehmen zu wollen, mußten sich die Gesandten zufrieden geben. Am 8. April kehrten sie aus Polen heim.

Farensbach war in Auf geblieben in Sorge um die Zukunft in mancherlei schwerer pekuniärer Belastung. Seine Lage brachte es mit sich, daß er Truppen halten mußte, und diese kosteten viel Geld; so sah er sich genötigt dem ihm treugebliebenen Offizier Wilhelm da la Barre am 6. März sein im Bernauschen belegenes Gut Zintenhof für 1000 Thaler zu verpfänden⁵⁵⁾. Die uns erhaltene Urkunde hebt seine langjährigen Dienste hervor, welche Farensbach besonders während der Belagerung der Augenburg von hohem Wert gewesen, und gedenkt seiner Treue, mit der er ihm unweigerlich geholfen, ja ihm sogar einmal eine namhafte Summe Geldes geliehen habe.

Seltamerweise standen trotz allem Vorgefallenen die Chancen des Abenteurers in Polen nicht so schlecht, wie man annehmen mußte; jedenfalls spricht ein erneutes königliches Schreiben⁵⁶⁾ an den Rat (dat. 12. Juli) für eine gewisse Festigkeit seiner Position, da dasselbe die strenge Weisung enthielt, Farensbach die geraubten Kleider, Kleinodien und Geld zurückzugeben, eine Weisung, welcher Riga beim besten Willen Folge zu leisten, wie wir wissen, außer stande war. Gegen den eidvergeffenen Offizier Hütfels hatte der Rat eine öffentliche Ladung erlassen und die Stadt Danzig ersucht, ihm zur Wiedererlangung der Beutestücke zu verhelfen, ohne daß die Verhandlungen zu einem Ziel geführt hätten. Im Juli folgenden Jahres — wir führen die

Angelegenheit gleich zum Ende — widerrief Hüttfels feierlich seinen Riga geleisteten Eid als erzwungen, ja er wußte sogar ein Intercessionsſchreiben des Danziger Rats zu seinen Gunsten zu erwirken. Alle weiteren Schritte gegen ihn, der sich mittlerweile „Kapitän der protestantischen drei Stände des Erzherzogtums Oestreich“ nannte, sind entweder gar nicht unternommen worden, oder resultatlos geblieben.

Die Position, die Farenšbach sichtlich in Warschau noch immer besaß und die er seiner einflußreichen Verwandtschaft und Gönnerschaft zu danken hatte, machte ihn kühn, im August mit circa 160 Mann Gefolge sich in Warschau in Person einzufinden. Anfangs waren seine Bemühungen zu einer Privataudienz vorgelassen zu werden vergeblich, über acht Tage weigerte sich der König, ihn zu sehen, schließlich gab er den Bitten und Thränen von Farenšbachs Schwester Magdalene nach und beschied ihn vor sich. Mag nun auch wirklich das Auftreten Wolmars dabei, wie der rigasche Agent Royen berichtete, ein sehr klägliches gewesen sein, mag er wirklich kaum ein Wort haben hervorbringen können, so daß König Sigismund seinen Gruß nicht einmal beantwortet, Thatsache bleibt, daß man ihn bald im Gefolge mit den andern Hofjunkern den Monarchen überallhin begleiten und vor der Kirche aufwarten sah, und daß die starke Bedeckung, mit der er sich umgab, wie deren schmucke Kleidung und martialische Gesichter, in der Menge das Gefühl hervorrufen mußte, keiner stehe höher in der Gunst als er. Es gelang ihm wirklich Ende August eine Bestallung auf 300 Reiter zu erhalten, mit denen er zu der wider die Tataren nach Podolien ausrückenden Armee stoßen sollte, selbst 3000 Gulden wurden ihm zur Ausrüstung als erste Rate ausgezahlt. Kann es wundernehmen, wenn er bei solchem Umschwung alle Rücksichten fallen ließ? Seine in Praga, der Warschauer Vorstadt, eingelagerten Soldaten trieben die schandbarsten Dinge, plünderten und mordeten, ohne daß es ihnen gewehrt wurde; auf dem Marktplatz gab's jeden Augenblick blutige Zusammenstöße zwischen ihnen und Radziwills Heyducken und Trabanten. Wie die Knechte, so der Herr: „er spenet,“

schreibt Royen, „nur lauter Feuer von sich, und will auf alle Gelegenheit intent sein sich an der Stadt insgemein und an einem jeden insonderheit zu rechnen. Nach dem rigaschen Secretario (i. e. Royen) bey Hofe hat er sonderlich gefragt, ob der hier war, und wo er sein Losament hatte, dabey gedreuet, ihn zu erschießen oder ihm einen schimpf zu beweisen. Umb ein tag 2 3 soll in der Auff oder Sortzug in der Podollien geschehen, unterdeß maymom sich vorsehen, Gott wirt die seinen woll behüten, ihn aber zu seiner Zeit zur gebührlichen Straffe seiner betriebenen bosheit ziehen.“

In der ersten Septemberwoche hat Farenzbach Warschau mit kaum mehr denn 100 Mann, über die er am Ufer von Praga zuvor noch Musterung abgehalten, verlassen. Der Feldzug kam nicht unglücklich aus, Ende September wurde ein Angriff der Tatern zurückgeschlagen. Im Winter kehrte das Heer zurück, auch Farenzbach ließ wieder von sich hören. Die rigaschen Reichstagsdelegierten vernahmen Mitte Dezember, daß er mit wenigem Volk „im Reußenland“ sein altes Unwesen treibe; seine Ankunft in Warschau wurde als möglich erörtert. Einige Tage später verlautbarte, er sei nach Livland aufgebrochen, wo die königlichen Truppen für den Winter abgedankt würden, offenbar um seine eigene Mannschaft hierbei zu komplettieren, auch Kosaken solle er geworben haben.

Während die Gesandten Rigas in Warschau das unerquickliche Geschäft des prozessualischen Vorgehens gegen den alten Feind betrieben, that dieser alles, um sich mit Gewalt zu behaupten. Die Gegenmaßregeln Rigas lassen sich nicht mehr im einzelnen verfolgen, das Jahr 1618 spann sich unter stillen Vorbereitungen zu neuen Aktionen ab: die Reise Rams und des Syndikus Johann Ulrich zum Mitauer Landtag im Mai, die mehrmalige Anwesenheit Radziwills in Riga im Juli und September, die Besuche der furländischen Fürstlichkeiten, die mit dem Feldherrn vom 31. Juli bis 4. August zusammentrafen, wie endlich der Ausbruch des Bürgermeisters Uhlenbrock, der Aelterleute Witte und Struborg, des Ratsheeren Welling und des Syndikus Ulrich zum Warschauer Reichstag

am 22. November bildeten sicherlich fest ineinander greifende Glieder einer Kette.

Erörtern wir nun in Kürze die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1618⁵⁷⁾. Der erneute Abfall Farenzbachs im November 1617 hatte Radziwills Aktion gegen Bernau unmöglich gemacht, er selbst war im Dezember nach Birsen gegangen und hatte als Kommandierenden seinen Landsmann Gziczinsky zurückgelassen, der im Frühjahr des kommenden Jahres die Expedition gegen Bernau auf eigene Faust ins Werk setzte. Er war dabei um so zuversichtlicher, als der Adel der Wiek und von Harrien und Wierland scheinbar die Festung zu übergeben Wiene machte, freilich nur um unterdessen Warschau und die übrigen vom flachen Lande hinter die schützenden Mauern zu retten. Voll Grimm sich so betrogen zu sehen zogen die Polen alles verheerend bis gegen Reval. „Sie haben hierbei,“ sagt eine fliegende Zeitung, „kein Kind leben lassen, das Vieh, so gutt gewesen, haben sie mitgetrieben, das andere aber in die Ruten gejaget und verbrannt und also das ganze Land jämmerlich verwüstet, aber auch die geringste Festung dennoch nicht eingenommen.“ Der polnische General verlegte darauf seine Truppen nach Livland und Kurland zurück, in letzteres nur einige Fähnlein, so das des Rittmeisters Schwerin, des Rittmeisters Amboten und eine Fahne Kosaken, die dem Bauern das letzte, was er noch hatte, fortnahmen. Im Herbst ist dann Herzog Christoph Radziwill wiederum in Person nach Livland gekommen, mit ca. 3000 Mann lagerte er im Rarkuschen, grausam hausend. Wolmar und Johann waren in Warschau. „Wollte Gott das sie nun hin wehren,“ schreibt verzweiflungsvoll am 30. Oktober ein Unbekannter aus Riga, „hat der Wolmar dies saure Fressen eingebrockt, er solle es billig mit helfen auffressen. Die Kinder sind nicht der Natur und des Gemütes so der sel. Herr Vater war, sollte er vom Tode aufstehen, halte es gewiß davor, er würde selbst ihres Blutes nicht schonen.“ Im Hinblick auf das treulose Verhalten Farenzbachs gegen Herzog Wilhelm schließt der Schreiber mit dem Ausruf: „Warlich, das mag mir ein getreuer Gubernator

und vertrauter geheimer Rat sein der Wolmar mit dem roten Haar und Bahrt, Judas Art!"

Als das neue Jahr (1619) ins Land zog, weilten die Abgesandten noch in Warschau. Durch Zufall waren sie einem Anschlag Jarensbachs entronnen, der Mitte Januar mit 500 Mann in Grodno erschienen war, um sie aufzufangen; vor Wut über den mißglückten Versuch, schwur er furchtbare Rache.

In Warschau ging das alte Schaukelspiel seinen Gang weiter⁵⁸⁾, der König äußerte seinen Unwillen, versprach strenge Mandate, die Landboten erklärten Jarensbach für einen Erzverräter, forderten dreimal vom Monarchen Bestrafung, doch davor scheute dieser zurück; er werde schon richten, wenn's an der Zeit sei. Endlich glückte es den Rigenfern den 16. Februar als Termin für die Prozeßverhandlungen festzusetzen, als aber der Tag kam, gab's neue Verzögerung. Am 17. Februar erschien unvermutet Chodkiewicz und ließ durch seinen Sekretär die Abgesandten dringend bitten aus Rücksicht auf ihn mit der Verfolgung der bösen Angelegenheit zu warten, er verpflichte sich zu Pfingsten nach Livland zu kommen und dort den Streit beizulegen, auch sei er bereit Bürgschaft zu leisten, daß Jarensbach nichts Schlimmes wider die Stadt unternehmen werde. Die Delegierten gaben zur Antwort, es sei ihnen durch ihre Instruktion ausdrücklich zur Pflicht gemacht auf dem sofortigen Prozeß zu bestehen, sie seien nicht in der Lage anders zu handeln. Vergebens beschwor sie Chodkiewicz persönlich in offener Senats-sitzung Abstand zu nehmen, sie blieben fest. Nunmehr wandte er die beliebte polnische Verschleppungstheorie an, wußte die Sache bis zur letzten Sitzung hinauszuschieben und hier dadurch zum Schweigen zu bringen, daß er einen Brief des Angeklagten vorlas, er sei wegen Krankheit nicht zu erscheinen in der Lage. Mit dem Beschluß, daß er zu künftigem Reichstag sich persönlich einzufinden und die Richtigkeit seiner Angabe mit Eidschwur zu bekräftigen habe, endete die Sitzung.

Einen etwas besseren Erfolg zeigte wenigstens das vom

König gleichzeitig erlassene scharfe Mandat gegen Farenzbach: Am 8. März konnte der Rat das königliche Dekret anschlagen lassen, das alle Gutgesinnten aufforderte sich gegen das räuberische, ehrvergeßene Treiben Farenzbachs zusammenzuthun und mit allen Kräften ihm zu wehren. Es hieß daselbst:

„Allen und jeden dignitariis officialibus, Hauptleuten auff den heusern und der besatzung und allen Oberkeiten, wie auch der gesamtlichen Churländisch-Semgallischen und liefländischen Ritterschaft und den bürgerlichen Ständen und Andere Einwohnern desselbigen lands, lieben, besondern und getreuen, Wir haben vernommen, wie des wolgeborenen Wolmar Farenzbachs, Starosten zu Tarwast und Unsers Rotmeisters Kriegsvolk wider unsern befehl und ordnung im Fürstenthumb Churland und Semgallen, wie auch in Liefland liegen und ihrer gewohnheit nach streiffen und nicht allein denen in Städten und andern gemeinen leuten geringen Standes, sondern auch denen vom Adell beschwehrlich und verdächtig sein, auch allerhandt mutwillen treiben, schätzung abfordern, der unterthanen gutter und habseligkeit plündern und rauben sollen. Wenn sichs denn also verhielte, vermerken wir solchen mutwillens des Kriegsmans in Ungnaden, derwegen so gebieten wir allen und jeden ernstlich und wollen also gehalten haben, das sie mit der Stadt Riga radhs pflegen und mit zusammengeßetzten Kräfften, diejenigen, sie seien, wer sie wollen, und unter was schein sie also haushalten, Zwingen und einhalten, Oder es so nicht geschehen kann, dieselben zur stunde von ihren gangen abtreiben, alle unbilligkeit von ihrem leib und gutt abwenden und wider solches mutwilliges Kriegsvolk, gleich wie gegen einen gemeinen feindt, ihre Krefften wenden und dasselbige beschaffen, damitt dasselbe ganze landt solcher offenbaren räuberei hinfort möge entfreiet, gesichert und auff was art und weiß, wie immer geschehn kan, der gemeine Friede auffgerichtet, und dasselbe beschaffet werde, das ein jeder mit weib und kindt in seinem hauß und gutt friedlich und geruhig leben möge. Solches erfordert von Euch die allgemeine Vernunft, des gemeinen Vatterlands wolfahrth, ist auch unserm Königl.

Willen gemess; derwegen gebieten wir erstlich demselben gehorsamblich zu geleben und Nachzukommen, bei Unser Königl. gnade."

„Datum zu Warschau, den 20. February Ao 1619.

Sigismundus."

Am selben Tage gingen ähnlich lautende Schreiben an Herzog Friedrich von Kurland und ein erster Mahnbrief an den Rebellen ab, dem bei schwerer königlicher Ungnade noch einmal anbefohlen wurde sein Kriegsvolk sofort zu entlassen, da keine Gefahr von einem auswärtigen Feinde drohe, und hinfort den Frieden nicht zu stören.

Doch alles war vergebens, Farenzbach beharrte in seiner Auflehnung und die Klagen über seine schändliche Wirtschaft, über seine Bedrückung der um Auß gelegenen Güter, über Ueberfälle und Streifereien ins Mitauische, ja bis an die Düna und nach Süden tief ins Litauische, wollten kein Ende nehmen. Bei der allgemeinen Unsicherheit konnten die Aecker nicht bestellt werden, und man wehklagte, was dem Schwerte Farenzbachs entgehe, komme durch Hunger um.

In Riga trug das königliche Mandat die erhoffte Frucht: wie in demselben anbefohlen, beschloß der Rat, mit dem Fürsten einen förmlichen Bund abzuschließen und mit vereinten Kräften dem Unruhestifter zu Leibe zu rücken. Am 27. März a. St. kam der Vertrag „wider Farenzbach und dessen Helffershelffern für einen Mann zu stehen" zum Abschluß. Das Vertragsinstrument zählte die Unthaten beider Brüder auf, erwähnte eines vom litauischen Kronfeldherrn Chodkiewicz unternommenen Vermittelungsversuchs, der aber an Wolmars Halsstarrigkeit gescheitert sei, und gelangte zum Schluß, daß, wie dies auch Se. Majestät ausdrücklich anerkannt hatte, das Interesse des ganzen Reichs, wie die Wohlfahrt des Landes ein gemeinsames Vorgehen verlange. So sei man denn freiwillig übereingekommen, fest zusammenzuhalten und das Bündnis nicht eher zu lösen, als bis der Zweck erreicht und beide Kontrahenten darüber schlüssig geworden seien.

Damit war der erste Schritt gethan; aber sehr bald

begannen Verzögerungen aller Art: In Polen besaß der Rebell zahlreiche Freunde, vor allem war Chodkiewicz, sein naher Verwandter, ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse, den zudem persönliche Gegnerschaft von Radziwill trennte. Noch vor Abschluß des Bündnisses, am 2. März, hatte Radziwill den Rat von Riga von dieser Sachlage verständigt und seine lebhafteste Unzufriedenheit darüber ausgesprochen, daß der zur Beruhigung des Staates unternommenen Bemühung allenthalben Gegner entständen.

Anders, aber kaum günstiger, lagen die Dinge in Kurland. Der Landesfürst und vor allem die Herzogin, die Farenzbach als den Verderber ihres Schwagers Wilhelm haßte, wären ohne Zweifel gern bereit gewesen gegen den das Land unsicher machenden Friedensstörer einzuschreiten, doch die Ohnmacht des durch die Regimentsformel von 1617 beschränkten Fürsten zeigte sich gerade hier in eklatantester Weise. Landtag um Landtag verstrich resultatlos: bereits 1618 waren im Mai, dann im August und endlich im Dezember die Landboten zusammenberufen worden, aber über den Rosßdienst und das „Defensionswerck“ gelangte man zu keiner Einigung: die Vorschläge des Adels waren für den Fürsten unannehmbar und wurden daher „zum weiteren Nachdenken“ heimgestellt (Landtagsabschied 31. August pct. 4). Die Proposition Reiter anzuwerben fiel gleichfalls durch, man schloß mit dem Versprechen auf Erfordern sich zum Rosßdienst ungesäumt einzustellen — um nicht einmal dies zu halten.

Als Anfang Februar 1619 der Rat von Riga durch den Dr. Ludwig Hintelmann den Herzog Friedrich zur Stellung von Reiterei (wogegen die Stadt geübtes Fußvolk versprach) gegen Farenzbach aufforderte, sah sich der Fürst genötigt bei seiner Schwäche abzulehnen. Unter dem 29. März erwiderte der fürstliche Rat Matthias von der Rede, sein Herr bedauere es sehr keinen Bescheid günstiger Art geben zu können, aber ohne Beratung mit der edlen Ritter- und Landschaft dürfe er den Rosßdienst nicht ausschreiben. Sein Herr hoffe, daß es möglich sein werde den leidigen Streit in Frieden beizulegen.

So sahen sich denn die Alliierten auf sich selbst angewiesen.

In den folgenden Monaten bis zum August geschah nichts Entscheidendes, da Farensbachs Gönner Chodkiewicz abermals Verhandlungen einleitete, um die es sich offenbar in einer ganzen Reihe von Briefen gehandelt hat, welche im April, Mai und Juli zwischen dem Rat und ihm gewechselt worden sind — sie sind nicht mehr erhalten. Erfolglos blieb auch dieser Einigungsversuch, wobei es dahingestellt sein mag, ob Chodkiewicz' Parteinahme für seinen Verwandten, die später grell zu Tage trat, an der Resultatlosigkeit eine Schuld getragen hat.

Farensbach blieb mittlerweile still in Aug, so daß den Verbündeten, wollten sie ihn nicht wie vor Jahresfrist dortselbst belagern, wenig zu thun übrig blieb.

Nur in Umrissen werden uns einige, offenbar nicht unwichtige Ereignisse bekannt; wir erfahren, daß es den Rigenfern gelang, einige der Complicen handfest zu machen: der ehemalige Kapitän von Dünamünde Konrad Neustett, sowie der als Unterhändler mit Gustav Adolf genannte Christoph Richter fielen in ihre Hände, wie es scheint durch Ueberrumpelung durch den Vizekapitän Strzyżka. Den beiden Gefangenen wurde der Prozeß gemacht und das Todesurteil über sie gefällt, doch die Sentenz wohl nicht vollzogen, nachdem beide wider Farensbach sehr gravierende Aussagen gemacht. Unter den Anhängern Farensbachs ist uns schon einmal ein Tiefenhausen entgegengetreten, der den meuternden Kapitän Fischer 1617 im Herbst bei Mitau aufzuhalten von Farensbach Weisung erhalten hatte. Jetzt wurde gegen Georg Tiefenhausen — offenbar denselben — eine Expedition ausgerüstet: Radziwiłłsche Truppen unter Gasiowski und Wechman überfielen ihn — das Genauere fehlt völlig — es scheint, daß er dabei sein Leben eingebüßt hat.

Farensbach selbst endlich glaubte, oder gab sich wenigstens den Anschein es zu glauben, daß man in Riga den ruchlosen Gedanken gefaßt habe, ihn durch Gift aus der Welt zu räumen, wobei er einen früher in seinen Diensten stehenden Mann, Kirstenius, als denjenigen bezeichnete, den der rigasche Ratsherr Ram gebunden, während ein gewisser Dremopolski jenem das

Gift besorgt habe. Im folgenden Jahre sollten die Verhandlungen über diesen Fall akut werden — daselbst soll von demselben eingehend die Rede sein.

Fast ratlos stehen wir vor der Thatsache, daß Farenzbach bei ebendemselben König, der gegen ihn das scharfe Dekret vom 20. Februar erlassen, einige Monate später einen überraschenden Erfolg davontrug. Der Monarch, von Jesuiten beeinflusst, dem mächtigen Magnatengeschlecht der Radziwill nicht sehr gewogen, von Natur indolent und wankelmütig, war zu einem Entschluß bestimmt worden, dessen Urheber in erster Reihe gewiß Karol Chodkiewicz war: Sigismund III. verordnete, daß im August 1619 in Wenden eine Gerichtsverhandlung (*Judicium Commissoriale*) stattfinden solle, zu der sich Delegierte der Stadt Riga und Wolmar Farenzbach, dem freies Geleit zugesichert wurde, einzufinden hätten. An und für sich war die hier zu Tage tretende Intention auf friedlichem Wege den Beunruhigungen ein Ziel zu setzen gewiß sehr löblich, nur schade, daß durch die Einsetzung des durchaus auf Farenzbachs Seite stehenden Chodkiewicz von Beginn an bei den Rigenfern kein Zweifel walten konnte, daß sie in Wenden nicht zu ihrem Recht kommen würden. Immerhin blieb der Stadt nichts übrig, als sich der Kommission unterzuordnen und Delegierte — es waren der Sekretär Nikolaus Barneke und der Kanzleinotarius Heinrich Ladenmacher — zu bevollmächtigen des Rats Interessen wahrzunehmen. Gleich am 2./12. August kam der Konflikt zum Ausbruch: Farenzbach war mit einer Anzahl Zeugen vom Adel und aus Riga persönlich erschienen und brachte eine Klage gegen die Stadt vor wegen der ihm geraubten Sachen, worauf sofort die städtischen Deputierten gegen das allen städtischen Privilegien widerstreitende Verfahren feierlich protestierten und am folgenden Tage beim königlichen Protonotarius Philipp Wittenborn einen Akt darüber aufnehmen ließen. Es half das freilich wenig und als gegen Ende der Kommissionsitzung die Bevollmächtigten Rigas gegen mehrere andre in Streitfachen

der Stadt ergangene Urtheile Protest einlegen wollten, weil entgegen ihren Privilegien der Burggraf von Riga nicht hinzugezogen, in den Zeugenverhören Fehler vorgekommen und Kopien ihnen verweigert worden seien, kurz gegen Recht und Sakung gehandelt sei, verweigerte Chodkiewicz die Annahme des Dokuments, worauf abermals am 23. August/3. September vor dem Notarius ein Protokoll aufgenommen werden mußte.

Schon mehrere Tage vorher war Jarensbach, der mit Kriegsvölkern in Wenden erschienen war, in Begleitung derselben, hochmütiger denn je, in der Richtung auf Riga zu wieder abgezogen. Am 21. August/1. September ließ er seine „Teutschen Völker“ bei Jungfernhof über die Düna setzen, bald waren von Riga aus des Gehäkten Truppen in ihrem Lager am roten Turm zu sehen. Am folgenden Tage brach er dann weiter auf und zog nach gewohnter Weise überall bösen Schaden thugend nach Kurland fort. In der Nähe von Eschau stieß er auf den rigaischen Viehhändler Heinrich Plüger, der mit einer starken Ochsen- und Schafherde seines Weges zog, raubte ihm dieselbe und ließ sie nach Mitau weiter treiben. Hier gelang es Plüger die Vermittelung eines der herzoglichen Räte, Wilhelm von Trantwitz, zu gewinnen, doch gab Jarensbach, als er zur Rede gestellt wurde, die sarkastische Antwort, es sei ja nur ein Rigenser, der geschädigt worden. Mit Mühe glückte es einen geringen Teil wieder zu erhalten. Wenige Tage später, am 25. August, fand ein neuer Ueberfall statt: bei Dalen raubten sechs Jarensbachsche Reiter einen Kleinschmied aus, nahmen ihm Pferd, Sattelzeug und Pulverflasche, wie 50 Gulden Geld, drohend ließen sie dabei vernehmen, er könne noch von Glück sagen, denn sie hätten Befehl alle Rigenser totzuschlagen. Im September setzten sich die Räubereien ungeschwächt weiter fort: am 24. September brachten die beiden rigaischen Kaufleute Martin und Antonius Lubbers vor dem Burggrafengericht zur Anzeige, sie seien auf einer Reise ins Kurländische von 25 wohlgerüsteten Reitern angegriffen und durch vorgehaltene Pistolen gezwungen worden ihnen all ihre Habe, Pferde, Kleider auszuliefern. Raum seien sie mit dem nackten Leben davongekommen, ihren

Schaden müßten sie aber auf 500 Thaler schätzen. Am selben Tage lief eine neue Beschwerde von Stanislaus Jaleski, des Herrn Leo Sapieha Diener, ein: auf der mitauschen Straße wäre auch er von sieben Farenzbach'schen Reitern geplündert worden. Auch russischen in Riga ansässigen Kaufleuten passierte Gleiches, wobei Farenzbach höhnisch gesagt haben sollte, er habe gar nicht geglaubt, daß aus Riga noch so viel Geld zu holen sei.

Die Dinge waren wieder ebenso unleidliche geworden wie 1617, ja sie hatten darin vielleicht eine Verschlimmerung erfahren, daß der einflußreiche Chodkiewicz aus seiner Stellungnahme zu Farenzbachs Gunsten gar kein Gehl machte, mithin jener für alle seine Unthaten einen mächtigen Protektor gewonnen hatte. Im September weilte der wilnasche Palatin selbst in Aug. Kein Wunder, daß man unter solchen Umständen in Riga gern zu einem ehrenvollen Vergleich bereit war, und es scheint, daß in dieser Richtung man mit Chodkiewicz in Unterhandlungen getreten ist, als derselbe Ende August und Anfang September in Riga war. Am 11./21. September übersandte darauf dieser dem Rat mit ganz kurzem Begleitschreiben die Bedingungen zu einem Friedensschluß, die Wolmar Farenzbach ihm eingehändigt. Das von ihm selbst geschriebene und unterzeichnete Blatt weist sieben Punkte auf. Der erste erklärte, durch die mit Radziwill geschlossene Union sei die öffentliche Sicherheit gestört und die Freiheit, deren sich jeder aus dem Adel in diesem Reich erfreue, verletzt, daher sei es vor allem notwendig, daß unter demüthiger Entschuldigung vor Sr. Majestät die Konföderation aufgelöst und durch ein königliches Dekret kassiert werde. Da zweitens die Rigenfer gegen ihn, Farenzbach, zahlreiche Proteste und verschiedene Prozesse sowohl bei Sr. Majestät, wie bei den Reichstagen oder Partikularkonventen vorgebracht, durch die seine Ehre tief verunglimpft, so fordere er Zurückziehung und Vernichtung derselben, er wolle um des lieben Friedens willen dasselbe thun. Er sei ferner, während er auf den öffentlichen Frieden und die Affekuration des Königs vertrauend bei Riga gelegen, von den Kriegsknechten der Stadt überfallen und ihm ein Schaden von 80 000 Gulden (?) zugefügt

worden. Auch für den von den Rigenfern ausgeplünderten Georg von Tiefenhausen, seinen Blutsverwandten, müsse er Entschädigung verlangen, gleicherweise für seinen Diener Richter, den man ohne jeden Grund gefangen genommen. In dem gegen sein Leben unternommenen Vergiftungsversuch, der vom Mörder selbst zugegeben sei (wir werden weiter unten sehen, mit welchen Mitteln das Geständnis erpreßt war), rufe er die Sentenz des Monarchen an. Der Schaden endlich, der ihm durch Welling angerichtet worden, als dieser im Winteranfang 1618 vor der Außenburg gelegen, belaufe sich auf 20 000 Gulden, deren Bezahlung er selbstverständlich verlange. Die Rigenfer ihrerseits hätten auf alle und jede Schadenersatzansprüche, sei es für die Stadt selbst, sei es für ihr unterstellte Personen gegen Zahlung von 50 000 Gulden zu verzichten.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß solche Bedingungen unannehmbar waren, der Hohn gegen die Stadt stand ihnen an der Stirn. Die Stadt lehnte daher die Fortführung der Verhandlungen auf dieser Basis ab und benachrichtigte den König von der Maßlosigkeit der Farenzbach'schen Forderungen, wie von all jenen Räubereien und Verletzungen des Landfriedens, die im August und September sich zugetragen.

Sigismund III. wollte aber die sich nun schon ins dritte Jahr schleppende Sache auf jeden Fall aus der Welt geschafft wissen und entschloß sich, im November noch einmal den Weg der friedlichen Vermittelung zu beschreiten. Eine Kommission dreier hoher Würdenträger, Karol Chodkiewicz, Wojwode von Wilna, der Bischof von Samaiten und der Generalstarost von Samaiten sollte die Hadernden zur Ordnung bringen. Am 22. November richtete er durch seinen Sekretarius Johann Marcinkiewicz an den Fürsten Radziwill und Wolmar Farenzbach im wesentlichen gleichlautende Briefe, in denen er sie beide ermahnte, ihr Kriegsvolk zu entlassen und sich dem Urtheil der von ihm verordneten Kommissarien zu des Vaterlandes Besten zu fügen. Farenzbach wurde beim Nichtbefolgungsfalle mit strengen Maßregeln gedroht. Auch an Chodkiewicz erging ein durch Marcinkiewicz überbrachtes Schreiben, das unter Mittheilung dessen, daß die

Rigenfer ihm gemeldet, sie seien geneigt gewesen und seien es noch immer, sich auf billige Bedingungen zu vereinigen, Farenzbach habe aber unverträgliche und ungleiche Conditiones vorgeschlagen, ihn zur Theilnahme an der Commission berief. „Dannenhero,“ hieß es zum Schluß, „seind Wir dessen gewißheit, das E. L. ihn dahin bringen wirdt, das nachdem er seine der unmöglichen und unbilligen Dinge procedirung wol erwogen, dieselbe nicht fordere, sondern mit wolstehenden mitteln Zur Vereinigung und moderation gerathe.“

Es vergingen drei Wochen, ehe Radziwills Antwort einlief, die aus Schloß Birsen am 16. Dezember datiert war. Sie war würdig gehalten, ließ aber die Kränkung, die er in dem vom Könige beliebten Vorgehen gesehen, deutlich durchblicken. Er erkenne es wohl, führte er aus, daß es Mißgünstigen gelungen sei das Ohr des Königs gegen ihn einzunehmen, da er es sich sonst nicht erklären könne, daß Sr. Majestät seine „geburth, Condition und progreß mit Farenzbach gleich tagiret“, jedoch habe er sofort nach Empfang des Schreibens beschlossen dem Willen des Königs zu gehorchen, wenn Farenzbach sich füge und in Ruhe bleibe. Diejenigen hätten dem König wahrlich Falsches berichtet, die erzählt, er sammle fremde Truppen, ja ein ganzes Heer. Marcinkiewicz werde es bezeugen, daß das eine lügnerische Verleumdung gewesen. „Besondere hat mich vielmehr in abschaffung meiner haupdiener gefunden, die ich der ursachen halber sich bei mir zu versammeln anbefohlen, nachdem ich gesehen, das mit solch einem zu thuen sei, der sowol E. R. M. als einen gesalbten und seinen hh., besondern auch sein Vatterland mit Verrätherey nicht verschonet.“ Zur Sache selbst bemerkt er, von den Mediatores des Farenzbach habe er noch nichts vernommen, wisse daher nicht, worauf jener sich vereinigen wolle; werde er seine Zunge aber nicht zügeln und ihm, Radziwill, weitere irritamenta geben, so werde es auch der König verzeihen, wenn er, was er seiner Ehre und Reputation schuldig sei, auch zu seiner Defension thue.

Schwerlich hätte Radziwills Antwort noch so entgegen-

kommend gelautet, hätte er die Farensbach'schen Forderungen gekannt, die den Riga gestellten nichts nachgaben. Ein undatiertes Blatt von Kopistenhand führt uns 13 Artikel auf; darunter: öffentliche Abbitte und Zugeständnis von Radziwills Schuld, Geldentschädigung von 60 000 Gulden, Kassierung aller Prozesse und Klagen, öffentliches Eingeständnis dessen, daß Bernau durch Radziwills, nicht seine Schuld verloren und nicht zurückerobert sei, Aufhebung des Bündnisses mit Riga, Ausschließung der Rigenfer aus dem Vergleich, Auslieferung des Dremopolski, der das Gift besorgt; des Vizekapitän Stryska, der Neustett gefangen, von Gasinowski, Wechmann u. a., die den Tiefenhausenschen Ueberfall geleitet hätten, wobei es den Verwandten und Freunden beider (Tiefenhausens und Neustetts) freistehen solle, gerichtlich weiter zu klagen, ferner die Erklärung, daß nicht er der Urheber des Ueberfalls an der Düna 1617 gewesen, endlich die Herausgabe aller Gefangenen.

Mehr konnte kaum gefordert werden, als es hier geschah, und ungenierter nicht ausgesprochen werden, daß es Farensbach darauf ankam, die Konföderation zu zersprengen, um dann der einzelnen Gegner leichter Herr zu werden. Das Folgejahr (1620) lehrte, daß er auch hierbei, zum Teil wenigstens, ans Ziel gelangen sollte.

In den mannigfachen Verhandlungen des Jahres 1620 gewinnt die von uns bereits früher mehrfach gestreifte Vergiftungsgeschichte, die sich an den ehemaligen Farensbacher Kirstenius knüpft, eine solche Bedeutung, daß es an der Zeit ist, ihrer nunmehr genauer zu gedenken. Wir folgen einer überaus eingehenden Aufzeichnung, die Kirstenius in Warschau später selbst zur Uebergabe an den Gerichtshof angefertigt hat, die wenngleich freilich Parteischrift, dennoch den Stempel der Wahrheit an sich zu tragen scheint und durch das Lebendige und Fesselnde der Form, durch die drastische Darstellung nicht selten zu unverfälschter Wiedergabe reizt.⁵⁹⁾

Die Geschichte greift in das Jahr 1617 zurück:

Nach der Uebergabe Dünamündes begab sich der Regiments-
schneider und Zahlmeister Martin Kirstenius zusammen mit dem
Feldscher Johann Fierslars, obwohl krank, hinaus zu Farenzbach,
der sein Lager jenseits der Düna am Turm aufgeschlagen
hatte. Hier empfing er vom Fürsten Radziwill Geld, und
„gewannt“ auf fünf Monate, womit er die auf dem Schloß
befindliche Kompagnie ablohnern sollte, welche dann auch auf
Befehl Farenzbachs in seinem Beisein bei der Vogelstange vor
der Sandpforte in polnische Dienste übertrat und den Fahnen-
eid leistete. Kirstenius und der Feldscher hielten sich jedoch
abseits, einmal weil ihnen noch Sold rückständig war, den sie
von Radziwill erwarteten, dann aber weil Kirstenius dem weiteren
Verlauf der Dinge überhaupt nicht traute, er wollte erst sehen,
„wo eß hinauß wolte“. Nach dem Ueberfall und der Aus-
plünderung seines ehemaligen Kriegsherrn kehrten Kirstenius
und sein Genosse in die Stadt zurück und nahmen bei Meister
Jürgen Egel im Jürgenshof Quartier und Herberge. Doch die
geringe Barschaft war bald aufgezehrt, worauf der Feldscher sich
mit einem Brief, in dem er in Kirstenius Namen um 12 Gulden
von dem rückständigen Sold bat, an Farenzbach nach Aug
wandte, ohne daß auf dieses, wie auf andere Schreiben, so z. B. an
Farenzbachs Schreiber Israel, befriedigende Antwort eingelaufen
wäre. Vielmehr forderte Farenzbach die in Kirstenius Besiß geblie-
benen „Register“, die jener anfänglich, ehe er nicht seinen 7monat-
lichen Rückstand erhalten, herauszugeben sich weigerte, schließlich
jedoch durch den Burggrafen von Riga dazu überredet wurde.

Etliche Zeit später saß Kirstenius in einer Weinstube mit
einigen Genossen beisammen, die Rede kam auf Farenzbach,
gegen den, wie das Gerücht gehe, die Stadt Knechte werbe u. a. m.,
Kirstenius hatte dabei den Eindruck, als ob man ihn unver-
merkt aushorchen wolle, wie er zu seinem ehemaligen Obrist
stehe. Als er am andern Tage in seine Herberge kam, erzählte
die Wirtin, daß der Gerichtsvogt nach ihm gefragt und befohlen,
er solle sofort aufs Rathhaus kommen. Er machte sich auf, ging
erst in des Gerichtsvogts Wohnung, dann auf das Rathhaus, wo
auf seine Meldung der Herr Ram erschien und sagte: „Martine,

kommt mit mir herunter, ich habe etwas mit Euch zu reden“; als ihm Kirstenius folgte und sie beide in die „Zinsebuden für den Gerichtsstuben“ kamen, redete der Ratsherr ihn nochmals an: „Martine! Ein Ehrbarer Rath hat Euch in suspect alß sollt Ihr deß Jarenßbachs Sein Vorsprecher undt Rundtschaffter sein.“ Erschrocken erklärte der Angeredete, das sei ein Irrthum, doch halfs ihm nicht und ihm wurde befohlen, in der Gerichtsstube sich zu halten, bis ihm erlaubt sei zu gehen. Dann schloß sich die Thür hinter ihm — er war ein Gefangener: den ganzen Tag und die Nacht saß er „ungeßen und ungetruncken“; am andern Morgen forderte ihm der Wachtmeister Berent noch sein Rappier ab, führte ihn hinauf in ein anderes Verließ, „in die Zinsebuden“, wo er etliche weitere Tage durch Berent mit Speise versehen blieb. Endlich abermals vorgefordert, erfuhr er, daß seine Kleiderlade durch einen Schlosser geöffnet und seine Brieffschaften durchstöbert worden waren. Der Rat, durch das Resultat dieser Nachforschungen offenbar beruhigt, sandte ihn wohl nochmals ins Gefängnis, doch Sonntags nach der Predigt wurde ihm durch Ram mitgeteilt, daß der Rat seine Freilassung verfügt habe. Auf Kirstenius' Bitte, den Wachtmeister für das Essen, das er ihm gebracht, zu entschädigen, auch ihm selbst eine kleine Summe zu geben, damit er in seiner Herberge seine Schulden begleichen könne, erhielt er von Ram befriedigende Antwort: Berent möge aufsetzen, was ihm zukomme, es würde bezahlt werden, auch für seinen Wirt und zu einer Kanne Bier solle er Geld erhalten, er möge nur zu ihm, Ram, ins Haus kommen, es solle an einer „Verehrung“ nicht fehlen. Zugleich redete ihm der Ratsherr ins Gewissen doch ein ordentliches Leben zu beginnen, er meine es seines seligen Bruders wegen gut mit ihm. Nun bat Kirstenius weiter, ob man ihm nicht in St. Jürgenshof bis zum Frühjahr könnte Unterhalt geben, bis die Schifffahrt nach Deutschland eröffnet werde. Auch hier versprach Ram sein möglichstes zu thun. Als sich der Freigelassene auf den Heimweg machte, sagte der Wachtmeister: „Martine, wo wollt ihr nun hin? Komt mit mier nach Hause und eßet mit mier, da wil ich auch euch euer gewehr zustellen“.

Kirstenius willigte ein und sie gingen des Weges weiter. Plötzlich meinte der Wachtmeister: „Martine, es nimbt mich wunder, daß die hern solche Unkosten wegen des Farenßbach thuen mit Bold werben, da man doch solchen anderß könnte für kommen!“ Auf des andern Frage, wie das denn geschehen könne, erwiderte Berent: „Oho, mein Lieber Martine, den Dingen könntet ihr wohl rahten! Ihr seit mit Farenßbach wohl dran, Ihr kont ihm wohl anderß beykommen, — — Ihr kont ihn mit gift darvon helfen!“ Heftig winkte der andere ab, aber zu Hause während des Essens begann der Versucher von neuem: „Ach, mein Martine, waz wolt ihr euch für ein gewissen über einen solchen Landtverräther und der Sein tage nichts gutes gestiftet, machen, ich wil euch 200 Reichsthaler geben“. Auf die Gegenfrage, von wem dann das Geld und das Gift herkommen sollte, gab der Wachtmeister zur Antwort, das sei seine Sache, das Gift würde ein Niemann geben. Kirstenius ging nunmehr scheinbar auf den Plan ein und meinte, wenn Ram es gäbe, würde es am besten sein, doch Berent entgegnete: „Nein, nein, eß ist nichts mit Ram, ich wil mit Nieman drauß reden, der sol euch auch den gift verschaffen“. Nach diesem Zwiesgespräch trennten sich die beiden, nachdem Kirstenius noch $\frac{1}{2}$ Regalen zu Bier von jenem geliehen, die Sache wurde weiter nicht berührt.

Kurze Zeit darauf erschien Kirstenius bei Ram und wiederholte sein Anliegen wegen freier Station bis zum Frühjahr. Ram empfing ihn freundlich, schenkte ihm einen ungarischen Gulden und bemerkte nochmals, er hoffe, er werde sich durch guten Wandel von nun an auszeichnen. Seitdem war Kirstenius täglich in des Rats Herrn Wohnung, um ihm „aufzuwarten“, bis letzterer in städtischen Geschäften nach Warschau verreisen mußte. Vordem ordnete er aber noch seines Schüglings Angelegenheit und gelang es ihm, trotz des nur geringen Entgegenkommens des Inspektors von St. Jürgenshof durch des Bürgermeister Uhlenbrocks Vermittlung ihm daselbst „Postament“ und freien Tisch zu verschaffen und ihm 24 Thaler auszahlen zu lassen. Von dem Geld gab ihm sein bisheriger Wirt Jürgen Ekel vier

Thaler zurück, er solle dafür mit einem redlichen Kerl sich eine Kanne Bier geben lassen.

So kam das Frühjahr (1618) heran, die Schiffe aus Deutschland liefen ein, aber unser Held dachte nicht an die Abreise, die Gelder waren verthan, zugleich war der Termin gekommen, wo er das Kostament in St. Jürgen räumen mußte. Was blieb ihm übrig, als seinen alten Herrn Wolmar Farensbach mit erneuter Bitte anzugehen ihm doch die zukommenden Gelder auszufehren.

Mittlerweile stiegen die Ausgaben in Riga, er mußte einen Schuldschein auf 19 Thaler ausstellen, sich eine andere Herberge suchen, wo es natürlich auf Pump weiter ging. Wie es scheint zufällig stieß der Herabgekommene mit Konrad Neustett zusammen, dem ehemaligen Kapitän von Dünamünde, der also in Riga gewohnt haben muß. Dieser sagte ihm, „straß Dienst und beförderung“ zu und schoß ihm auch Geld vor. So wandte sich Kirstenius trotz aller Wohlthaten Rams seinem alten Herrn wieder zu — zu seinem Verderben! Neustett verließ die Stadt bald und begab sich ins Dünaburgische, dem Zurückbleibenden gab er Befehl Knechte zu werben und dieselben ihm zuzuführen. Kirstenius scheint diesem Auftrag Folge gegeben zu haben, ist dann aber nach Riga zurückgekehrt, um seine Equipierung zu vervollständigen, sich Kleider zu kaufen u. a. m.: doch dehnte sich der Aufenthalt hier offenbar über Gebühr aus und als die Kleider fertig waren, hatte der leichte Vogel das Geld verprakt, neue Schulden mußten gemacht werden, um sie einzulösen. Abermals wiederholen sich die dringenden Bitten um seinen rückständigen Sold und auf Neustetts Räte entschloß er sich selbst in Person nach der Auzenburg zu reisen und seinen Wunsch bei Farensbach zu betreiben. Sechs Wochen hatte er in Riga „stille gelegen“, dann zog er mit Farensbachs Diener, Otto Meyer, nach Mitau und von hier „nach der Auzen“. Sein früherer Herr empfing ihn leutselig und willigte, als jener ihm die Bitten der früheren Kapitäne Thomas und Konrad Neustett, ihnen zu verzeihen, vorbrachte, gern ein, er sei auch bereit, Kapitän Fischer zu vergeben, sie sollten nur mit ihrem

Kriegsvolk zu ihm kommen, er wolle den „Ruhdieb und groben Littaauer“ — damit meinte er Christoph Radziwill — schon aus dem Lande jagen. Mit der Schuld vertröstete er ihn auf bessere Tage, gab ihm aber an seiner Tafel Speise und Trank.

Da erhielt eines Tages einer von dem Gesinde, Christoph Richter — ein alter Bekannter! — ein Schreiben aus Riga, Farenzbach solle sich vor Kirstenius in acht nehmen, in der Stadt gehe das Gerücht — es habe Niemann und den Pater Rektor zu Urhebern — jener sei gedungen, Wolmar zu vergiften. Nach der Mahlzeit an einem Sonntag kommt plötzlich der Sergeant auf Kirstenius zu, begleitet von zwei Soldaten mit brennenden Lunten und nimmt ihn gefangen. Kirstenius ohne die geringste Ahnung der drohenden Gefahr verlacht ihn anfangs und meint, „es jocosa wehren“, aber als der Kapitän Santosioz kommt und ihm sagt: „Martine, ihr werdet euch gefangen geben auß befehl meines hern, gelobt mier, daß ihr mein gehorsamer gefangener wollt sein!“ merkt er den Ernst der Lage. Nachdem er „Handstreckung“ gethan, erfuhr er das ihm zur Last gelegte Verbrechen. Am andern Tage erschien Farenzbach in des Kapitäns Kostament und wies dem Verhafteten den Brief aus Riga vor. Vergeblich beschwor Kirstenius seine Unschuld — er fand keinen Glauben. 11—12 Tage vergingen, da trat Wolmar abermals in den Kerker: Er wolle ihn los und ledig lassen, wenn er alles gestehe. Er möge keine Furcht haben, der König würde ihm kein Haar krümmen, es komme ihm nur auf die Rigenser an, er, Farenzbach, wolle mit Ram zu thun haben, vor seinen eignen Augen wolle er ihn „decoliren“. Wieder verstrichen einige Tage: eines Morgens früh wurde Kirstenius in die Kammer vor Farenzbach gerufen. Er fand ihn auf seinem Bett liegen, im Zimmer waren sein Hauptmann Hans Manteuffel und sein Krüger Hans. Farenzbach machte dem Erstaunten den Vorschlag eine Reise nach Birsen, dem Schloß des Fürsten Radziwill, zu unternehmen, um hier den Kapitän Conradt und den Büchsenmacher Hans Schmereten abspenstig zu machen. Kirstenius wies die Sache anfänglich von der Hand, er meinte sie wäre zu gefährlich. Doch Farenzbach

erwiderte er wolle ihm gute Anleitung geben: nach Birsen gekommen solle er sich bei Radziwiłł melden und demselben mittheilen, Farensbach habe ihn auf den Verdacht hin, er sei vom Fürsten mit Gift gegen ihn ausgesandt worden, in schwerer Haft gehalten: er bäte daher den Fürsten um ein Privilegium seiner Unschuld — dabei würde er gewiß Gelegenheit haben, mit dem Kapitän zu reden. Schweren Herzens mußte Kirstenius einwilligen: in Begleitung des obenerwähnten Krügers Hans brach er nach Mitau auf, wo er 6 Wochen rasten mußte und die spärlichen Geldmittel schnell verzehrte. In dieser Lage machte ihm sein Landsmann Wulff Rüdler aus Dresden, in dessen Herberge er lebte, den Vorschlag, mit einander nach Teutschland zu ziehen. Nachdem Kirstenius seine Privilegia erhalten — er wird also in Birsen gewesen sein! —, reisten beide nach Riga, um dem heißen Boden Livlands zu entgehen. Doch alle Versuche hier Geld zu bekommen schlugen fehl, er mußte seinen Genossen allein reisen lassen und bei seinem alten Wirt wiederum Herberge nehmen, Schulden machen und auf bessere Zeiten warten.

Da hörte er im Juli oder August (1610), daß Farensbach heimlich in Riga sei (!) und sich in Hermann Wackers Garten aufhalte. Auf Ermahnung seines Wirts machte sich Kirstenius auf, um ihn um den Rest seines Geldes zu bitten. Er trifft den Gefürchteten an besagter Stelle. „Was macht Ihr hier?“ fragt ihn derselbe, worauf er antwortet, er liege auf der Bärenhaut. Er solle doch wieder zu ihm nach Auß, er wolle ihm alles vergeben, ja ihn zu seinem Munsterschreiber machen; damit fragte er ihn nach Tabak und reichte ihm „den ersten Trund“ in einem Römer voll Wein zum Zutrinken. Der Unglückliche ging blindlings in die Falle, die ihm der Verschlagene gelegt. Er erklärte sich bereit und brach in der That in den nächsten Tagen auf nach Wenden, wo Wolmar vor die königliche Kommission gefordert sein Lager hielt. Hier angelangt, wurde er von Santosnož sofort zum Herrn gefordert. Im Begriff, in die Nähe desselben zu treten, hörte er, wie Jürgen Rothausen sagte: „Nun haben sie den rechten Vogel!“ Gleich darauf wurde er verhaftet und durch den Sergeanten in strengstes Gewahrsam

abgeführt. Erst nach Verlauf einiger Tage wird er vor Farenzbach geführt und dieser, gestützt auf Briefe und Zeugnisse seines Schreibers Israel und jenes Niemann, klagt ihn aufs heftigste an, er sei von den Rigenfern bestochen, ihn zu vergiften. Kirstenius hat nun stehend ihn doch mit Niemann zu konfrontieren; — Farenzbach gesteht ihm das auch zu — erscheine jener nicht, so wolle er ihn freigeben; trotzdem aber der Verleumder sich krank meldet und nicht kommt, wird Kirstenius' Lage immer verzweifelter: mit einem andern Gefangenen Wilkonsky „an henden zusammengekoppelt“, wurde er „zum Spectakel durch Wenden und Liefelandt geführt“. „Zwischen Riga und Mitaw im Neuenkrüge,“ berichtet der Gefangene, „hat er mir ein Schreiben gewiesen, so von Niemanne geschrieben worden.“ Trotzdem dieses Schreiben mit den früheren Aussagen Niemanns nicht unerheblich differierte, so fand es doch Glauben. Farenzbach fragte ihn mißtrauisch, wer ihn denn eigentlich gekleidet und für ihn gezahlet, das solle er, wenn nicht freiwillig, so dem Büttel gestehen.

„Durch die Mitaw“ (bin ich) — wir folgen von nun ab dem anschaulichen Bericht des Unglücklichen — „durch Churlandt imgleichen, deß nachts unter blauem Himmel mit Ketten und Banden nebst starker bewachung verwahret und also nach den Äußen gebracht worden, da man mich mit starker Macht wohl verwahret gehalten, oftmalß mit betreuung deß henderß betreuet worden, zu bekennen, vermeintliche gerichte über mich gehalten worden; auf dieser meiner beständigen und Rechtmäßigen bekentnuß (bin ich) beständig blieben (und) dem hender in der nacht fürgestellet worden; aber auf meiner zuvorn, da ich nichts anderß gewußt, bekentnuß beständig blieben, wieder eingeführet worden mit Vorwenden, eß müßte ein geschworener Rotarius darbei sein; weile derselbe nicht vorhanden, also solte einer verschrieben werden und mich künftigt zur tortur gefaßt machen, (abermals hat er) ferner über mich Gericht halten lassen, (ich jedoch) nochmale auf meiner Rechtmäßigen außage beständig blieben, kein Cleger gewesen, keine Sentenz gesprochen worden. — Nach langer Zeit hernach gegen das Frühjahr (1620) hat man mich tages auß-

geführt und dem Scharfrichter zur tortur überantwortet, wobei der Manteufel, ein Notarius von Riga außm Kloster und Etliche Irländer gewesen, die Teutschen haben sich absentiret. Nach langen Bitten und flehen, daß sie mir lieber solten das leben nehmen lassen, als in des bödels (Büttels) henden übergeben, Ich wolte meine Unschuldt gern mit dem Tode bekräftigen und bestetigen, hatt aber nichts helfen wollen, sondern (habe) den trost bekommen, daß wo ich nicht bekennen würde, solte ich zu tode gemartert und gepeinigt werden, mit vermahnung, ich solte bekennen. Da ich gefragt: ‚Waz soll ich bekennen? Ich weis nichts mehr, als waz ich zuvor gesagt, daz mir von dem Wachtmeister eine anmuthung geschehen sei.‘ Bin also mit gewalt Zur tortur dem Bödel contra jus et justitiam überliefert worden, habe demnach meinen gott angerufen 2c. 2c. 2c. und seindt mir zuvor abschewlicher weise meine haar und bart durch den Diebs-hender mit niederwerfung auf die erden abgeschnitten, (bin dann) hart gebunden, welches mann hernacher 6 Wochen kennen können, und entlich auf die tortur gebracht worden, der ich mich wegen meiner unschuldt mit anrufung und befehlung Gottes gedulbig drein (ge)geben. Als ich aber solche Marter und Pein nicht länger aufstehen können, als ein schwacher Mensch, habe ich gerufen, stille zu halten, Ich wollte alles sagen, waz ich wüßte, bin also straks auf gehaiß des Manteufels heruntergelassen worden; da denn der Manteufel, Notarius und andere anwesende Zu mir getreten (und) mich gefraget: ‚Nun saget Martine, dessen hett' ihr wohl überhoben sein können,‘ ich geantwortet: ‚Der Manteufel saget mir nur, waz sol ich sagen.‘ Antwort: ‚Deß möcht Ihr wissen!‘ ‚Ich weiß nichts anderß, denn waz ich zuvor gesagt habe!‘ Er mich wiederum geheißen aufzuziehen, Ich gebeten, stille zu halten, denn die marter für mich schwacher mensch zu groß gewesen. In Betrachtung der großen betreuung, daß ich solte zu Todte gemartert werden, auch für augen gesehen den Bargel, damit sie mich brennen wolten, er ferner mich ermahnet zu bekennen! Ich antwortete: ‚Ach Gott, waz sol ich sagen, der ich nichts weiß!‘ (Er nun) zum andern und drittenmahl befohlen (mich) aufzuziehen; da (hab) ich entlich

aus Marterßein und furcht fernerer tortur sagen müßen: ‚Der her Ram hat Schuldt!‘ (worauf man lange gedrungen — denn Farenßbach oftmalß gefacht im beisein vieler, eh’ ich zu diesem Unglück gerahten, daß er, wenn er den hern Ulenbrock und hern Ram befehme, wolte er ihnen nasen und ohren abschneiden lassen.) Da sie mich nun ferner ermahnett zu sagen, ich aber, der ich nichts gewußt, habe mich (damit ich mich interim so lange bedenken könnte, waß ich sagen und lügen wolte) uf den hern Farenßbach beruffen, Ihme solches selbst zu sagen, dessen sie stracks einen Lackayen, hännß mit Rahmen, Zu ihme geschickt, solches zu verkündigen. (Es) hat mich also der herr Farenßbach Zu sich nauf in des Manteufels Stuben führen lassen, da ich seiner erwartet. Da er denn zu mier kommen; wie er mich ansichtig geworden, der ich abscheulich außgesehen, hatt er gesagt: ‚Ach Martine, ich wolte 2000 Thl. darumb geben, daß euch solches nicht wiederfahren wehre; Saget nun und schemet euch nicht, Ich schwere euch daß bei meiner Persohn und meinen Kindern (da er sich hoch vermaledeite zu unterschiedlichen mahlen) daß euch nichts böses widerfahren sol, sondern ich wil euch geben 2000 fl., Pferde, Kleider und wagen, und über die grenze bringen lassen, Saget mir nur die wahrheit und huetet euch für weitere Peinigung!‘ Da hab’ ich angefangen und gesagt, nachdem ich gehört, daß ich über die grenze solte gebracht werden, daß mier der Berent Wachtmeister gift (ge)geben (da doch Berent schon Todt gewesen, ehe ich zum ersten mahl zu den hern Farenßbach kommen) und als ich dermalen einst allein bey ihm in der Kammer gewesen und Er selber Reiß gekocht und zwei Feldthünner gebraten, welches hernach für seine Kinder gebracht worden, ich im willens gewesen solche Gifft hineinzuworfen. Und als ich selbigs mahl (von Farenßbach) gefragt worden, wo ich den gift gelassen, (hab) ich berichtet, daß ich ihn hernacher zum fenster nauß geworffen hatte, da ich doch die tage meines lebens keinen gift gesehen, weiß auch nicht, wie er außsieht, (es auch) von keinem Menschen auch nicht bekommen, viel weniger habe haben können, also iegen mich selber gelogen und iegen meinen nechsten mit lügen und falschen Zeugnuß mich

vergriffen. Da ich etwas sagen müssen, hab ich nicht wollen wieder zur tortur geführt werden. — Andren tages, dessen er mir aufschub gegeben, mich zu bedenden, wo mir noch was einfallen würdt, ich mich bedenden sollte, wirdt wieder nach mir geschickt, da hab ich gesagt, daß der her Ram den König für einen Pfaffenkönig sollte gescholten haben, der er doch sein tages kein Wort iegen mir gedacht, sondern solch ein Wort habe ich oft von meinem Wirt, dem Adrian Malezki, welcher oft mir gesagt: „Ja sie halten unsern König für einen Pfaffenkönig: es hat aber noch kein König, so lang Pohlenreich gestanden, als in die 32 Jahr, hero Regieret und so gute Victoria gehabt, als eben dieser unser ieziger König!“ Farenzbach hat mich zuvor ermahnet, wo ich etwas wieder die Rigiſchen wüſſe, wolte ich ihme solches sagen, denn der König wolte den Rigiſchen gern in die haar. Hat mich auch hernacher zehn Meilen weges nochmale ermahnet bestendigk zu bleiben und dabei gefragt, ob ich von den Rigiſchen nichts wüſſe, so wider den König wehre? ich geantwortet: „ich weiß nichts, ohnedes allein, daß ihn der Ram für einen Pfaffenkönig gescholten.“ „O daß ist nichts, wißt ihr sonst nichts? Jedoch ich wil euch nicht informiren, Ihr werdet selber wohl wiſſen“ 2c. 2c. 2c.“ —

Nach diesem bin ich der Ketten und bander liberiret worden und des tages gehen mögen, wo ich gewolt. — — In seiner Kammer (hat er) einſtmalß zu mir geſagett: „Martine, ich wil euch wohl ikund loßgeben“, weille ich aber zurücke gedacht, daß ich mich iegen Gott und meinen nechsten vergriffen, (habe) ich geſagt, daß mich E. G. zum König bringen (möchten). Deßen er mir zuvor und hernacher oftmalß 2000 fl. zugeſagt, ich ſolte nur bestendigk bleiben, biß ich endlich alhier bracht worden, welches ich oftmalß gewünschet und begehret in Hoffnung, wegen meiner langwierigen, unſchuldigen gefengnuß und torquirung Königl Mayt. mir armen Fremdling nach Vernehmung meiner unſchuldt jus et justitiam, nebst erſtattung meines ehrlichen nahmens, so mir gewaltsamer weiße genommen, durch dor freſtige privilegia ertheilen und allergnedigſt adminiſtrieren werden, deßen ich unterthenig flehe und bitte 2c.“

In Warschau angelangt, wurde Kirstenius in Farenzbach'schem Gewahrsam gehalten und darauf einem Gerichtsverfahren unterworfen, bei dem er obigen Bericht abgab. Wie es ihm dann weiter erging, werden wir noch später sehen.

Greifen wir wieder auf den Anfang des Jahres 1620 zurück: die vom König im Spätherbst 1619 aufgenommenen Vermittlungsversuche nahmen ihren Fortgang. Sigismund war am 10. Februar nach Wilna gekommen, wohin der rigasche Rat den Ratsherrn Ram und den Syndikus abzufertigen beschloß, um die Angelegenheit vor den Stufen des Thrones zu verfechten; war es doch in Riga bekannt geworden, daß Farenzbach die Konföderation zu vereiteln drohte, ja sich weigerte, mit der Stadt überhaupt sich in Unterhandlungen einzulassen. Doch der Fürst Radziwiłł blieb diesmal noch fest: nur gemeinsam mit Riga oder gar nicht, war seine Antwort auf alles Drängen von seiten der Kommissarien. Seine Haltung trug ihre Früchte. Am 7., 15. und 16. Februar liefen drei Schreiben in Riga ein, die der Stadt mitteilten, sie solle Gesandte zur Teilnahme an dem Friedenswerk ernennen. Im ersten Briefe, datiert Komno, berichtet Hieronymus Wottowicz, der Generalstarost von Samogitien, es sei behufs Verständigung vom 2. bis 22. Februar inklusive im litauischen Städtchen Nowogrod eine Konferenz anbefohlen worden; da nun aber der Fürst zur Beschiedung derselben nicht anders veranlaßt werden konnte, als durch das Zugeständnis auch Delegierte Rigas hinzuzuziehen, ersuche er den Rat, Folge zu leisten und die Abgesandten mit ausreichender Vollmacht zu betrauen. Am 15. Februar langte auch ein königliches Schreiben aus Wilna an, das bei gleicher Aufforderung zur Freude der Stadt diese davon in Kenntnis setzte, daß der König eine Aenderung in der Zusammensetzung der Kommission vorgenommen, die, da der Generalstarost von Samogitien durch Geschäfte am Hof festgehalten werde, nunmehr aus folgenden Würdenträgern zusammengesetzt sei: dem Wojwoden Stanislaus Radziciewski, dem Palatin von Witebsk Johann Zawisza und dem Großkanzler von Litauen Leo Sapieha. Diese seien angewiesen, mit Chodkiewicz das Genauere zu beraten; offenbar ist letzterer

als Plenipotentiar Farenzbachs zu denken. Leo Sapieha ermangelte nicht am 16. Februar auch seinerseits die Stadt von allem wissen zu lassen.

Ueber den Verlauf der also eingeleiteten Verhandlungen wissen wir nichts, nur die Erfolglosigkeit steht außer allem Zweifel. Die am 12. Februar n. St. aus Riga abgereisten Bevollmächtigten kehrten am 7. März aus Wilna und Nowogrod wieder heim. Farenzbach, dem an der Verschleppung der ihn betreffenden Verhandlungen viel gelegen sein mußte, that alles, um durch neue Gerüchte die Zwietracht zu erweitern. Er ließ in Warschau die Kunde verbreiten, Radziwill habe „neue practica“ gegen ihn verüben lassen, indem er einen dazu erkauft, der ihn im Bade überfallen, „mitt zween Pistolen durchschießen und alßdann geschwindt davon auf einem wettklaufer wegreiten sollte.“ Der Bösewicht sei jedoch erwischt und werde von ihm gefangen gehalten. Ein würdiges Seitenstück zum Giftversuch des Kirstenius!

Ende April und Anfang Mai hielt Chodkiewicz als General-kommissär für Livland in Wenden abermals einen Gerichtstag. Auch rigasche Gesandte fanden sich ein, ihre Thätigkeit aber konnte sich auch diesmal nur auf feierliche Proteste beschränken, wobei sie am 1. April ausdrücklich hervorhoben, daß Farenzbach sich um ebendieselbe Zeit, da ihre Abgeordneten nach Wilna und Nowogrod abgereist, in Briefen an den Ratsherrn Riegemann in den ärgsten Drohungen gegen die Stadt ergangen habe, sie seien daher verpflichtet zu erklären, ihre Vaterstadt werde sich gegen alle und jede Gewaltthat Farenzbachs gebührend zu verteidigen wissen.

Im Mai hören wir von einem neuen Versuch: „am 17/27 Maji,“ bemerkt Bodecker in seiner Chronik, „zogen abermahl die Rigischen Gesandten auf Farenzbachs Vertrag“. Zu einer Einigung gelangte man wieder nicht, die Einzelheiten fehlen völlig, nicht einmal wo die Zusammenkunft stattgefunden, haben die Quellen uns aufbewahrt.

Um dieselbe Zeit hatte Farenzbach einen überraschenden Schritt gethan, der deutlich bewies, daß er den Schauplatz seiner zweifelhaften Heldenthaten wo andershin zu verlegen gedenke,

der andrerseits aber auch die Gewißheit in sich schloß, mit seinen Gegnern zu einer Auseinandersetzung zu gelangen. Wir wissen, daß der Lohn von Farenzbachs Verrätereie gegen Herzog Wilhelm die durch königliche Schenkung erlangten Güter Auß und Sathen gewesen waren. Auß, früher ein von Herzog Wilhelm oft benutztes festes Schloß, war dann Farenzbachs Wohnsitz in den letzten Jahren gewesen, hier hatten ihn die Rigenjer belagert, hier hatte sich das barbarische Verfahren gegen Kirstenius abgespielt. Jetzt entschloß er sich den Besitz zu veräußern, und bot ihn Herzog Friedrich zum Kauf; aber obgleich ihm der Boden unter den Füßen brannte, forderte er einen sehr hohen Preis und hielt denselben unverrückt fest. Am 14. Mai. kam der Vertrag zu stande, durch welchen für 40 000 Gulden der Herzog das durch die Belagerung des Jahres 1618 arg geschädigte, seinem Hause einst angehörende Gut Auß (nebst Sathen und Schwarden) zurückerhielt ⁶⁰⁾. Herzog Friedrich hatte vergeblich eine geringere Summe geboten, schließlich aber dieselbe um hohe Prozente aufgenommen, um jenen zu befriedigen. — Noch viele Jahre später war das Geld den Gläubigern noch nicht bezahlt, ja Herzog Friedrich wandte sich nach Warschau im Interesse der Kreditoren mit der Bitte, seinem Nachfolger die Bezahlung der Summe zur ersten Pflicht zu machen, „da J. f. g. guter Nahm und Leumund daran henger“. — Nach Abwicklung dieses Kaufgeschäfts brach Farenzbach mit Gefolge und den Gefangenen, darunter Kirstenius, nach Warschau auf. Am 13./23. Juni schrieb Royen ⁶¹⁾, Farenzbach sei soeben angelangt, mit sich habe er 200 Mann und drei Gefangene in schwerem Eisen. Ueber seine Absichten sei man im Zweifel, einige meinten er wolle eine Bestallung gegen die Tattern an der podolischen Grenze, andre sprächen davon er wolle sich vom König die Erlaubnis erwirken in kaiserliche Dienste zu treten. — Auch Radziwill benachrichtigte am 25. Juni den Rat Rigas von der Ankunft des gemeinsamen Feindes und fügte hinzu, er habe sichere Anzeichen, daß der König bereits bestimmte Personen designiert habe, um dem Prozeß ein Ende zu machen. Wieder einen Monat später schlossen die Parteien einen vom

19. Juli bis zum 12. August dauernden Stillstand, während dessen alle Prozesse ruhen sollten; man habe Aussicht auf Frieden. — Es scheint fast, als ob diese Waffenruhe nur geschlossen worden ist, um Riga in trügerische Sicherheit zu wiegen und unterdessen mit dem Fürsten Radziwill allein zu einer glücklichen Einigung zu kommen. Noch freilich stand dieser treu zu Riga. Indem er sich anfangs weigerte selbst nach Warschau zu kommen, beorderte er einen geschickten Agenten dorthin, damit dieser Farensbachs Intriguenpiel durchkreuze, für Riga und ihn aber thätig wirke. Kaum war Farensbach angekommen, so begann Radziwills Agent nach den Gefangenen, die er mit sich führte, zu forschen, es gelang ihm endlich mit großer Mühe sie zu entdecken: einer lag in schweren Ketten, Kirstenius wurde in leichtem Gewahrsam gehalten. Weiter richtete er sein Augenmerk darauf, die Unglücklichen aus der widerrechtlichen privaten Haft zu befreien und sie in königlichen Gewahrsam zu bringen. Auch dieses glückte, obgleich Farensbach alle Hebel in Bewegung setzte, selbst sogar die Gefangenen, deren Aussagen zu fürchten er Grund hatte, zur Flucht zu bereben versuchte. Die genannten Kommissarien beschloßen die Gefangenen zu vernehmen, worauf Farensbach erklärte, er wolle dies mit den Radziwill abgenommenen zulassen, aber die städtischen gebe er nicht heraus, er wolle mit Riga gar nicht Frieden schließen. Erst den vereinten Anstrengungen des radziwillschen Bevollmächtigten und des rigaschen Sekretarius Royen glückte es durchzusetzen, daß die Kommissarien auf der gleichen Behandlung aller Gefangenen beharrten, die dann ins königliche Gefängnis gebracht wurden.

Nun luden die Vermittler den Radziwillschen Vertreter vor das Schiedsgericht und eröffneten ihm, nachdem ihm in der Gefangenenfrage willfahrt worden, müsse man jetzt die Hauptsache, den Ausgleich, vornehmen. Er gab zur Antwort, er habe zu solchen Verhandlungen gar keine Vollmacht von seinem Herrn, wisse auch nicht, ob jener nach all den schlechten Erfahrungen der vorangegangenen Monate bereit wäre, sich persönlich einzufinden, seine Ehre verbiete ihm einen unsichern und unehrenhaften Vergleich zu acceptieren. Wenn der König seine An-

wesenheit verlange, werde sein Herr wohl kommen, aber nicht um sich zu vergleichen, sondern nur um persönlich seine Verunglimpfungen durch Farenzbach vorzubringen. Auf die weitere Frage, ob der Fürst darauf beharre nur in Gemeinschaft mit Riga vorzugehen, was sehr bedauerlich sei, da Farenzbach sich dagegen aufs äußerste sträube, und auf keine Weise zum Nachgeben gezwungen werden könne, erwiderte der Vertreter des Fürsten, er kenne seines Herrn Meinung nicht, gäbe die Möglichkeit einer separaten Verhandlung zu, müsse aber die Rechtmäßigkeit der Union ausdrücklich betonen, eine Verletzung der Gesetze durch diese liege in keinem Falle vor. Selbst diese bedingte Zugabe einer Separatverhandlung mißbilligte Radziwill und trug seinem Sekretär auf, die Nullität seiner ersten Erklärung feierlich bekannt zu machen.

Jetzt knüpfte die Kommission mit Royen an. Was die Vorschläge der Stadt zum Ausgleich seien, fragte man ihn. Er antwortete ausweichend, wenn die Stadt zum Vergleich schreite, thäte sie es wahrlich nicht, um mit Farenzbach eine wenig ehrenvolle Freundschaft zu schließen, sondern um dem König zu Gefallen zu sein.

Das Schiedsgericht beschloß seinerseits Radziwill zum persönlichen Erscheinen aufzufordern und sandte ihm kurz nach einander zwei Schreiben. Die Antwort des Fürsten lautete, er würde kommen, um Se. Majestät zu begrüßen und seinen Widersachern das Maul zu stopfen, an einen Vergleich könne er aber nicht denken.

Die Nachricht von der in Aussicht stehenden Ankunft Radziwills war Farenzbach keineswegs genehm, er setzte alles daran, um die Streitsache mit Riga im Gericht des Königs zur Entscheidung zu bringen, bevor der mächtige Protektor der Stadt anlange. Doch vergeblich. Von der teilweise umgeschlagenen Stimmung in Warschau geängstigt — hatte ihm doch der Vizekanzler von Litauen die Hand verweigert, der Sekretarius in seinem Vortrag ihn scharf angegriffen — entfernte sich Farenzbach vier Tage vor des Fürsten Eintreffen aus der Hauptstadt, zumal sein Fußvolk auf Befehl des Königs ihn verließ und

sein Geld, da er keine Gelegenheit zum Rauben fand, auf die Reige ging. Zur Fortführung der Verhandlungen mit dem Fürsten gab er vor der Flucht dem Herrn Potocki, zur Vertreibung seiner Angelegenheiten mit Riga dem Marschall Sapieha Vollmacht.

Raum war Radziwill eingetroffen, so begannen die Kommissarien in eindringlicher Weise ihn zu bestürmen, den Vertrag mit Farensbach für sich allein einzugehen.

Die vier Kardinalpunkte der geplanten Einigung waren hierbei folgende:

1. Die Konföderation mit Riga sollte kassiert und in Zukunft nichts dem Aehnliches aufgerichtet werden, wofür der Fürst Bürgschaft stellen müsse. Die Ausöhnung mit Farensbach sei unabhängig von Rigas Zustimmung.

2. In Bezug auf die von Farensbach ausgegangenen Beleidigungen und Anschuldigungen solle deren Unrichtigkeit als konstatiert gelten.

3. Die Devastierung von Kartus sei unnütz übertrieben worden, den Feldherrn treffe keine Schuld.

4. Welche Satisfikation Farensbach ihm leisten solle?

Es entspannen sich überaus erregte Debatten zwischen den Schiedsrichtern und dem Fürsten, der dazu den aus Riga nach Warschau entsandten Rats Herrn Nam hinzugezogen hatte. Zuletzt gab Radziwill im Hauptpunkt dem Andrängen des Königs und der Kommissarien nach. Wohl erklärte er das Bündnis mit Riga in keinem Falle lösen zu wollen, wohl wies er das Ansinnen einer Kautio, daß er künftig keine ähnliche Konföderation schließen werde, von sich, willigte aber endlich, um nicht „halsstarrig (obstinate)“ zu erscheinen, darein, den Vertrag mit Farensbach ohne Riga abzuschließen. Artikel 2 und 3 konnten ja nur nach seinem Herzen sein: 2 bestimmte, daß durch die zu Wenden und an anderen Orten geführten Untersuchungen die völlige Unschuld der von Farensbach gefangen genommenen Radziwill'schen Diener erwiesen, sie daher zu entlassen seien. Die Farensbach'sche Satisfaktion behandelte Radziwill wie ein Grandseigneur. Da jener Bösewicht ihm in keiner Weise

wirkliche Genugthuung geben könne, so verzichte er auf weitere Schritte und begnadige ihn mit dem Bemerken, daß wenn Farenzbach zur Begrüßung kommen sollte, er sich in allen Stücken der Gnade und Huld des Fürsten zu unterwerfen habe. —

Es war ein schwerer Schlag für die Stadt, der sie durch diesen einseitigen Abschluß traf. Mochte Radziwill noch so sehr betonen er werde die Interessen der Stadt auch künftig wahrzunehmen wissen, mochte er gar in langatmigen Schreiben zu deduzieren versuchen sein Abschluß sei der Stadt nur vorteilhaft, die Konföderation bestehe weiter fort, in Wirklichkeit war Riga der verlierende Teil. Die Schuld trug in erster Linie die gewiß nicht parteiische Haltung der Kommissarien, dann die rege Thätigkeit der Gönner des katholischen Farenzbach, Chodkiewicz und der Jesuiten, die laue Stellung des Königs gegen die protestantische Stadt, und endlich die Unentschlossenheit Radziwills. Speziell die Haltung des Königs hatten Ram und die Rigaschen Vertreter sehr zu empfinden gehabt; alle Versuche zu einer Audienz vorgestellt zu werden waren vergeblich gewesen, und voll bitteren Unmuts gedachten sie in ihren Briefen nach Hause der vielen Unbill, die ihnen zu teil geworden war. Nur durch energisches Protestieren war es Ram und Royen gelungen, das Ungeheuerliche zu vereiteln, daß man zuerst die Ansprüche Farenzbachs, die er in Summa auf 100 000 Gulden schätzte, untersuchte, statt die weit älteren Forderungen der gemäßigten Stadt, die sich auf 300 000 Gulden beliefen, in Beratung zu ziehen, und nur zu vergeblich waren ihre Mahnungen gewesen, nicht die Ehre und das Ansehen des Königs und der Krone Polen aus Furcht vor dem desperaten Mann bloßzustellen, von dem der Bischof von Kulm in Zeugengegenwart gestanden, was er gegen Riga gefrevelt könne man kaum an den vier Wänden eines Zimmers aufschreiben. Die Stadt hatte vorläufig nur neue schwere Ausgaben: über 200 Portugaleser und 16 000 Gulden zur Verwendung in der Kanzellei waren von Ram mitgenommen worden, nach Hause brachte er nichts zurück. „Ruhn möchte jemand“, schreibt er am Schluß seiner für den Rat bestimmten Relation, „frolocken und sprechen, das gelte wehr verzehret und

nichts verrichtet. Demselben sey hier mit zur Antwort, das es kein wunder, ia nichts neues ist, das es zu hoffe viel Angeber und Fuchschwenker gibbt, durch welchen der hohen Obrigkeit von Stätten, Vanden und unschuldigen Leuten gefehrliche opiniones eingesenket werden, die doch endtlich zulezt selbst darüber zu schanden werden“. Es war ein schwacher Trost, den Ram sich und dem hochedlen Rat seiner Vaterstadt damit spendete.

Am 22. August erließ König Sigismund III. eine Deklaration an den Rat, bedauerte, daß in dem durch Ram übergebenen Prozeß gegen Fahrensbach jetzt nichts gethan werden könnte, und verwies auf günstigere Zeiten. Selbstredend konnten die Schreiben der Riga befreundeten Magnaten, der Dönhof, Hadzick u. a. nicht ermutigender lauten und die im Oktober nach Warschau gelangenden Klagen des kurländischen Adels konnten ebenfalls keinen größeren Erfolg aufweisen. So blieb der Streit unausgetragen.

Fahrensbach aber, der darnach verlangte den heißen Boden seiner livländischen Thaten hinter sich zu lassen, der Aug verkauft, in Polen die Feindschaft Radziwills nicht mehr zu fürchten brauchte, entschloß sich in das Heer zu treten, das in der Moldau unter dem Großfeldherrn von Littauen gegen die Türken kämpfen sollte. Anfang September hat er Warschau verlassen.

Wie ohnmächtig Rigas Stellung war, geht zur Evidenz aus dem Geschehe des Kirstenius hervor, der noch lange in einem elenden polnischen Kerker saß. Welches Ende er gehabt wissen wir nicht: ein ganzes Paket kleiner Zettel mit Bitten und Klagen aus dem Gewahrsam sind uns erhalten, doch sagen sie nichts nennenswerthes. Am 3. März 1621 schreibt er aus Warschau: „Der hh. doctor Palmerius, so des hhr. Fahrensbach Vollmechter ist, ist mit der Caution wohl zufrieden, hatt sich verlauten lassen, wem mit meinem langen sitzen gediehnnt wäre? Denn man wußte nicht, ob er (Fahrensbach) ein Lebtag möchte wiederkommen. Doch ob er gleich nicht würde wiederkommen, wollten doch sein Bruder, Schwester und hh. Rodkiewicz mit mir zu thun haben.“ Eine weitere Meldung vom 7. März besagt auf eine von der Königin dem König übergebene Supplikation habe

dieser befohlen, ihn auf freien Fuß zu setzen, wenn Kapitän Butler gut sage, was dieser gestrigen Tages versprochen. Die letzte Spur treffen wir am 17. März: Kirstenius sitzt noch immer im Gefängnis.

Ein halbes Jahr später zog Gustav Adolf in Riga ein. Mit Mut und Ausdauer hatte die Stadt sich für eben den König geschlagen und verteidigt, der ihr so wenig gnädig gewesen. Schließlich war weiterer Widerstand nicht mehr möglich. Die beiden Rittmeister Wilhelm de la Barre und Gabriel Ceridon (die also Farenzbachs Fahne verlassen) und die übrigen Offiziere erklärten längere Verteidigung für ein Verbrechen und polnischer Entsatz, den Radziwill wohl versprochen, aber nicht zu leisten wagte, war nicht zu sehen. So entschloß man sich von seiten des Rats, „da“, wie es in einem Schreiben des livländischen Adels (wohl an den kurländischen) vom 9. November 1621 hieß⁶²), „der ganzen Stadt und der unschuldigen Weiber und Kinder Heil und Leben an einem seidenen Faden gleichsam gehangen, auff das eingeschickte dritte königliche verwarnungsschreiben“ einzugehn, worauf Gustav Adolf „aus königlich angebohrner Güte“ der Stadt ihre Privilegien, Gerechtigkeiten und Freyheiten feierlichst zusicherte⁶³).

Die Stadt und das Land waren bei dem Regimentswechsel wohl gefahren. Die Unterzeichner des Schreibens, unter ihnen Georg von Mengden, Heinrich Butler, Magnus Stachelberg, Eberhard Klebeck, Caspar Grotthuß, Jürgen von Ungern, Fabian von Rosen u. a. m. hatten nur zu recht: „es war durch das Getrieb böser Leute (deren sich in Liffland bey der Diversität der Religion und Nation mehr denn zu viel iedemahl gefunden) solcher gestalt mit uns umgegangen, das wir fast dünne geworden und das Unsrige mehrentheils — von Außen ansehen und uns elendiglich behelffen oder umbs brodt in der Frembde dienen und innerlich eruliren müssen. Auch das arme verlassene Liffland bis dato allerwege im Kriege und unruhe gelassen und kein beharrlicher Friede, Gericht oder Gerechtigkeit demselben gegöndt, sondern die arme Einwohner ganz elendiglich verlassen und unterdrückt worden sein.“ — — Für Riga endete damit die Möglichkeit,

auf irgend eine Weise von Polen her Genugthuung zu erhalten, der Stadt Wege hatten sich für immer von denen der Republik und des polnischen Königs getrennt.

Damit nahm auch das unruhvolle, verderbliche Treiben Fahrensbachs, dieses entarteten Sohnes unserer Lande, auf heimatlichem Boden ein Ende, den er, wenn nicht alles trügt, nicht wieder betreten hat.

IV.

In türkischer Gefangenschaft, im Getriebe des Dreißigjährigen Krieges und Ende.

Anfang September war Fahrensbach aus Warschau fortgezogen, schon einen Monat später war er kein freier Mann mehr. Das polnische Heer war in der Nacht vom 6. zum 7. Oktober eine Beute der Feinde geworden. Meutereien hatten es bereits vorher geschwächt, „untreu, meineid, licenz und unordnung“ waren nach dem Bericht des rigaschen Gesandten Royen, (dat. v. 10. November aus Warschau) die Ursache des Unheils. 14 Rittmeister waren auf einmal desertiert, zweimal hatte das gemeine Volk der Feldherrn und Offiziere Bagagewagen geplündert, um dann auseinanderzulaufen. Kein Wunder, daß einem solchen undisciplinierten Haufen gegenüber der walachische Fürst Kantemir die in der Moldau Lagernden leicht überfallen und in nächtlichem Angriff zerstreuen konnte. „Drüber der Türck und Tatter, der schon zurückgezogen und desperiret,“ meldet Royen, „Wieder gewand und der Kern und die Blume der Ritterschaft und des Krieges, nemlich die veteranes milites alle uno ictu aufgerieben und die losen Tattern so große beutte erlanget und bekommen haben. Unser freundt Fahrensbach ist in solcher niederlage mit wenigen in des feindes hende und gefengnuß geraten. Ohn Zweifel, das ers leichter geachtet gefangen, denn erschlagen sein. Wenn der Feldherr und die andern Helden dieser meinung mit ihm einig gewesen, hatte

ihrer noch ein großer Theil zu leben und in der schändlichen Captivitet sein mögen.“

Seine Schwester Magdalene that alles, um ihren Bruder aus seiner schlimmen Lage zu befreien. Sie ließ sofort ihr in Thorn befindliches Geld herbeiholen und fertigte einen Kosaken nach der Grenze ab. „Aber,“ fügt Koyen hinzu, „es steht alles in der Handt des Herrn, der mehr ein gütiger Gott und beschirmer der guten, als der bösen ist.“

Es dauerte denn auch geraume Zeit, bis die Auslösung gelang. Gegen drei Jahre saß Farenzbach in einem festen Turm eine Meile von Konstantinopel und in Warschau mußte man nicht, ob er sein „Lebtage möchte wiederkommen“, — erst 1623 schlug seine Befreiungstunde ⁽⁶⁴⁾.

Seit seiner Heimkehr begann für Farenzbach ein abenteuerndes Lagerleben. Seine livländischen Güter hatte er durch die Schweden verloren, in Polen waren ihm nicht viele gewogen, seine kurländischen Besitzungen hatte er selbst veräußert — kurz, nichts hielt ihn mehr auf dem heimatlichen Boden zurück. In Deutschland aber wogte seit fünf Jahren der dreißigjährige Krieg, der für Menschen von seinem Schlage das geeignetste Wirkungsfeld darbot. Schnell entschlossen warf er sich in das Getümmel des großen Kampfes.

Nur in allgemeinen Zügen läßt sich erkennen, wohin der Zufall oder das Geschick ihn gebracht hat ⁽⁶⁵⁾. Ueberall, wo man ein gutes Schwert, ein skrupelloses Gewissen brauchte, konnte er seinen Mann stehen: bei Bethlen Gabor von Siebenbürgen, dem verschlagenen Feinde Habsburgs, im Dienste der Republik Venedig, in den Reihen der Franzosen und unter den kaiserlichen Fahnen versuchte er zu neuem Ansehen, zu Beute und Reichthum zu gelangen. Doch nirgends blieb er lange, rastlos und unftet trieb's ihn zu neuen Unternehmungen, zu neuen Herrn. Sein Augenmerk blieb dabei immer wieder auf Schweden gerichtet, dessen großer König deutlich genug seine Absicht kund gethan hatte, sobald der Handel mit Polen ein Ende genommen, in den deutschen Angelegenheiten ein entscheidendes Wort mitzureden. Abermals faßte er den Plan,

die alten Verbindungen, die er einst mit Gustav Adolf eingegangen war, wiederum und diesmal fester zu knüpfen; seine Hoffnung, daß dem Könige sein tapferer Arm nicht unwillkommen, für ihn aber der Lohn des Umschlags, zumal wenn er sonst dem Monarchen sich nützlich erweise, die Wiedergabe von Karfus und den andern Gütern sein würde, sollten sich als nicht ganz unrichtige Kombinationen erweisen. Ueber die Einzelheiten seiner Annäherung an König Gustav Adolf sind wir nicht unterrichtet, nur so viel steht fest, daß derselbe den Vielgewandten, der auch des Kaisers Feinde persönlich kennen gelernt hatte, nicht von sich wies. Als im Oktober 1628 der König in Elbing, also auf preussischem Boden, erwartet wurde, fand sich auch Wolmar mit seiner Gemahlin, einer Gräfin von Oerstein*), hier ein. Es ist charakteristisch für jene Zeit, die kein Empfinden für Dinge hatte, wie sie Jarensbach belasteten, daß sein Auftreten in Elbing nicht verfehlte Sensation zu machen. Am 29. Oktober zog — wir folgen den zeitgenössischen Aufzeichnungen des Burggrafen jener Stadt, Israel Hoppe — der Kanzler Axel Oxenstierna mit viel vornehmen Herren dem Könige entgegen, unter denen sich „sonderlich Oberster Wolmar Jarensbach“ befand, am 1. November erfolgte der königliche Einmarsch, voraus reiten Gustav Adolf, die ersten Würdenträger und Generäle, der Reichskanzler, der Hofmarschall, dann Graf Peer von Brahe, Horn, ein Baron von Wallenstein — und in ihrer Mitte hoch zu Roß Wolmar Jarensbach. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Monarch, der ihn zu benutzen gedachte, ihm völliges Vergeben und Vergessen versprochen hat und daß, wie der Chronist bemerkt, der Oberst „sich aufs Neue sehr wol bey ihm insinuiert hätte.“ Ob ihm die Rückgabe der livländischen Erb-güter zugestanden worden ist, darüber verlautet nichts.

Seine Ergebenheit und Gewandtheit dem Monarchen zu beweisen, sollte er sofort Gelegenheit finden. Zu nichts Geringerem, als zu einer Mission nach Siebenbürgen, an Gustav Adolfs

*) Ob diese Dame seine erste Gemahlin, oder aber die zweite, ist nicht festzustellen. Jedenfalls war die früher erwähnte eine Polin, wozu der deutsche Name Oerstein wenig paßt.

Schwager, Bethlen Gabor, in dessen Diensten er bereits früher gestanden, war er ausersehen und schon nach wenigen Tagen, am 6. November, erfolgte die Ausfertigung des Creditivs und die Feststellung der Reiseroute, die ihn über Lübeck, Hamburg, Amsterdam nach Paris führen sollte. Nach Empfang eines Wechselbriefs auf 10 000 Reichsthaler mußte die Weiterreise über Venedig, durch Istrien, Dalmatien, die Walachei und Moldau nach dem Hoflager Gabor's angetreten werden.

Am folgenden Tage schon schiffte er sich in Pillau ein, seine Gemahlin wollte ihn bis zum Haag begleiten und dort die Rückkehr abwarten.

Um diese diplomatische Sendung verstehen zu können, wird es nötig sein, wenn auch nur in kurzen Strichen, die Beziehungen darzulegen, welche Gustav Adolf mit dem Siebenbürger Großfürsten unterhielt ⁶⁶).

Die Feindschaft des letztern gegen die Habsburger war politischer wie religiöser Natur. Die Schwäche Oestreichs konnte seiner Stellung nur zu gute kommen, für die er zudem in dem Sultan eine natürliche Stütze hatte. Aber auch auf das polnische Reich, das durch dynastische wie religiöse Bande mit dem Kaiserhof zu Wien verknüpft war, übertrug sich der Gegensatz, ja die Opposition gegen das slawische Gemeinwesen erhielt dadurch noch einen gefährlicheren Charakter, als eine starke Partei in Polen, so die Magnatenfamilien der Radziwill und Sapieha, der Starost von Sandomir u. a. sich mit dem Plane trug, Bethlen Gabor die Krone ihres Reichs zu übertragen. Bei derartiger Sachlage mußte er ein von allen denen gern gesuchter Bundesgenosse sein, die im Kaiser und der Republik Polen ihre natürlichen Feinde sahen und unter diesen stand Gustav Adolf in erster Reihe. Förderlich mußte es diesem ferner sein, daß zwischen ihm und Bethlen Gabor enge verwandtschaftliche Verbindung bestand: am 25. November 1619 hatte der Schwedenkönig die Brandenburgerin Marie Eleonore heimgeführt, am 2. März 1626 vermählte sich der Großfürst mit deren Schwester Katharina. Bereits in dies Jahr fällt die erste Mission, die König Gustav nach Siebenbürgen schickte, — sie kam nicht zum Ziel:

die entscheidende Niederlage des Führers der protestantischen Partei Christians IV. von Dänemark durch Tilly bei Lutter am Barenberge, der Zusammenbruch des Mansfelder Heeres an der Elbbrücke ließen es Bethlen Gabor ratsam erscheinen im Dezember 1626 zu Leutschau Frieden mit dem Kaiser zu schließen, „nothgedrungen, gegen seinen Willen und ganz und gar in der Hoffnung, daß er Mittel und Wege finden werde, ihn zu brechen.“ Bald genug sollte sich die Gelegenheit bieten. Sein großer Schwager hatte in den folgenden Jahren glänzende Erfolge gegen die Polen davongetragen; wenn er denselben noch keine Entscheidungsschlacht hatte liefern können, so lag dies an der leichten polnischen Reiterei, die einer solchen gestilltlich aus dem Wege ging. Gegen die schnelle Kavallerie des Feindes konnte Bethlen, der in seinen ungarischen Reitern ein gleiches Element besaß, Hilfe und Beistand gewähren. Gelang es gar, ihn zu einem Einfall in Polen zu bewegen, die Pforte zu Feindseligkeiten gegen diesen Staat zu veranlassen, so mußte der Sieg in Kurzem vollständig sein.

Um diese Pläne zur Reife zu bringen, entsandte Gustav Adolf einen seiner Räte, Paul Straßburg, an das Siebenbürgener Hoflager. Der Fürst nahm ihn freundlich auf, zeigte sich durchaus geneigt ihm zu Willen zu sein und begann sowohl Truppen zusammenzuziehen, wie durch einen Gesandten bei der Pforte gegen Oestreich zu agitieren. Im Januar 1629 schickte er seinerseits einen Unterhändler nach Elbing, um mit Ogenstierna zu berathschlagen. Vor dem aber hatte Gustav Adolf, wie oben erzählt worden ist, um seine Werbungen zu beschleunigen, Wolmar Farenzbach als außerordentlichem Bevollmächtigten Befehl erteilt zu Bethlen Gabor aufzubrechen. Leider war um jene Zeit letzterer schon von jener schweren Krankheit befallen, die ihn aufs Todtenbett strecken sollte — die Seele all der zu unternehmenden Bewegungen war somit gelähmt! —

Unser „fahrender Diplomat“ war, wie bereits berichtet, am 17. November in Pillau an Bord gegangen, hatte sich am 29. November in Calmar vom Könige beurlaubt und über Gothenburg seine Reise nach Holland angetreten. Folgen wir

dem erhaltenen Reisebericht ⁶⁷⁾ an Gustav Adolf: Ueber den Haag, Bliessingen, Boulogne führte ihn der Weg nach Paris: am 28. Januar 1629 traf er hier ein. Seine Reise war leider nicht unbemerkt geblieben: der dänische Resident Zobel suchte ihn auf und theilte ihm mit ihm seien aus Brüssel warnende Briefe zugegangen, Farenzbach möge sich versehen, damit man sich nicht seiner Person bemächtige. Farenzbach beschloß nunmehr sich an den Agenten des Herzogs von Mantua zu wenden, Briannoy, dessen Herr gleichfalls ein natürlicher Feind Oesterreichs war. Briannoy kam ihm nicht nur mit dem größten Vertrauen entgegen, indem er „in gutter geheimb Vertraulichkeit ihm allen seines herzogen damalig zustandes verstendiget und informiret“, sondern gab ihm auch einen „expressen curir“ mit, dem Wege und Straßen wohl bekannt waren. Nach sechstägigem Aufenthalt, am 3. Februar, verließ Wolmar die französische Hauptstadt und erreichte, obgleich wegen einer Reise des Königs die Postverbindung unterbrochen war, am 6. Dijon, am 7. Chalons, von wo er die Saone abwärts den Weg zu Wasser nahm und endlich am 17. Februar in Genua sein Quartier aufschlug. Er fand die Stimmung für die schwedische Sache sehr günstig, die Stadt bereit, „was möglich E. K. M. zum besten gerne (zu)thuen“.

Doch weiter gings: durch die Schweiz, Graubünden, den Beltlin betrat er am 27. die Grenzen der Republik Venedig. Hier aber stieß er auf unverhoffte Schwierigkeiten, da die Schweiz eben damals „in allen orten infectiret“, und man daher einen Sanitätskordon gezogen hatte, durch welchen man ihn nicht weiter reisen lassen wollte. Nur durch Bestechung der Grenzbeamten gelang es ihm seine Weiterreise durchzusetzen, auf der er zuerst den Herzog von Mantua besuchte, ihm seines königlichen Herren Schreiben überreichte und von jenem „aller Submission und Freundschaft gegen E. K. Maj.“ versichert wurde. Am 10. März finden wir Farenzbach schon in der St. Markusstadt, in Venedig. Am folgenden Tage hat er im Dogenpalast Audienz beim Dogen und überreicht diesem inmitten des Rats das königliche Creditiv- und sonstige Schreiben. Ueber Mangel an

zuvorkommendster Aufnahme hatte der Gesandte auch hier nicht zu klagen: man beteuerte das Bestreben mit seinem Könige, von dessen „lößlichem Vorhaben und großem Valor man genugsam informiert sei,“ in enge Freundschaft zu treten. Farenzbach selbst sah sich mit Geschenken bedacht, noch einmal in den Rat gezogen, ja schließlich mit einer Staatsgaleere ausgerüstet, die ihn hinüber nach Spalatro tragen sollte. Er glaubte Gustav Adolf berichten zu können, die Aufnahme sei so glänzend ausgefallen, daß, wenn der König einen beständigen Residenten hierher verordne, es ihm leicht fallen müsse, mit der Republik zu einem festen Einvernehmen zu kommen. Seine Abreise erhielt jedoch durch widrige Winde einen unvermuteten Aufschub — noch fünf Wochen blieb er in Venedig — und selbst als er am 14. April an der dalmatinischen Küste anlangte, sah er seiner Reise weitere Schwierigkeiten erwachsen: denn im Begriff bei Weissenburg über die Donau zu setzen, wurde er hier vom Raimakam des Plazes festgehalten, der ihm eröffnete, es sei ihm bei Todesstrafe befohlen, keinen zu Bethlen zu lassen, der nicht zuvor beim Bezier von Ofen dazu die Erlaubnis eingeholt habe. Notgedrungen begab sich Farenzbach daher nach dem Hauptplatz des türkischen Ungarn. Der Pascha empfing ihn aufs zuvorkommendste, ließ sich Ziel und Zweck der Reise auseinandersetzen und zeigte sich über die Mission äußerst überrascht. Er rief aus, es sei schade, daß der Gesandte nicht zwei Monate früher gekommen sei, dann hätte man dem Hause Habsburg aufs beste Abbruch thun können, der Bezier Asa hätte gewiß die Armee ins Polnische geführt. Mit den bereitwilligsten Zusicherungen auf militärische Beihilfe entließ er Wolmar zu Bethlen Gabor, er möge nun seinerseits alles aufwenden, um den Großfürsten zum Handeln zu bewegen.

Auf solchen abenteuerlichen Umwegen langte er am 15. Mai im siebenbürgischen Hoflager an, wo ihn Bethlen im Beisein des von Gustav Adolf schon früher gesandten Paul Straßburg empfing und seine Kreditivte entgegennahm. Bald wandte sich das Gespräch auch der Hauptsache zu, einem Einfall Bethlens nach Polen. Doch der Fürst zeigte sich wenig geneigt, der König

möge sich dessen erinnern, ließ er sich vernehmen, was er ihm diesbezüglich durch den Rat Dreyling habe sagen lassen: „Se. Maj. ist in dieser Sache gar zu langsam (*plumbeo pede*) vorgegangen“. Farenzbach brachte nun den zweiten Teil seiner Werbung, die Absendung einiger tausend ungarischer Reiter, vor, fand jedoch auch dafür wenig Gehör: Durch den letzten Friedensschluß mit dem Kaiser, wandte Bethlen ein, sei ein großer Teil der freien Heyduken unter dessen Herrschaft gekommen, auch hätten sie ihre Gesinnungen gegen ihn ins Gegenteil verändert, und vollends ohne Zustimmung der Pforte sei er, zumal nach dem Abfall des Wojewoden der Moldau, etwas zu unternehmen nicht in der Lage. Es waren das nicht etwa Vorwände. Farenzbach bestätigte vielmehr seinem Herrn die Richtigkeit dieser Ausführungen; „die alten Feinde des Fürsten,“ sagt der ungarische Historiker Szilägyi, „hoben ihr Haupt in demselben Maß höher empor, in welchem er mit seiner schwindenden Kraft weniger imstande war, sie zu Paaren zu treiben und die Zügel fest in den Händen zu halten.“ Immerhin scheint der Gesandte den Einfluß des alternden Mannes doch zu gering angeschlagen zu haben, was wohl mit darauf zurückzuführen ist, daß Bethlen ihm nicht volles Vertrauen schenkte und ihn in seine Pläne und Absichten nicht einweihte. Andererseits spielte Farenzbach von Beginn an auch hier ein wenig würdiges Spiel, da die Lust zur Intrigue, vor allem das Streben alle Vorteile seiner Mission — wie stets bei Abenteurern — für sich allein einzuheimsen, sein Handeln bestimmten. Darin liegt auch der Schlüssel zu den Streitigkeiten, die zwischen ihm und Straßburg ausbrachen, sowie zu seiner Darstellung an Gustav Adolf, daß der Fürst nichts mehr bedeute, man solle ihn daher auf einen andern Schauplatz, an den Sultan, senden, — hatte er hier doch freie Hand und Gelegenheit seine angeblichen Verdienste in helles Licht zu setzen. Daher schlug er dem Könige vor ihn mit „Berehrungen“ und Geschenken nach Konstantinopel zu schicken, ihm „wegen ferne des weges *cartas blancas*“ zur Verfügung zu stellen, sowie eine in Kanzlergeschäften erfahrene Persönlichkeit ihm beizuordnen; gestatte ihm der Monarch zu

handeln, wie er wolle, so verspreche er nicht mit Worten, sondern mit seinem Leben „alles das in ipso effectu zu erweisen“. Charakteristisch schließt der Brief, es werde ohne große Unkosten nicht abgehen „weill an solchen orten viel auf daß eufferliche gesehen wird und weil es die erste ambassade ist. Vor meine persohn will ich mich zwar an genauesten behelffen (?), aber die presenten sowohl des Keyfers als dero Paschen (Pascha) wirdt müssen etwas auffgehen“.

Während er sich also mit hochfliegenden Plänen einer türkischen Ambassade trug, setzte er zugleich alle Hebel an, um seinen Kollegen in Siebenbürgen, Paul Straßburg, aus dem Sattel zu heben, ihn vor allem in den Augen der einflußreichen Gemahlin Bethlens zu diskreditieren. Und wirklich fielen seine verleumderischen Ausstreuungen, deren Einzelheiten nicht bekannt sind, anfänglich auf fruchtbaren Boden, Straßburg verlor die Gnade der Großfürstin Katharina in so hohem Grade, daß sie in einem Brief an Gustav Adolf ihn auf das schärfste angriff. Doch nur zu bald wurden Jarensbachs Intriguen entlarvt, Straßburgs Unschuld trat glänzend zu Tage, ersterer verlor alles Terrain. Am 6. September 1629 richtete Katharina deshalb an ihren Schwager ein neues Schreiben und erklärte offen, sie habe „unbedachtsamer Weise ihm solches zugeschrieben —“, „wie sich aber mein sin,“ fuhr sie fort, „und meine meinung so weit regieren lassen und ich mich ergeben habe, dero residenten zu seiner Verantwortung zu lassen und dan in betrachtung was (für eine) Person Jarensbach sey und was er zeit seines lebens vor humor gehabt, zudem auch von viel redlichen leuten hin berichtet worden — also bitte ich C. R. M. wollen ihm mit meines vorigen unbedachtsamen schreiben entgelten lassen, sondern (e)in gnediger köning sein und bleiben“.

Bei Bethlen Gabor war Jarensbachs Bleiben nun nicht länger: er scheint von Siebenbürgen nach Konstantinopel gegangen zu sein, von wo er im Juni 1630 zur Berichterstattung wieder in der schwedischen Hauptstadt eintraf⁶⁸⁾.

Doch nicht lange litt es ihn in schwedischen Diensten. Mit

abermaligem Frontwechsel vertauschte er diesen mit einer kaiserlichen Anstellung: wurden doch in Wien die Lehrlinge Gustav Adolfs immer mit offenen Armen aufgenommen. Die Veranlassung zum Uebertritt soll die gewesen sein, daß er eine große Geldsumme, die der König ihm anvertraut, im Spiel verlor — wie dem auch sei: Anfang 1632 kommandierte er jedenfalls ein Regiment in liguistischen Diensten und lag in Ingolstadt in Besatzung. Hier erwachte angesichts der glänzenden Thaten Gustav Adolfs, die diesen tief nach Süddeutschland führten, der Plan, noch einmal sich dem schwedischen Stern zuzuwenden. Er trat in Konspirationen gegen die Liga und Ferdinand: doch der wankelmütige Mann wurde scharf beobachtet: am 1. Mai 1632 schritt man zu seiner Verhaftung. Ein ganzes Jahr saß er im Kerker. In seiner Angelegenheit schrieb Kurfürst Maximilian aus Braunau vom ersten Februar 1633 an Wallenstein⁶⁹⁾, „er habe über Farenzbach vom Kommandanten von Ingolstadt viele Beschwerden vernommen, es geschehe ihm ein besonderer Gefallen, wenn E. L. ihn von Ingolstadt wegnehmen und auf das Oberhaus nach Passau führen ließen.“ Dazu ist es nicht gekommen, Farenzbach blieb im alten Gewahrsam, als sich im Frühjahr 1633 Aussicht auf Freiheit zu bieten schien⁷⁰⁾.

Graf Crax von Scharffenstein, Kommandant der Stadt, war der Mann, der ihm die Kerkerpforten öffnen wollte. Er lebte mit dem Friedländer in tödlicher Feindschaft und war deswegen auch von Maximilian von Bayern, der auf Wallenstein Rücksicht zu nehmen hatte, zurückgesetzt und das gehoffte Kommando Aldinger statt ihm zu teil geworden. Mit der Kommandantur in Ingolstadt und dem „Gouvernement“ in Bayern hatte der Fürst gehofft ihn zufrieden zu stellen, doch vergebens. Vielmehr beschloß Graf Crax die fast uneinnehmbare Festung den Schweden in die Hände zu spielen und trat deswegen mit Bernhard von Weimar in nahe Beziehung: gegen das Versprechen der Ueberlassung der Varmittel, die in Ingolstadt lagen, war er zum Verrat bereit. Crax zog zugleich Farenzbach, dessen frühere Verbindungen mit Gustav

Abolf er gut kannte, ins Vertrauen und dieser, den der schwedische Gewährsmann, dem wir folgen, hierbei als einen „braven Soldaten, charakterisiert, der aber unbeständigen, leichtsinnigen Gemüths gewesen, der fast alle vornehmsten Potentaten und theils nicht nur einmal zu Herrre gehabt, aber fast allezeit lieberlicher Weise ohne Ursache chagniret“, zögerte nicht seine Hilfe zuzusagen.

Die Nacht des 4. Mai war zur Ausführung bestimmt: Graß ließ das Gerücht aussprengen man erwarte von Albdinger gesandte Truppen. Unter deren Namen hoffte er im Schuß der Dunkelheit die Feinde unvermerkt aufnehmen zu können. Doch der Anschlag scheiterte. Der Anmarsch der Schweden verzögerte sich: erst mit anbrechendem Tage langten sie vor Ingolstadt an: nun schöpften aber die Wachen Verdacht, sperrten die Thore und schlugen Alarm. Alles eilte auf die Wälle, die Feinde mußten zurück. Graß war schwer kompromittiert; laut bezeichnete man ihn als den Urheber des versuchten Ueberfalls, so daß er sich seiner Haut nicht mehr sicher fühlte. Er erklärte sich selbst beim Kaiser rechtfertigen und nach Wien reiten zu wollen. Unter diesem Vorwand verließ er Ingolstadt — fand es aber geraten, statt nach Oesterreich nach Schlesien zur schwedischen Armee zu entweichen.

Farensbach gelang es nicht sich zu retten. Von neuem in Haft gebracht, wurde er zum Tode verurteilt und das Urtheil am 11. Mai in Regensburg unter höchst seltsamen Verzögerungen vollstreckt. Auf dem Markt hatte Albdinger das mit schwarzem Tuch behängte Blutgerüst aufstellen lassen. Als nun Farensbach sein Haupt auf den Block legte und der Henker zum Schläge ausholte, zog jener sein Haupt schnell zurück, so daß er nur ein wenig verwundet wurde. Dann sprang er vom Schaffot, versuchte das rinnende Blut zu stillen, und erklärte unter lauten Drohungen gegen Albdinger, aufs Gerüst bringe ihn keine Gewalt der Erde: er sei unschuldig, zudem sei der ausgestandene Streich Strafe genug! Kein Bedrohen half: da gab Albdinger den Befehl, Gewalt anzuwenden: vier Scharfrichter warfen sich auf ihn und schlugen ihn zu Boden. Von den

Nichtschwertern getroffen, sank er „jämmerlich zerhauen“ tot nieder. Tags darauf langte ein kaiserlicher Kurier an, der Pardon brachte: die Gemahlin Farenzbachs hatte dem Kaiser unablässig mit Bitten und Flehen in den Ohren gelegen und schließlich Gnade erlangt — doch sie kam zu spät: dem vielfachen Verräter war sein Los bereits geworden.

So endete Wolmar Farenzbach, der verderbte Sohn einer aus den Fugen gegangenen Zeit, ein Mann, dessen Thun unsrer Heimat nur Unsegen gebracht und der in seinem Leben das Wort Treue nie gekannt hat.

Lange war sein Leben und sein Schicksal vergessen und begraben, als ein Bild, wohin Ehrgeiz und zügelloser Egoismus geführt, steigt sein Schatten heute wieder vor uns empor.

Belege und Notizen.

R.St.A. = Rigasches Stadtarchiv.

St.A. = Schwedisches Reichsarchiv in Stockholm.

R.A. = Kurländisches Ritterschaftsarchiv.

Mitt. = Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands.

¹⁾ Th. Schiemann, Rußland, Polen und Livland, 2. Teil (Dnkensche Sammlung). — ²⁾ Th. Schiemann, Charakterköpfe und Sittenbilder: Der Aufsatz über Jürgen Farenzbach. — ³⁾ Mitt. VIII p. 234. Aufsatz des Freiherrn von Bohlen über Herzog Wilhelm von Kurland. — ⁴⁾ Gadebusch, Bibliothek. Die Angabe in Hennings Geschichte der Stadt Goldingen, Wolmar Farenzbach sei in Korffum in Livland, was wohl Karfus heißen soll, geboren, ist sonst durch nichts belegt. — ⁵⁾ Gadebusch, l. c., Bibliothek. — ⁶⁾ R.St.A. — ⁷⁾ Gadebusch, l. c. — ⁸⁾ Bodeckers Chronik livländischer und rigascher Ereignisse 1593—1638. Herausgeg. von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands, bearb. von J. G. L. Rapiersky. — ⁹⁾ Bodeckers Chronik. — ¹⁰⁾ Gadebusch, l. c. — ¹¹⁾ Für das Folgende: Aktenstücke in der Aulo-Polonica des R.St.A., die von Rapiersky zum Teil bereits

excerpiert waren. Zahlreiche polnische Schreiben mit kurzen alten deutschen Inhaltsangaben bildeten einen beträchtlichen Teil der Akten. —

¹²⁾ Bunge, Archiv Bd. I p. 23—77. — ¹³⁾ Ratsprotokoll, R.St.A. —

¹⁴⁾ R.St.A. — ¹⁵⁾ Bodeckers Chronik. — ¹⁶⁾ Relation der rigaschen Ge-

sandten vom Reichstage und Instruktion für dieselben, R.St.A. — ¹⁷⁾ Klage-

schrift und Protokoll im R.St.A. — ¹⁸⁾ R.St.A. — ¹⁹⁾ Die Korrespondenz

zwischen Gustav Adolf, dessen Unterhändlern und Jarensbach fiel 1617 in

die Hände Rigas, daher sich dieselbe im R.St.A. erhalten hat. Sie ist

Hauptquelle für die folgenden Ereignisse. — ²⁰⁾ Cf. die Werke von Cruse,

Richter, Friebe, Gebhardi und Mitt. VIII, 1. c. — ²¹⁾ Monum. Livon.

Antiquae II und Seraphim, Aus Kurlands herzoglicher Zeit p. 20 ff. —

²²⁾ R.St.A. — ²³⁾ Ueber Gaunersdorffs Ermordung cf. Bodeckers Chronik

p. 45 und Th. von Richhoff, Zur litländischen Gelegenheitsdichtung des

17. Jahrhunderts, im Schlußbericht des Jelliner Landesgymnasiums 1892.

Nach einem Jüngbium auf seine Gattin Anna, geb. Detting, ist er 1609,

als er aus Warschau, wohin ihn „nötige und wichtige Geschäfte der Stadt

zogen“, zurückgekehrt war und auf sein Höfchen an der Spilwe gezogen

war, zu Johanni von einem „Heillosen Pohlen“, einem „verzweifelten Böse-

nicht und Gewissenlosem Mörder“ durch „Vormendung Königliches An-

bringens und Briefe“ aus dem Bette aufs freie Feld hinausgerufen und

„da man sich nichts anders als aller Liebe und Freundschaft versehen, auch

deswegen aller Gegenwehr entblößt, inn der Eil unerhörter weise ermordet“.

— ²⁴⁾ St.R.A. Die Abschriften verdanke ich Herrn Archivdirektor E. Odhner.

— ²⁵⁾ St.R.A. und R.St.A. — ²⁶⁾ Monum. Livon. Antiquae II. —

²⁷⁾ R.St.A., dat. 1. April 1617. Goldingen. — ²⁸⁾ Monum. Livon.

Antiquae II. — ²⁹⁾ Bodeckers Chronik. — ³⁰⁾ R.St.A. — ³¹⁾ R.St.A.

Relation über die Gesandtschaft. — ³²⁾ Handschriftliche Goldingensche Stadt-

chronik im Besitz der Stadt. — ³³⁾ Bodeckers Chronik und R.St.A. —

³⁴⁾ Bodeckers Chronik. — ³⁵⁾ R.St.A. — ³⁶⁾ R.St.A. — ³⁷⁾ Bodeckers

Chronik. — ³⁸⁾ R.St.A. — ³⁹⁾ Cf. Seraphim, Aus Kurlands herzoglicher

Zeit: Aus den Tagen der Herzogin Elisabeth Magdalene Kap. II. —

⁴⁰⁾ Handschriftliche Goldingensche Chronik im Besitz des Goldingenschen

Stadtamts. — ⁴¹⁾ R.St.A. — ⁴²⁾ Mitt. VIII, 1. c. — ⁴³⁾ R.St.A. —

⁴⁴⁾ Für all das Folgende beruht die Darstellung auf Rigaer Archivalien,

wo nicht besondere Angaben gemacht worden sind. — ⁴⁵⁾ R.St.A. Rogens

Relationen. — ⁴⁶⁾ Mitt. VIII, 1. c. — ⁴⁷⁾ Mitt. VIII p. 231. —

⁴⁸⁾ Mitt. VIII p. 231. — ⁴⁹⁾ Mitt. VIII p. 232. — ⁵⁰⁾ R.St.A. —

⁵¹⁾ Handschriftliche Goldingensche Chronik. — ⁵²⁾ Mitt. VIII p. 232. —

⁵³⁾ R.St.A. Relationen vom 24. Februar 1618, dat. Warschau. — ⁵⁴⁾ R.St.A.

— ⁵⁵⁾ Gadebusch, 1. c. — ⁵⁶⁾ R.St.A. — ⁵⁷⁾ Mitt. VIII p. 232 ff. —

⁵⁸⁾ R.St.A. — ⁵⁹⁾ R.St.A. — ⁶⁰⁾ Fr. Koppmann, Kurländische

Güterchroniken, cf. Aug. — ⁶¹⁾ R.St.A. — ⁶²⁾ R.St.A. — ⁶³⁾ R.St.A.

— ⁶⁴⁾ Gadebusch, 1. c. — ⁶⁵⁾ Chronik Israel Hoppes, Burg-

grafen von Elbing. — ⁶⁶⁾ Alexander Szilagyi, Gabriel Bethlen und die schwedische Diplomatie. — ⁶⁷⁾ A. Szilagyi, l. c. — ⁶⁸⁾ Nach einer Mitteilung des Herrn Archivdirektors C. Odhner in Stockholm. — ⁶⁹⁾ Nach einer Mitteilung des Herrn Rechtsrats Dr. Franz Xaver Ostermaier in Ingolstadt. — ⁷⁰⁾ Bericht bei Chemnitius, Königl. Schwedischen in Deutschland geführten Kriege, II. Teil (Buch I p. 122—123).

Die

herzoglose Zeit und ihre Vorboten

1655—1660

von August Seraphim.

Herrn Professor Dr. Th. Schiemann

in Berlin

zugeeignet.

Die herzoglose Zeit und ihre Vorboten 1655—1660.

οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη.
Homer.

Seit jenen Tagen, als nach dem Zusammenbruch der staatlichen Faktoren Mitlivlands der letzte Ordensmeister, Gotthard Kettler, den Thron des neugegründeten Herzogtums Kurland bestieg, ist das Gottesländchen mehrfach ohne Herzog gewesen. Im vorigen Jahrhundert war dieser Zustand beinahe der häufigere; weilte doch Herzog Ferdinand fast die ganze Zeit seiner langen Regierung außerhalb des Landes, und mußte doch bald darauf Herzog Ernst Johann Biron über zwei Jahrzehnte nach beispiellosen Erfolgen im fernen Orl für die Rolle büßen, welche er im nordischen Zarenreiche gespielt hatte. In diesen langen Zeiträumen verkümmerte der letzte Rest landesherrlichen Ansehens und jenes oligarchische Regiment hatte Gelegenheit, zur Blüte zu reifen, welchem es dann beschieden war, die Katastrophe von 1795 zu erleben. Die herzoglose Zeit, in welche wir unsern Blick richten, ist durch ein Jahrhundert getrennt von dem zuchtlosen Treiben der Bironischen Periode. In den großen Krieg, welchen in der Mitte des 17. Jahrhunderts Polen und Schweden um ihre Machtstellung im baltischen Norden führen, wird auch das Herzogtum Kurland hineingezogen, und als dann schwedische Gewaltthat den Herzog Jacob von Kurland aus seinem Lande fortführt, da wird das wehrlose Land der Schauplatz blutiger Kämpfe, bis endlich die Tage des ersehnten Friedens anbrechen. Diese herzoglose, schreckliche Zeit bringt für das Land eine schwere Lehre: das eigensüchtige Streben der Stände, welche die landesherrliche Gewalt auf das

äußerste beschränken will, hat eine feste Staatsgewalt nicht aufkommen lassen und nun, da das Fürstentum in den Streit der mächtigen Nachbarn hereingezogen wird, zerschellt das kleine Staatsschiff ohnmächtig in der wilden Brandung. Gewiß tritt in dieser herzoglosen Zeit auch ein Moment uns entgegen, welches in dem geschichtlichen Leben des Landes sonst schmerzlich vermißt wird: hingebende Treue der Unterthanen aller Stände zum vertriebenen Fürsten, rückhaltlose Opferfreudigkeit einigen die zum gemeinsamen Handeln, welche sonst im rücksichtslosen Interessentkämpfe feindselig einander gegenüberstehen. Adel und Bürger greifen zu den Waffen, Bandenführer erstehen in dem gequälten Lande und selbst das Landvolk nimmt eifrig teil an dem Kampfe gegen den Landesfeind. So schimmert uns hier in diesen blutigen Kriegsjahren ein Abglanz dessen entgegen, was unsre Vergangenheit nicht zu oft aufweist: das volle Leben einer Volksseele. Aber die Lehre wird nicht verstanden, welche die Not der Zeit gebieterisch predigt, und als es Friede werden will, da treibt wieder die alte Zwietracht die kräftigsten Blüten. Immerhin ist es aber nicht unlohnend, den Blick zurückzuwenden in die Tage jener Schwedennot und sich die Zeit zu vergegenwärtigen, da Herzog Jacob im Exil duldete.

I.

Vor der Katastrophe*).

Undank ist bei der Neutralität das Ende.

Herzogin Louise Charlotte
an den Großen Kurfürsten den 3. April 1657.

In gewaltigem Ringen hatte König Gustav Adolf seinem Reiche Livland gewonnen, ehe der Dreißigjährige Krieg, welcher Deutschland so schrecklich verwüstete, ihn auf einen größeren

*) Für die folgende Darstellung, deren Schwerpunkt in die Jahre 1658—1660 fällt, hat der Verf. außer den litterarischen Hilfsmitteln die zahlreichen Flugblätter, welche sich aus jener Zeit erhalten haben, nach

Schauplatz berief. Es gelang dann in der Folge dem großen Staatsmanne, welcher nach des Königs frühem Tode die Geschichte Schwedens lenkte, Livland zum größten Teile dem Reiche zu erhalten, indem er im Jahre 1635 zu Stumsdorf in Preußen mit Polen einen vorteilhaften Waffenstillstand abschloß. Da es sich wohl denken ließ, daß der 20jährige Waffenstillstand noch keinen dauernden Frieden bringen werde, so wurde der Herzog Jacob von Kurland — damals noch nicht regierender Herzog, sondern nur mitbelehnt für den Fall des Todes seines Oheims Friedrich — durch den Artikel 22 des Vertrages zum Prokurator des Friedens ernannt, den unter den feindlichen Mächten zu erhalten für das Herzogtum Kurland vom größten Interesse sein mußte ¹⁾. Als es dann den Anschein bekam, als ob der Friede nicht werden erhalten werden können, da gelang es dem Herzoge Jacob, welcher inzwischen seinem väterlichen Freunde und Oheim in der Regierung gefolgt war, von der Königin Christine von Schweden am 4. Juni 1647 einen Neutralitätsvertrag zu erlangen, welcher im Kriegsfall das kleine

Möglichkeit herangezogen, besonders aber archivalische Quellen benutzt. Während die Flugschriften hauptsächlich aus der Danziger Stadtbibliothek, sowie der Bibliothek des Mitauischen Gymnasiums dem Verf. zugänglich gemacht wurden, stammen die Archivalien in erster Linie aus dem Archive der kurländischen Ritterschaft, sowie aus dem Königl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Bei der Benutzung des ersteren hat mir Herr L. Arbusow in der uneigennützigsten Weise hilfreiche Hand geboten und die Berliner Aktenstücke wären mir unzugänglich gewesen, wenn sich nicht Herr Prof. Dr. Th. Schiemann in lebenswürdigster Weise der Mühe unterzogen hätte, die betr. Archivalien auszufuchen. Auf die Benutzung des Herzoglichen Archives mußte aus vom Verf. unabhängigen Gründen verzichtet werden. Nur gelegentlich konnten vor Jahren gemachte Sammlungen von Auszügen und Notizen aus demselben verwertet werden. Für die Mitteilung von archivalischen Daten ist der Verf. den Herren C. F. Odhner in Stockholm, von Arneht in Wien, Bertling in Danzig zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Nicht minder dankt der Verf. dem Königl. Staatsarchiv zu Kopenhagen die Uebersendung wertvoller Kopieen. Ferner bot einiges Material die Bibliothek des kurländischen Provinzialmuseums, der Bibliotheca Reckiana der Dorpater Universitätsbibliothek, die Sammlungen der Rigaschen Altertums-gesellschaft, sowie das Rigasche Stadtarchiv. Bei der Benutzung derselben haben mir die Herren J. Döring in Mitau,

Land sicherstellen sollte²⁾. Im Kriegsfall sollte Kurland Polen keine Hilfe leisten, dafür sollte es von den feindlichen Parteien nicht betreten werden, aber in dem Falle, daß die Polen sich Durchzüge erlaubten, solche auch den Schweden gestattet sein. Es war von vornherein klar, daß diese „ewigwährende Neutralität“ ein absolut schützendes Palladium nicht sein werde, und so ließ es sich denn Herzog Jacob eifrig angelegen sein, in den folgenden Jahren das mögliche zur Erhaltung des Friedens zu thun. Es gelang ihm, in dem Jahre 1651 die Teilnahme Frankreichs, Englands, Brandenburgs und der Republik Venedig³⁾ zu einem Friedenskongresse zu gewinnen, auf welchem die Streitigkeiten zwischen Polen und Schweden ausgeglichen werden sollten. In Lübeck trat der Kongreß, zu welchem der Herzog seine erprobten Räte Melchior von Földersahm und Johann Wildemann abbelegirt hatte, 1651 und dann wieder im folgenden Jahre zusammen. Mehr als 30 Deputierte wurden hier etwa zwei Jahre auf des Herzogs Kosten verpflegt und alles gethan, um das drohende Ungewitter zu bannen. Aber alle Mühen und Kosten, welche der Procurator des Friedens aufwendete, blieben vergebliche. Als nun die Königin Christine

A. Buchholz und Stadtarchivar Ph. Schwarz in Riga, Bibliothekar B. Kordt in Dorpat in gefälliger Weise geholfen. Einige Kopieen überließ mir Oberlehrer H. Diederichs in Mitau, ein Aktenstück entstammt dem Königl. Staatsarchiv aus Dresden. Stadthaupt A. Adolphi in Goldingen und H. Adolphi in Libau machten mir einige Materialien zugänglich und Herrn C. Mahler in Dorpat danke ich mehrere, Windau betreffende Notizen. Schließlich habe ich mehrere Briefe von Interesse im Sommer 1891 im Königl. Staatsarchiv zu Königsberg i. Pr. aufgefunden. Die Unbenutzbarkeit des Herzogl. Archives hat sich bei Behandlung der Jahre 1658—1660 mehrfach fühlbar gemacht, hat aber besonders zur Folge gehabt, daß die vorhergehenden Jahre 1654—1657 in dieser Darstellung nur in einleitender Kürze behandelt werden konnten. Der Verf. hofft, daß es ihm vergönnt sein möge, die politische Geschichte dieser Jahre, für welche sich in Stockholm und Berlin viel Material bietet, noch eingehender in absehbarer Zukunft behandeln zu können. Indem der Verf. allen den Herren und Institutionen, welche ihn bei seiner Arbeit unterstützt haben, seinen ergebenen Dank ausspricht, verweist er im einzelnen auf die Anmerkungen. Nachträglich erhielt der Verf. noch einige Materialien aus dem Königl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin, welche Herr Dr. Martin Wagner ausgefucht und kopiert hat.

von Schweden, der Regierungssorgen müde, dem Throne entsagte, da zeigte es sich bald, daß der unter der Asche glühende Funke zum gewaltigen Kriegsbrande auslohen werde. An Christinens Stelle bestieg den Thron des nordischen Königreiches Karl Gustav aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken, ein Neffe Gustav Adolfs, dem großen Oheim in Entwürfen und kühnem Thatendrange nicht nachstehend. Nur zu bald bot sich ihm die Gelegenheit, diesen Polen gegenüber zu bethätigen.

In Polen ⁴⁾ hatte man, durchdrungen vom Glauben an Schwedens vermeintliche Erschöpfung, die Unvorsichtigkeit gehabt, die alten Ansprüche des Hauses Wasa auf den Thron Schwedens zu erneuen. Noch ehe Christine entsagt hatte, erklärte der außerordentliche polnische Gesandte in Stockholm, Canefiles, feierlich vor jener, daß sein König den Uebergang der schwedischen Krone auf ein andres Regentenhaus nicht zugeben könne. Diese von der Königin scharf zurückgewiesene Unflugheit sollte sich bitter rächen und nur zu bald erkannte man in Polen, wie falsch man die Verhältnisse des skandinavischen Königreiches beurteilt habe. Alle Versuche, welche man machte, um durch mehrere Gesandtschaften und weitgehendes Entgegenkommen den Krieg, dessen verderbliche Folgen man wohl einsah, abzuwenden, blieben vergebliche, denn König Karl Gustav erkannte, daß der günstigste Zeitpunkt zum Losschlagen gekommen sei. Frankreich, seit den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges der schwedischen Politik nahe verbunden, war den Plänen Karl Gustavs nicht abgeneigt, weil sie auch leicht Oesterreich, den alten Feind Frankreichs, schädigen konnten. Holland allerdings, dessen Reichthum zum nicht geringsten Theile auf dem Handel mit den ostbaltischen Häfen beruhte, hatte ein begründetes Interesse, Schweden nicht zum alleinigen dominium maris baltici kommen zu lassen, aber zunächst hielt es mit seinen feindseligen Absichten ebenso hinter dem Berge, wie das vorsichtige Dänemark. Was aber das wesentlichste war: Polens Verhältnisse schienen verzweifelte zu sein. Im Großfürsten von Moskau und in den bisher von Polen abhängigen Kosaken in der Ukraine waren diesem neue, gefährliche Feinde erstanden.

Bogdan Chmolniſki, ein tapferer Koſak, welcher, von einem polniſchen Magnaten ſchwer beleidigt, bei der Regierung kein Recht gefunden hatte, organiſierte einen Aufſtand, und als er nach anfänglichen Erfolgen Polens Macht ſtärker fand, als er geglaubt, hielt er es für geraten, in der Unterwerfung der kleinruffiſchen Koſaken unter den Zaren Alexei Michailowitſch von Moskau ſein Heil zu ſuchen (1653). Moskau, welches zunächſt eine vermittelnde Rolle ſpielen wollte, fand ſich in der Folge bald veranlaßt, die Unterwerfung der Ukraine anzunehmen, und hieraus ergab ſich notwendigerweiſe ein ruffiſch-polniſcher Krieg. Während nun in der Ukraine die Waffen Polens nicht unglücklich waren, machte das moskowitiſche Heer in Litauen große Fortſchritte und eroberte hier die wichtigſten Städte Smolensk, Witebeſk, Wilna u. a. So lagen die Dinge, als Polen in den ſchwediſchen Krieg eintrat.

Herzog Jakob von Kurland hatte das höchſte Intereſſe an einem baldigen Friedensſchluffe, denn es war naheliegend, daß der Krieg auch ſein Fürſtentum in Mitleidenſchaft ziehen werde, in welchem er mit regem Eifer den Künſten des Friedens warme Pflege zu teil werden ließ: Fabriken und Eiſenhämmer waren erſtanden und von Libau und Windau aus ein ſchwungvoller überſeeiſcher Handel begonnen. An der Küſte von Guinea und auf der Inſel Tabago in Weſtindien wehte die kurländiſche Fahne und der in den Ideen des Merkantilſystems ganz lebende kühne Fürſt, dem ſeine treffliche Gattin Louiſe Charlotte, eine Schweſter des Großen Kurfürſten, auch in politiſchen Dingen mit ſeinem Verſtändnis zur Seite ſtand, ſchien Kurland glücklichen Tagen entgegenzuführen. Jetzt galt es vor allem, dem Lande die Möglichkeit ruhiger Entwicklung zu gewähren und dauernd zu erhalten. Wenn es dem Herzog gelang, alle die wirtſchaftlichen Hilfsquellen, welche er zu erſchließen im Begriff war, wirklich fruchtbar zu geſtalten, ſo ließ ſich hoffen, daß er die materielle Unabhängigkeit vor ſeinen Ständen erreichen und damit auch der politiſchen näher kommen würde. War die gewonnen, ſo war das Lehnsverhältnis zum polniſchen Reiche minder empfindlich. Um nun dieſes Ziel, durch

den Streit der Nachbarn in der friedlichen Entwicklung nicht gestört zu werden, zu erringen, glaubte der Herzog in der von den streitenden Parteien anerkannten Neutralität das beste Mittel sehen zu dürfen. Freilich war auch diese ein gefährliches Unternehmen. Es lag viel Wahres in den Worten, welche des Herzogs ruheloser Vater, Wilhelm, im fernen Exil einst einem Freunde ins Stammbuch geschrieben hatte: „Es bleibt uns keine Wahl, der Teufel bleibt neutral“. Auch in der großen Politik haben sie ihre Berechtigung, denn das lehrt die geschichtliche Erfahrung, daß im Kampfe großer Staaten stets die kleineren zwischen ihnen zerrieben worden sind. So ist Burgund, so ist später Polen selbst eine Beute der Nachbarn geworden. In diese Position konnte die eingeschlagene Politik auch Kurland bringen und nur wenn es gelang, als gefürchteter militärischer Faktor zwischen den Streitenden zu stehen, ließ sich eine bewaffnete Neutralität mit Erfolg durchführen. Aber dazu boten die landständischen Verhältnisse damals wenig Aussicht. Andererseits aber war es nicht ausgeschlossen, daß kluges Savieren zwischen den Parteien doch auch glücklich ausschlagen werde. Sich untrennbar an die Sache Polens ketten, hieß das Herzogtum unfehlbar sofort zum Kriegsschauplatz machen und die Verhältnisse der Republik waren derartige, daß die Zeitgenossen einen Zerfall und eine Teilung des Reiches für naheliegend gehalten haben. War da die Neutralität dann nicht schließlich das geringere Uebel? Auf der andern Seite war doch ein Anschluß an Schweden oder an Moskau im Erfolge gleichbedeutend mit der Aufgabe auch des geringsten Restes eigener Selbständigkeit, die sich bis zu einem gewissen Grade unter der Oberhoheit des schwachen Polen recht wohl behaupten ließ. Daß der Herzog vom Beginn des Krieges an sich dasselbe Ziel gesetzt hat, welches sein großer Schwager Friedrich Wilhelm von Brandenburg durch meisterhafte Benutzung der wechselnden Situation erreicht hat, die Souveränität nämlich, ist nach dem heutigen Stande der Forschung nicht zu behaupten. Daß er sie zeitweilig der Unterwerfung unter Schweden vorgezogen hat, ist gewiß der Fall, daß sie ihm ausschließlicher

Zweck war, läßt sich mit guten Gründen bezweifeln, obwohl die schwedischen Tendenzschriften jener Tage es für sicher ansehen. Nicht allein, daß die Ritterschaft in der Souveränität eine schwere Schädigung ihrer Sonderinteressen gesehen und sich hieraus endlose innere Wirren ergeben hätten, die Frage lag auch sonst nahe, ob denn ein souveräner Herzog sich auf die Dauer werde behaupten können und ob es nicht ungleich vorteilhafter sei, in einem lockeren Verhältnisse zu einem Staate zu bleiben, an dessen Erhaltung damals die Nachbarn noch ein egoistisches Interesse hatten. Um nun sein Ziel sich in ruhiger Entwicklung zu einem selbständigen Faktor im baltischen Norden auszugestalten, zu erreichen, hat der Herzog je nach der Sachlage, bald in der Souveränität, bald im Anschlusse an Schweden, in erster Reihe aber, wo nur irgend möglich, in einer klug zu benutzenden Neutralität das richtige Mittel erblickt. Sie konnte ihm auch die Möglichkeit bieten, durch diplomatische Verhandlungen manches zu erreichen, was ihm sonst von vornherein unerreichbar sein mußte. So werden wir denn stets dasselbe Ziel, aber dazwischen wechselnde Mittel in der Politik Herzog Jakobs finden. Wenn aber alle diese sich als erfolglos erwiesen, so ist die geschichtliche Betrachtung wohl berechtigt, nicht in diesen, sondern in der allgemeinen politischen Konstellation die Erklärung für das Fehlschlagen der klugen Entwürfe des hervorragenden Fürsten zu suchen.

Als Polen durch den Aufstand der Kosaken bedroht war, hatte sich der Herzog der Lehnspflicht nicht entziehen können und auf sein Betreiben der Landtag im Sommer 1652 beschlossen, eine „Anzahl Volks, soviel in der Eyl geschehen könne, zu werben“ und größere Geldmittel bewilligt⁵⁾. Als nun Moskau in den Krieg eingetreten war, konnte es für den Herzog nur von höchstem Werte sein, von diesem die Neutralität zu erwirken. Am 11./21. Mai 1654 hatte der Zar Alexei Michailowitsch an den Herzog ein Schreiben gerichtet, in welchem er ihm die Gründe des Krieges mit Polen mitteilte und ihn aufforderte, seinem Lehnsherrn keine Hilfe zu leisten. Der Herzog antwortete in den verbindlichsten Ausdrücken und erbot

sich, das Seinige zur Beilegung der Zwistigkeiten zu thun⁶⁾. Auf die Forderungen des Zaren damals schon einzugehen, war ihm noch nicht möglich, denn in Litauen hatte man ein wachsameres Auge auf ihn gerichtet und Janus Radziwill, der einflußreiche Kronfeldherr Litauens, ermahnte ihn immer wieder, dem polnischen Reiche die Treue zu wahren und ihn vom Stand der Dinge an der Ostsee in Kenntnis zu setzen⁷⁾. Obwohl so bindende Verpflichtungen gegen den Zaren nicht eingegangen wurden, so war doch Herzog Jakob in der glücklichen Lage, seinem brandenburgischen Schwager, mit welchem er in regelter Korrespondenz stand, bald darauf mitteilen zu können, daß die Russen an seiner Grenze gestanden und fürchterlich gehaust hätten, aber ohne Kurland zu schädigen nach Litauen weitergezogen seien⁸⁾. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß man in Moskau damals ein gutes Verhältnis zu Schweden noch ins Auge faßte und wir werden keinen Grund haben, der russischen Versicherung, nur aus Rücksicht auf Schweden habe der Zar das Herzogtum so lange geschont, Glauben zu verweigern⁹⁾. Freilich war diese Konstellation für Herzog Jakob von großer Bedeutung, denn die Verteidigungsanstalten, oder wie man es damals nannte, das Defensionswerk, in Kurland war in recht weitem Felde. Die Mittel, um größere Söldnermassen aufzubringen, fehlten dem Herzog, der Landtag war nicht gerne mit Willigungen bei der Hand, und selbst wenn alles Erforderliche gewilligt wurde, so war es eine andre Frage, ob sich alles auch heitreiben ließ. Noch war die Landesverteidigung ganz auf die alte Rosßdienstordnung basiert, welche festsetzte, daß von 20 Häfen ein wohlbewehrter Reiter gestellt werden müsse und daß in diesem Verhältnisse die Abgaben zur Verteidigung zu erheben seien. Aber dieser alte Rosßdienst war der Zeit der Kanonen und großer Heere nicht gewachsen und dieser Erkenntnis hatten sich auch die Landboten nicht verschlossen, als sie am 24. Juli in Mitau zusammenkamen, gerade damals, als die russische Armee an den Grenzen des Landes sich gelagert hatte. Da nach „Beschaffenheit der Grenze des Fürstentums und der Dertter Gelegenheit die Defension durch den Rosßdienst so füglich nicht

geschehen können“, so wurden zur Werbung von vier Compagnien Fußvolk die Mittel für ein Quartal bewilligt und nachdem nur im Notfalle diese Frist auf ein Jahr zu verlängern beschlossen worden war, ging man auseinander, nicht ohne sich vorher reserviert zu haben, daß diese Willigungen den Rechten der Ritterschaft in Zukunft nicht präjudizieren sollten¹⁰⁾. Aber was konnten diese Truppen gegen die ungeheuren Menschenmassen des Moskowiters auf die Dauer ausrichten? Der im November wieder zusammentretende Landtag mußte dazu konstatieren, daß die vier Compagnien zu zwei zusammengezogen werden mußten und wenn auch neue Willigungen gemacht wurden und im Falle der äußersten Not der Adel sich verpflichtete, persönlich sich „so stark ein Jeder werden kann, zu Roß und Fuß“ beim Herzog einzufinden, so war doch für den klar Blickenden die Lage überaus gefährlich und¹¹⁾ im Lande das Bedürfnis, den Fährnissen derselben zu entgehen, so stark, daß man die Erwerbung der Neutralität für notwendig hielt. Zunächst bedurfte es aber der Zustimmung des Oberlehnsherrn, des Königs von Polen, um einen Neutralitätsvertrag mit einer auswärtigen Macht abzuschließen zu können, und deshalb entsandte der Herzog an jenen Friedrich von Kühnrat, um dieses Ziel zu erwirken und die Ritterschaft schloß sich dieser Bitte in einem Schreiben an König Johann Kasimir an¹²⁾. Gleichzeitig sendete der Herzog an den Zaren durch den russischen Wojewoden Iwan Starog ein Schreiben, in welchem er um die Gewährung der Neutralität nachsuchte. Während Polen nun mit der Genehmigung der Neutralität nicht zurückhielt, da diese ein Land sicher zu stellen geeignet schien, welches die Republik doch nicht schützen konnte und der König Johann Kasimir am 16. Januar 1655 jene Einwilligung kund gab¹³⁾, konnte der Herzog, als er dem im März wieder zusammentretenden Landtage diese Errungenschaft mittheilte, über den Erfolg seiner Bemühungen beim Zaren noch keine Hoffnungen machen¹⁴⁾. Infolgedessen mußten die Beiträge für das Defensionswerk wieder verlängert werden. Aber auch Moskau gewährte im Sommer die nachgesuchte Neutralität, nachdem es dem Herzog Jakob gelungen war, die schwedische

Diplomatie für diesen Plan zu gewinnen. König Karl Gustav sah ein, daß es für ihn von großem Werte sei, Kurland nicht in die Hände Moskaus fallen zu lassen, da dieser mächtige Nachbar sonst Livland auch im Süden umzingeln und Schweden bei dem bevorstehenden polnischen Kriege wesentlich hemmen konnte und arbeitete der kurländischen Politik in die Hände. Am 7. Januar richtete er an den Zaren ein Schreiben, in welchem er auch seinerseits für die Neutralität des Herzogtums eintrat und dieser Umstand mag beigetragen haben, dem herzoglichen Agenten Martin Hassé, welcher im Februar nach Moskau ausbrach, seine Mission zu erleichtern. Hassé, welcher auch in Handelsangelegenheiten sich in die russische Hauptstadt begab, sollte bei den maßgebenden Kreisen des Hofes durchsetzen, daß dem Herzog die Neutralität zugesagt werde, ja, daß diese auch für das sogenannte Polnisch-Livland Geltung haben solle. „Denn,“ so äußerte sich die herzogliche Instruktion, „in den Unterwerfungsverträgen Gotthard Kettlers vom Jahre 1561 sei dem Herzog von Kurland für den Fall, daß auch Esthland polnisch werde, eine territoriale Erwerbung in dieser Provinz in Aussicht gestellt worden. Es sei möglich, daß jetzt dieser Fall eintrete, wenn der Krieg für Polen entscheide. Nun habe der Herzog an Esthland weniger Interesse, als an dem, an Kurland grenzenden polnischen Livland und er hoffe, dieses für Gebiete in Esthland seiner Zeit eintauschen zu können. Da sei es für ihn von der höchsten Bedeutung, schon jetzt den Bitten des Adels von Polnisch-Livland, ihn unter seinen Schutz zu nehmen und ihm auch die Neutralität zu erwirken, erfolgreich zu entsprechen. Dieser weitausschauende Plan ist aber nicht verwirklicht worden und tritt uns in der Folge nicht mehr entgegen; der Herzog konnte schließlich zufrieden sein, als es ihm gelang, die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche der Gewährung der Neutralität für ihn allein im Wege standen. Der Wojewode von Kopenhufen, Afanasi Naschtschokin, hatte dem Zaren berichtet, daß unter den polnischen Kriegsgefangenen viel Kurländer sich befänden, daß das von ihm belagerte Dünaburg von Kurland aus unterstützt werde und daß russische fouragierende Trupps

dort überfallen worden seien. Das alles hatte, wie es scheint, in Moskau stark verstimmt, und so wurde dann, als der Zar am 17. Juni die Neutralität gewährte, diese doch von der Abstellung der genannten Beschwerdepunkte abhängig gemacht. Augenscheinlich wollte man in Moskau Kollisionen mit Schweden vermeiden, welches auch seinerseits zunächst sich in ganz entsprechenden Bahnen bewegte¹⁵⁾.

Während dieser Verhandlungen beteiligte sich Herzog Jakob auch eifrig an den Bestrebungen, welche dahin gingen, den schwedisch-polnischen Krieg, wenn irgend möglich zu verhüten und mehrfach wurde das Interesse seines Landes in weitgehende politische Kombinationen hineingezogen. Schon im März hatte König Johann Casimir den Kurfürsten Friedrich Wilhelm gebeten, im Vereine mit den Herzögen von Kurland und Holstein den Frieden zu vermitteln. Der Kurfürst hatte alle Veranlassung, sich diesem Ansinnen nicht zu entziehen, aber die Forderungen, welche Polen stellte, waren solche, daß ihre Ablehnung nahelag. Schweden sollte Livland abtreten oder doch eine gleichwertige Provinz dem polnischen Reiche verschaffen und Kurland den dahlschen Distrikt, welcher erst seit 1638 zu Livland gehörte, überlassen. Wollte Schweden die Provinz Livland nicht direkt in polnische Hände gelangen lassen, so möge der Herzog Jakob unter denselben Bedingungen, wie Kurland, auch Livland unter polnischer Hoheit besitzen. Als diese Verhandlungen an dem Widerstande Schwedens scheiterten, versuchte Polen, den Kurfürsten zu einem Bündnis zu gewinnen, der auch seinen kurländischen Schwager zu demselben heranziehen sollte. Livland wurde als Lohn dem Herzoge in Aussicht gestellt, wenn er seine — nicht unbedeutende — Flotte zur dänischen oder holländischen stoßen lasse¹⁶⁾. Wie aber der Kurfürst diese Pläne verwarf, so paßten sie auch in keiner Weise in die Absichten Herzog Jakobs hinein, der eben damals eifrig bemüht war, die Neutralität von König Karl Gustav für den Fall eines polnischen Krieges zu erwerben. Melchior von Fölkersham, der große Kanzler Herzog Jakobs, weilte damals in Stockholm, um an der Friedensvermittlung teilzunehmen. Als

diese nun fehlschlug, bat er in der Abschiedsaudienz den König Karl Gustav, er möge die von der Königin Christine versprochene Neutralität auch seinerseits gestatten und es gelang ihm, wenn auch keine formelle Erklärung, so doch das mündliche Versprechen, daß Kurland von den Schweden nur Gutes erfahren werde, zu erlangen ¹⁷⁾. Obwohl nun dieser Gewinn als ein sehr fragwürdiger erscheinen mußte, so waren doch die Maßregeln, welche Karl Gustav zunächst im Hinblick auf Kurland erließ, recht wohlwollende. Während alle Polen gehörige Güter, welche sich zu Beginn des Krieges in Riga befanden, konfisziert werden sollten, wurde bestimmt, daß diese Anordnung sich auf Kurländer nicht beziehe und der Kommandant von Riga erhielt den Befehl, dem Herzog und seiner Familie in der Stadt Schutz und Aufnahme zu gewähren, falls er vor den Russen flüchten müsse ¹⁸⁾. Dieselben Gründe, welche Karl Gustav veranlaßt hatten, früher für die Gewährung der Neutralität beim Zaren einzutreten, waren wohl auch jetzt maßgebend, das Herzogtum zu schonen. Obwohl Schweden und Moskau in Polen denselben Gegner besaßen, so war doch von einer Bundesgenossenschaft keine Rede und da beide Mächte ihrem Gegner wenig Widerstandsfähigkeit zutrauten, so beneidete man im Grunde einander gegenseitig um alle Erfolge. Da nun Karl Gustav diese Interessenskollision wohl erkannte, so wollte er zunächst alles meiden, was ihn mit Rußland in kriegerische Verwickelungen bringen konnte, bis er in Polen größere Erfolge erzielt haben würde ¹⁹⁾. So war es denn in erster Reihe die Befürchtung, daß moskowitische Truppen das Herzogtum besetzen würden, welche ein wohlwollendes Verhalten gegen dasselbe für Schweden vorteilhaft erscheinen ließ. —

Die Verhältnisse änderten sich, als der polnische Krieg ausbrach. Am 5. Juli war der schwedische Feldmarschall Wittenberg mit einem stattlichen Heere von Stettin aufgebrochen und hatte in sechs Tagen die polnische Grenze erreicht. Erst jetzt sah man deutlich, wie verfault die Verhältnisse im polnischen Reiche seien. Kaum irgendwo fanden die Schweden nennenswerten Widerstand, allenthalben öffneten ihnen Schwäche und

Verrat die Thore und in stolzem Siegeszuge durchzog König Karl Gustav, der seinem Heere bald gefolgt war, das Königreich, welches sich ihm zum größten Theile unterwarf und als am 30. August auch Warschau in die Hände des kühnen Siegers fiel, da glaubte man allgemein, daß Polens Tage gezählt seien. Man versteht, daß sich auch Herzog Jakobs Situation zu einer wesentlich schwierigeren gestaltete ²⁰⁾.

Magnus de la Gardie, der schwedische Reichsschatzmeister, welcher eben damals als Statthalter nach Livland kam, hatte den Auftrag bekommen, Litauen, aber auch Kurland für die schwedische Sache zu gewinnen. Dem Herzoge Jakob sollte er zunächst die Versicherung größten Wohlwollens geben, dann aber ihm darzulegen sich bemühen, daß es sein größter Vorteil sei, sich Schweden zu unterwerfen. Von jeder Gewalt sollte Abstand genommen werden, um den Schwager des Herzogs, den Kurfürsten von Brandenburg, nicht zu verletzen ²¹⁾. Obwohl man nun vielfach glaubte, daß der Herzog in einer recht günstigen Lage sich befinde und sogar an ihn die Bitte herantrat, in seinen sichern Schutz die Familie des litauischen Kronsfeldherrn Janus Radziwill aufzunehmen ²²⁾, so faßte er selbst seine Situation doch sehr ernst auf und war, als der polnische Feldherr Komorowsky durch Kurland hindurch seinen Rückzug vor den Schweden bewerkstelligte — in der Mitte des Juli — sehr besorgt, daß ihm Moskowiter und Schweden nicht daraus einen Vorwurf machen und ihn angreifen würden ²³⁾. Und Grund zur Besorgnis war vorhanden, denn militärisch war man in Kurland keineswegs gerüstet und die Befestigung von Selburg, Mitau, Vibau und Windau erkannte der Landtag im Juni zwar als notwendig an, aber verschob sie in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit auf die Zukunft ²⁴⁾.

So war denn der Herzog in der That in einer überaus schlimmen Lage, als de la Gardie, welcher bei seiner Ankunft in Livland ihm zuerst die besten Aussichten gemacht hatte, nun, wo seines Königs Waffen so glänzende Fortschritte machten, mit seinen eigentlichen Zielen offen hervortrat. Am 25. Juli (4. August) erschien in de la Gardies Auftrage im mitauischen Schlosse

der Assistenzrat Paul Helms und überbrachte ihm dessen Vorschläge, welche in vier Punkten niedergelegt waren ²⁵). Die Neutralität, hieß es hier, werde sich doch nicht durchführen lassen, daher sei es nur im Interesse des Herzogs, sich in den Schutz Schwedens zu begeben. Er möge daher den Feinden Schwedens jede Hilfe versagen, diesem dagegen gestatten, in Kurland Werbungen vorzunehmen und die dazu nötigen Sammelplätze und Quartiere anweisen. Auch solle Bauske den Schweden ausgeliefert und ihnen der erforderliche Proviant angewiesen, ja, zu ihren Gunsten eine Kriegssteuer erhoben werden. Der Herzog war in einer um so peinlicheren Situation, als ein großes moskowitisches Heer in Litauen stand und bei der Nachricht vom Anschlusse des Herzogs an Schweden nur zu leicht in das Herzogtum einfallen mochte. Sodann war es klar, daß ihn ein solcher Schritt in den Augen Polens und Litauens auf das äußerste diskreditiert und zur Folge gehabt hätte, daß er bei einem Umschwung zu Gunsten Polens zu diesem in eine unhaltbare Stellung gekommen wäre. Daher bemühte sich der Herzog, dem schwedischen Agenten darzulegen, daß die Unterwerfung weder für Schweden, noch für ihn Nutzen bringen könne, Kurland sei ein Land, das ganz der natürlichen und künstlichen Verteidigungsplätze entbehre, auch nur sehr wenig Geld und Truppen zu bieten im stande sei. Er wies ferner auf den Lehnseid hin, durch welchen er an Polen gefesselt sei und auf die Gefahr, die ihm von Moskau drohe, wenn er sich Schweden unterwerfe. Auch sei er durch das litauische Heer unter Radziwill in Schach gehalten, der nicht gar zu weit stehe. Daher sei es für ihn unumgänglich, die Neutralität bis zum Ende des Krieges und jedenfalls solange zu bewahren, bis es sich entschieden habe, ob auch Litauen sich Schweden unterwerfe. In Litauen harre man, von den Russen bedrängt, sehr auf die Ankunft der Schweden, denen man sich gewiß unterwerfen werde. Zugleich versuchte der Herzog die erstrebte Neutralität auch für das Stift Wilten — das säkularisierte ehemalige Bistum Kurland oder Wilten — zu gewinnen, welches, obwohl direkt unter der Krone Polen stehend, schon lange vom Herzoge

begehrt wurde. Aber dieses Ansinnen lehnte Helms nicht allein ab, sondern forderte auch, daß alle die aus dem Piltenschen auf das Schloß Goldingen in Sicherheit gebrachten Güter, als Feindesgut — den Schweden ausgeliefert würden. Obwohl nun der Herzog die Berechtigung dieser Forderung bestritt, so erklärte er doch, sie des Friedens halber erfüllen zu wollen und dabei ist die Vermutung naheliegend, daß er in dieser Frage wohl nicht ungern nachgegeben hat.

Von alters her hieß es in deutschen Landen, daß unter dem Krummstabe gut wohnen sei und das hatten auch die Inassen des Bistums Kurland lange Zeit zu erfahren Gelegenheit gehabt. Der letzte Bischof hatte dann das Land dem Herzog Magnus von Holstein abgetreten, jenem Mann, der in der Geschichte Livlands zu so trauriger Berühmtheit gelangt ist. Als dieser dann seine Rolle ausgespielt hatte und fast vergessen im Jahre 1583 in Piltens gestorben war, da war um den Besitz des inzwischen lutherisch gewordenen Ländchens zwischen Dänemark und Polen ein Streit entstanden, welcher erst durch den Kronenburger Traktat 1585 in der Weise geschlichtet worden war, daß das Stift bei Polen blieb, dieses aber an den König Friedrich von Dänemark, den Bruder des Herzogs Magnus 30 000 Th. zahlte. Selbst nicht im stande, diese Summe zu bezahlen, hatte Polen dieselbe vom Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, dem damaligen Administrator Preußens, aufgenommen und ihm dafür die Starosteie und die ehemals bischöflichen Güter des Ländchens verpfändet. Seine Witwe hatte ihr Pfandrecht dann an Hermann von Maydel übertragen. Dem Herzog Wilhelm von Kurland war es allerdings dazwischen gelungen, das Stift einzulösen, aber die so zu stande gekommene Vereinigung mit Kurland war bald wieder gelöst worden, als Herzog Wilhelm infolge der sog. Noldeschen Händel sein Lehen verlor. Eine polnische Kommission hatte damals das Ländchen direkt der Krone Polen unterstellt und seine Verwaltung geregelt. Ein Landratskollegium übte Justiz und Verwaltung ziemlich unumschränkt aus und von der polnischen Krone wenig gestört, hatte sich hier dann eine Adelsrepublik

ausgebildet, welche zäh am Alten festhielt und wenig Neigung spürte, den Absichten der kurländischen Herzöge, welche eine Union Piltens mit Kurland anstrebten, entgegenzukommen. Jetzt freilich, wo der schwedisch-polnische Krieg ausbrach, zeigte sich das Bedenkliche dieser Isolierung. Als Teil Polens war das Stift den Angriffen der Schweden preisgegeben und bei der damaligen Situation vom Könige Johann Casimir keine Hilfe zu erwarten ²⁶⁾. Schon im Juni 1655 ²⁷⁾ hatte auf dem piltenschen Landtage zu Hasenpoth der Mannrichter Johann Friedrich von Sacken auf Perbohnen, einen „einfältigen, doch wohlmeinenden Diskurs“ vorgelegt, in welchem er die Union mit Kurland und die mit Hilfe desselben zu gewinnende Neutralität als einzige Rettung hinstellte. Aber er hatte damals noch keinen rechten Anklang gefunden und es bedurfte erst der Schläge des folgenden Jahres, um die piltensche Ritterschaft von der Notwendigkeit der Union zu überzeugen ²⁸⁾. Betrachten wir im Lichte dieser Verhältnisse die Helmsche Forderung hinsichtlich der piltenschen Güter, so wird es naheliegen, zu glauben, daß der Herzog ohne große Bedenken sie bewilligt hat, denn ihm konnte es nur recht sein, wenn die Not der Zeit der Stiftsritterschaft schließlich die Augen öffnete.

Es ist von schwedischer Seite behauptet und von kurländischer strift in Abrede gestellt worden, daß der Herzog Jakob sich eifrig darum bemüht habe, die Vereinigung Litauens mit der schwedischen Krone herbeizuführen ²⁹⁾. Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß der Herzog damals in eifrigem Briefwechsel mit dem Bischof von Wilna und mit dem Kronsfeldherrn Janus Radziwill stand und daß man sich gegenseitig vom Stande der Dinge benachrichtigte ³⁰⁾, denn es war ja klar, daß das Interesse Kurlands und Litauens eng verbunden waren, aber die überaus große Vorsicht, welche dem Herzog eigen war, läßt kaum annehmen, daß er eine Kombination gefördert hat, welche notwendigerweise sein Verhältnis zu Schweden erschweren mußte. War auch das südliche Nachbarland, Litauen, in den Händen Karl Gustavs, so war die Behauptung der Neutralität ungleich schwerer. Wenn es daher den Thatsachen entspricht ³¹⁾, daß

Herzog Jakob selbst de la Gardie auf Litauen hingewiesen habe, so scheint die Sachlage die gewesen zu sein, daß der Herzog Zeit gewinnen wollte und wohl auch geglaubt hat, daß Schweden durch die Gewinnung Litauens in langdauernde Kollisionen mit Moskau kommen werde. Wie diese Frage nun auch liegen mag, die maßgebenden Kreise Litauens unterwarfen sich am 31. Juli (10. August) dem schwedischen Zepher und bald darauf theilte Radziwill diese Thatsache als vollzogen dem Herzoge mit, die Unmöglichkeit, sich gegen Moskau zu halten, die verzweifelte Lage Johann Kasimirs ließen die Unterwerfung unter König Karl Gustav als das geringere Uebel erscheinen³²⁾. Mit dieser Mitteilung war die Frage verbunden, was er nun zu thun gedanke. Die Frage war nicht so leicht zu beantworten.

Natürlich war de la Gardie mit den Erfolgen der Helmschen Mission wenig zufrieden, und so schrieb er denn am 2/12. August an den Herzog, daß er ihm einen andern Unterhändler senden werde, damit er sich von der Notwendigkeit der schwedischen Forderungen überzeuge. Herzog Jakob suchte dem zuvorzukommen und schickte den Baron Misling nach Riga, um die Koncedierung der Neutralität zu erwirken. Aber diese Mission hatte keinen Erfolg, vielmehr wurde die Absendung des Freiherrn Benedikt Skytte, schwedischen Reichsrats und Kanzlers, nach Mitau dem Herzoge in Aussicht gestellt. Es lag dem Herzoge nun alles daran, den schwedischen Diplomaten nicht nach Mitau kommen zu lassen, da er dann einer Entscheidung nur schwer entgehen konnte. Daher begab sich in seinem Auftrage der kurländische Landhofmeister Johann Friedrich von der Necke am 29. August (8. September) ebenfalls nach Riga, um dort Verhandlungen zu führen. Aber da diese wiederum resultatlos blieben, so eilte schon am folgenden Tage Skytte nach Mitau, um den Herzog persönlich für Schweden zu gewinnen. Benedikt Skytte war ein gewiegter Staatsmann, der als Gouverneur von Esthland und früher als schwedischer Geschäftsträger in Siebenbürgen sich wohl bewährt hatte³³⁾. Am 30. August (9. September) überreichte er dem Herzoge seine Forderungen³⁴⁾, welche auf die Annahme der schwedischen

„Protektion“ hinausliefen. Polen lasse, so hieß es in der Begründung, gegen seine Pflicht das Herzogtum im Stich und damit höre auch Kurlands Lehnspflicht auf. Schwedens Armee stehe rings um das Herzogtum und könne es allein schützen, auch vor dem Moskowiter, der mit einem großen Heere in der Nähe stehe. Schließlich sei ja Kurland ein Teil von Livland, das auch zu Schweden gehöre, und daher sei es nötig, daß der Herzog Schwedens Protektion „*verbis acceptire*, welche er schon *re ipsa* genieße“. So stand der Herzog vor der Entscheidung und die war gefährlich genug in jeder Hinsicht. Kurz vorher hatte der Zar dem Herzoge die Neutralität „*aufstützen*“ lassen³⁵⁾ und es war keine Frage, daß man auf moskowitischer Seite mißtrauisch durch die Verhandlungen in Mitau geworden war. Ferner ließ sich annehmen, daß die herzoglichen Schiffe, welche den Verkehr mit seinen fernen Kolonien vermittelten, vor den Holländern nicht mehr sicher sein würden, wenn er sich Schweden anschloß. So schien es wieder das Geratenste, Zeit zu gewinnen, und der Herzog erklärte, seine Entscheidung von einer königlichen Resolution „über den Protektionspunkt“ abhängig machen zu müssen. Skytte ging zwar hierauf ein, aber stellte dafür eine ganze Reihe von einzelnen Forderungen, welche im Effekt freilich die Abhängigkeit des Herzogs von Schweden bedeuteten. Der Herzog mit seinen Räten und einem Ausschuß des Adels sollte einen Revers unterzeichnen, bis zum 10. Oktober beim Könige durch Plenipotentiaire eine Resolution über den Protektionspunkt herbeizuführen und sich derselben zu fügen. Der Herzog solle mit den Feinden Schwedens keine Verträge zum Schaden dieses Reiches abschließen und falls der Moskowiter seine Protektion anbiete, diese damit abweisen, daß er sich schon unter Schwedens Schutz gestellt habe. Den Schweden sollten Durchzüge gestattet sein, Proviant, „*Vivres* und Schießung“ nach Bedarf geleistet und Werbung „mit Trompettenschall und Trommelschlag in Kurland vergönnt“ werden. Alles das sollte den Feinden Schwedens nicht geleistet werden, auch keine „Fortifikationen“ zum Schaden desselben solle der Herzog errichten, dagegen 60 000 Reichsthaler, 9000 Ellen Tuch, 4000 Schuhe zum Unterhalt

der Truppen anweisen, mehreren Regimentern die Einquartierung gestatten und die Festung Bauske für die Dauer des Krieges abtreten, ja die dorthin zu verlegende Garnison unterhalten. Schließlich wurde die Vereinigung von zwölf kurländischen Orlogschiffen mit der schwedischen Flotte verlangt und im Falle der Einwilligung in diese Forderungen dem Herzoge und der Ritterschaft ihre Privilegien und Rechte garantiert und strenge Disciplin bei den Einquartierungen und Durchzügen in Aussicht gestellt. Da diese Punkte mit der Wahrung der eigenen Selbständigkeit unverträglich waren, so wies sie der Herzog ab und erklärte sich schließlich nur zur Zahlung von 50 000 Reichsthalern bereit, die weiteren Fragen werde er durch einen Delegierten mit dem Könige regeln lassen. Da nun de la Gardie sehr daran lag, sich, da er im Begriff war, nach Litauen zu ziehen, den Rücken zu decken, so zog er es vor, nicht den Bogen zu hoch zu spannen, sondern Konzessionen zu machen. Zu Poswol im nördlichen Litauen trafen am 10/20. September die Räte des Herzogs ein, um mit de la Gardie und Skytte nähere Verabredungen zu treffen. Wiederum kam die Frage der Protektion zur Sprache und wieder berief man sich auf die ewigwährende Neutralität, welche Königin Christine zugesagt habe. Da die schwedischen Vertreter nicht nachgaben, so wurde beschlossen, daß bis zum letzten Oktober der Herzog an den König einen Plenipotentiar senden solle, um die Bestätigung der Neutralität zu erwirken, bis zu einer Resolution solle er bei der Neutralität erhalten werden“. Dagegen mußte der Herzog auch seinerseits entgegenkommen und den Durchzug durch sein Herzogtum auf der Straße Riga, Neugut, Wallhof, Radziwilischki den Schweden erlauben³⁶⁾. Aber es trat nur zu bald zu Tage, daß mit den Durchzügen auch Kontributionen und gewaltsame Verproviantierungen Hand in Hand gingen und besonders Bauske scheint viel Lebensmittel geliefert und durch die vorbeiziehenden Truppen „viel Beschwerde und Ueberlast“ gehabt zu haben³⁷⁾.

Den Abmachungen in Poswol entsprechend, begab sich der Kanzler Melchior von Földersahm im Oktober nach Polen in das königliche Feldlager Karl Gustavs. Nachdem der Kanzler

Erich Drenstierna, mit welchem Földerfahm zunächst konferierte, sein Bedauern ausgesprochen, daß er von sich aus nichts thun könne, aber seine Mitwirkung in Aussicht gestellt hatte, den König des Herzogs Wünschen geneigt zu machen, erlangte der kurländische Diplomat es doch, daß Karl Gustav am 14./24. November die Abmachungen zu Poswol bis zur endgültigen Regelung des kurländisch-schwedischen Verhältnisses bestätigte³⁸). Die direkte Gewährung der Neutralität war vom Könige dagegen verweigert worden und dieser hatte der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß sich der Herzog mit dem Möglichen beruhigen werde. Daß aber hier offenbar die Absicht zu Tage lag, Gewalt zu vermeiden, kann nicht verkannt werden, und es war gewiß zum großen Teile die Rücksicht auf den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, welche hierbei maßgebend war. So lange man Brandenburg zu gewinnen hoffte, sollte auch dessen Schwager geschont werden³⁹). Das wurde auch Skytte angesagt, der bald darauf wieder in Mitau eintraf, um die Verhandlungen fortzusetzen. Inzwischen hatte Herzog Jakob auch vom Könige Johann Kasimir von Polen, welcher vor den Schweden aus seinem Reiche nach Oppeln in Schlesien geflohen war, die erneute Anerkennung der Neutralität erwirkt, freilich nicht, ohne daß der König hieran den Wunsch geknüpft hätte, der Herzog möge seinen brandenburgischen Schwager vor Vereinigung mit Schweden zurückhalten (6./16., 8./18. November)⁴⁰). So von der einen Seite zum Festbleiben, von der andern zur Unterwerfung gedrängt, hatte der Herzog ein schweres Spiel. Skytte sprach dazu der von kurländischer Seite immer wieder vorgeschügten Neutralität alle Rechtskraft ab und behauptete nämlich, daß ein Haupterfordernis, welches der Vertrag von 1647 zur Geltung jener voraussetze, nämlich die Zustimmung der Krone Polen, nicht vorliege, da der Brief des Königs Johann Kasimir an seine Präsekten, der Herzog solle als Neutraler behandelt werden, keine staatsrechtliche Bedeutung habe. So mußte sich denn Herzog Jakob bereit erklären, sich der Entscheidung des Königs nun definitiv zu fügen. Wieder reiste Földerfahm nach Preußen⁴¹), aber erreichte nur, daß der König im einzelnen de la Gardies

und Skyttes Abmachungen gut hieß, im übrigen auf der Vollziehung der Unterwerfung bestand.

Die Verhältnisse lagen zu Beginn des Jahres 1656 für König Karl Gustav überaus günstig und es war für ihn ein wichtiger Gewinn, als auch Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst am 17. Januar sich gezwungen sah, sein Herzogtum Preußen durch den Königsberger Vertrag von Schweden zu Lehen zu nehmen ⁴²⁾. Damit war auch Kurland in seiner Stellung auf das wesentlichste erschüttert und ein längeres Sträuben nicht möglich. Am 26. Februar überreichte Skytte ⁴³⁾ die kategorische Forderung, der Herzog möge dem Lehensverhältnis zu Polen entsagen und das Herzogtum von Schweden als Lehen empfangen. Dieses Mal mußte der Herzog sich fügen. Allerdings versuchte der Unermüdliche dabei Gegenforderungen zu stellen, er verlangte die Insel Desel, das Stift Pilten, das ganze südliche Ufer der Düna, die Hälfte dieses Stromes selbst, und andre Teile Livlands, auf welche er alte, begründete Ansprüche habe. Aber alles das wurde ihm abgeschlagen und er mußte sich gar zur Auslieferung seiner Häfen und Schiffe bereit erklären. Bei dieser Sachlage mußte er es für einen Gewinn halten, wenn ihm von seiten des schwedischen Staatsmanns die Geheimhaltung der Unterwerfung, die er in Rücksicht auf Moskau und Polen für notwendig hielt, zugestanden wurde ⁴⁴⁾. Schon war das Abkommen fixiert und harrete nur noch der formellen Vollziehung, als Skytte plötzlich nach Preußen berufen wurde. Als dann im März de la Gardie die Verhandlungen aufnahm, war die Situation eine bessere für den Herzog geworden und es schien, daß er der Unterwerfung entgehen werde. „Man tractirt hier,“ schreibt die Gemahlin Herzog Jakobs an ihren Bruder, den Kurfürsten ⁴⁵⁾, am 9. März, „nun eiffrig mit dem Legat, aber es wirt kein raison noch nichts gehört, es heißt hie, das mus sein, das soll sein, Gott, hof ich, soll dennoch helfen.“ Doch wäre auch de la Gardie gegenüber an Widerstand nicht zu denken gewesen, wenn nicht die veränderten Verhältnisse das Verlangen des Herzogs, abermals eine direkte Entscheidung König Karl Gustavs zu erwirken, gerechtfertigt hätten, so daß de la Gardie

auf dasselbe einging. Dann zog der schwedische Feldherr nach Litauen und der Herzog gewann Zeit.

In jenen Tagen, als König Karl Gustav nach ungeahnten Erfolgen auf dem Gipfel seiner Macht angekommen war, glaubten nicht wenige, daß das polnische Reich von dem Schicksal betroffen werden würde, welches ihm über ein Jahrhundert später zu teil wurde. Aber man hatte die zähe Lebenskraft, welche in der unterdrückten Nation schlummerte, unterschätzt, zu Beginn des Jahres 1656 begann sich Polen zu erheben. Am 7. Januar vereinigten sich Stanislaus Potozki und andre hervorragende Magnaten in Tyskiewiz zu einer Konföderation, deren Zweck die Befreiung ihres Vaterlandes war. Sie entsagten dem Schutze Karl Gustavs und beriefen ihren früheren König Johann Kasimir wieder zurück. Diese Bewegung nahm größere Dimensionen an, als es gelang, auch die Tataren und den Kosakenhetman Chmielnizki zu gewinnen, als auch das polnische Heer sich von Schweden trennte und in Litauen der Aufstand losbrach⁴⁶). Die Schweden, welche als Ketzer ohnehin im katholischen Polen nicht wohlgelitten waren, hatten es gründlich verstanden, sich unbeliebt zu machen. Man erlaubte sich manche Bedrückungen nicht nur gegen die Katholiken, sondern auch gegen die in Litauen nicht geringe reformierte Bevölkerung, man zerstörte ihre Kirchen und ihre Prediger mußten vielfach nach Kurland flüchten, wo der Herzog mit Rücksicht auf seine reformierte Gemahlin ihnen in Mitau und auf seinen Aemtern Schutz und Unterkunft gewährte⁴⁷). Empört durch die brutalen Roheiten der schwedischen Soldateska, und dazu noch aufgereizt durch die katholischen Priester und Jesuiten stand das gequälte Volk in Litauen und Samaiten gegen seine Bedrücker auf und richtete unter dem zerstreut stehenden Militär blutige Mezeleien an. Durch alle diese Thatfachen war Schwedens Machtstellung wesentlich gefährdet und es war selbstverständlich, daß Herzog Jakob angesichts dieser Sachlage mit größerer Sicherheit auftreten konnte. Ein weiterer Grund aber, sich Schwedens gewaltsamen Verbungen zu entziehen, war das Verhältnis zum Zaren von Moskau.

In der russischen Residenz herrschte starke Erbitterung über das schnelle Anwachsen der schwedischen Macht, welche Moskau nicht allein um Litauen bringen zu wollen schien, sondern auch den auf den Besitz der baltischen Küste gerichteten Wünschen der zarischen Regierung für absehbare Zeit hindernd im Wege stand. Zwei Jesuiten, Abgesandte des Kaisers Ferdinand, thaten das Ihrige, um diese Mißstimmung zu fördern und in der That hatte schon im März Zar Alexei den König Karl Gustav in einem Schreiben des Friedensbruches beschuldigt ⁴⁸⁾. So drängte alles zu einer Entscheidung und schon im März wurde in Mitau ein Einfall der moskowitzischen Armee nach Livland für wahrscheinlich gehalten ⁴⁹⁾, zumal da man wußte, daß der Königsberger Unterwerfungsvertrag der Kriegsstimmung starken Vor Schub geleistet hatte. Um nun allen Gefahren vorzubeugen, sendete Herzog Jakob im Mai den Goldingenschen Oberhauptmann Georg von Firds nach Moskau ab, um dem Zaren zwei kostbare Rubinen zu überbringen und im Kriegsfall Schonung für das Herzogtum zu erwirken ⁵⁰⁾. Da aber in jedem Falle eine solche von der Stellung zu Schweden abhängig sein mußte, so verbot sich ein Anschluß an diese Macht ganz von selbst.

König Karl Gustav, an welchen die Entscheidung über das Geschick Kurlands inzwischen herangetreten war, antwortete im Mai, er wolle die Neutralität zwar gewähren, aber nur auf ein Jahr und nur äußerlich, heimlich solle der Herzog sich Schweden unterwerfen und diese Unterwerfung beim Friedensschlusse an die Deffentlichkeit treten. Dehne sich der Krieg aus, so müsse von Jahr zu Jahr um die Verlängerung der angeblichen Neutralität nachgesucht werden. Ferner solle sich der Herzog zu Subsidien verpflichten oder eine einmalige größere Zahlung leisten, für welche Piltten als Pfand gelten könne. Aber das Anwachsen des litauischen Aufstandes und die Drohungen eines moskowitzischen Gesandten, der damals Mitau passierte, brachten dem Herzog die Möglichkeit, der Vollziehung eines im Sinne der königlichen Resolution gehaltenen Vertrages auszuweichen. Er konnte mit Recht darauf hinweisen, daß ihn de la Gardie weder vor dem Moskowiter, noch vor den

Litauern, welche gewiß Riga angreifen würden, schützen könne, wenn er die Protektion König Karl Gustavs annehme. Diese ablehnende Stellung gegen Schweden wurde dem Herzog wesentlich erleichtert durch die Stimmung seines Adels, welcher von schwedischer Protektion nichts wissen wollte.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß eine „Protektion Schwedens“ einer Inkorporierung des Herzogtums in das nordische Königreich gleich gekommen wäre und daß der Herzog Jakob allen Grund hatte, viel lieber unter Polen, als unter Schweden stehen zu wollen. Ähnliche Erwägungen mochten bei dem Adel maßgebend sein. Für die alte polnische „Libertät“, welche der Adel des Herzogtums Kurland zum großen Teile nicht minder hoch als Palladium oligarchischer Freiheit verehrte, als seine Mitbrüder in Preußen, war im zentralisierten schwedischen Königreich keine Stätte. Man ahnte das und fühlte es lebendig, daß Schweden der natürliche Feind der alten guten Zeiten landständischer Machtvollkommenheiten sein würde⁵¹⁾.

Die Situation war indessen eine solche geworden, daß de la Gardie ein stärkeres Drängen nicht mehr für zeitgemäß halten konnte. Auch der König selbst hatte auf einem andern Gebiet entgegenkommen müssen. Der Große Kurfürst, den Tartaren und Moskowiten mahnten, sich von Schweden loszusagen, hielt eine Trennung von seinem neuen Lehnsherrn zwar noch nicht für geboten, wohl aber glaubte er, daß der Zeitpunkt zu Konzessionen gekommen sei. Nach langen Verhandlungen kam zu Marienburg am 15./25. Juni ein Vertrag zustande, durch welchen die Lehnbestimmungen sich für den Kurfürsten viel günstiger gestalteten, er aber ein Bündnis mit Karl Gustav gegen alle Feinde Schwedens, außer dem Moskowiter, eingehen mußte. Auch der Herzog Jakob war ausdrücklich aus der Zahl dieser Gegner ausgenommen⁵²⁾. Um so weniger brauchte de la Gardie Bedenken zu tragen, seine Forderungen zu ermäßigen. So kam denn im Sommer 1656 ein Vertrag zwischen ihm und dem Herzoge zu stande, welcher auch die Verhältnisse Piltens sehr wesentlich berührte⁵³⁾.

Bald nach der Unterwerfung Litauens unter die schwedische Herrschaft waren nämlich schwedische Truppen unter Jakob Kasimir de la Gardie plündernd in das Stift eingefallen und hatten am 14. August 1655 „durch Schwerdßzwang“ die Landsassen zur Huldigung gebracht. Dem kleinen Lande wurde nicht nur die Zahlung einer Kriegskontribution auferlegt, sondern es mußte auch „400 Musquetiere und 100 Reuter“ stellen und 16 Wochen hindurch zwei Regimenter auf seine Kosten unterhalten ⁵⁴⁾. Als dann im Frühjahr 1656 der Aufstand in Litauen losbrach, da kam Pilten in eine schlimme Lage. Von Litauen aus erwartete man eine Beteiligung des Stifts an dem kühnen Unternehmen, und auf der andern Seite drängte de la Gardie in einem drohenden Schreiben, daß „Sie ja den Hh. Littawern keinen Beyfall geben möchten“ ⁵⁵⁾. Da waren es denn manche, welche nach dem Herzogtum hinüberschauten und dessen verhältnismäßige Sicherheit beneideten. Bei dieser Sachlage knüpfte nun Herzog Jakob die Verhandlungen mit de la Gardie wegen Gewinnung Piltens wieder an. Am 3. Mai teilte der Herzog der piltenschen Ritterschaft mit, daß er mit dem schwedischen Generalissimus „wegen Liberation des Kreises“ ein Abkommen getroffen habe und daß die Landsassen des Kreises sich am 16. Mai in Mitau versammeln möchten. Daraufhin entsendeten die piltenschen Landboten am 11. Mai Delegierte ⁵⁶⁾ nach der herzoglichen Residenz, und hier begannen nun die Verhandlungen. Der Herzog konnte den Delegierten mitteilen, daß er an den litauischen Felbherrn Bilewicz geschrieben und ihm die Notwendigkeit der Neutralität Piltens dargelegt habe, und am 17. Mai ⁵⁷⁾ erklärte de la Gardie in einem Manifest, daß er, um den Kreis von der „Kriegeslast und unvermeidlichen Beschwer“ zu befreien, ihn „pro tempore“ dem neutralen Herzog „cediren thue“. Trotzdem kam man keineswegs gleich zu einem Resultat. Die piltenschen Vertreter verlangten, daß der Herzog sie vor der Krone Polen dieses Schrittes halber rechtfertige, ihre Privilegien bestätige, den Lehnsgütern die Erbllichkeit garantiere und die Landräte als erste richterliche Instanz anerkenne. Insbesondere wünschten sie

Kopien der zwischen de la Gardie und dem Herzoge getroffenen Abmachungen zu sehen. Man sieht aus allem, wie ungern man in Piltten eine Vereinigung mit dem Herzogthum Kurland wollte und wie man sich nur einer Nothlage fügte. Ohne eine Einigung herbeigeführt zu haben, verließen die Deputierten Mitau und kehrten nach Hause zurück. Da aber Herzog Jakob unmittelbar vor dem Abschlusse mit dem schwedischen Feldmarschall stand, so forderte er die pilttensche Ritterschaft kategorisch auf, sich sofort wieder „durch Tag und Nacht“ nach Mitau zu begeben, um endlich einen Abschluß zu machen. Da entsendete denn notgedrungen der Landtag in Hasenpoth zwei Vertreter, den Oberst Salomo von Sacken und den fürstlichen Hauptmann Emmerich von Mirbach mit weitgehenden Vollmachten nach Mitau ab⁵⁸⁾, sie sollten mit dem Herzoge den Unionsvertrag abschließen, wenn de la Gardie zu allem seine Zustimmung gebe. Dieser aber hatte inzwischen mit dem Herzoge Jakob am 20. Juni (1. Juli) zu Riga einen entscheidenden Vertrag abgeschlossen, in welchem wir ein durch die oben dargelegten politischen Verhältnisse begründetes Entgegenkommen des schwedischen Generalissimus zu sehen haben. Herzog Jakob verpflichtete sich, an Schweden für die Starostei Piltten 50 000 Gulden, für den ganzen Kreis 100 000 Gulden zu zahlen. Dafür erwarb er den vollen Besitz der Starostei auf zehn Jahre — bis Ostern 1666 — nach welcher Zeit eine Auslösung derselben statthast sein solle, wenn ein Jahr vorher die Kündigung erfolge. Da aber der Herzog auf den Kreis selbst ein Erbrecht besitze, so werde Schweden alles thun, damit jener „zu ewigen Zeiten dem Herzogthum incorporiret werden könne“. Zu diesen Abmachungen sollte in drei Wochen die Konfirmation König Karl Gustavs beschafft werden⁵⁹⁾. Am folgenden Tage theilte Melchior von Földersahm den inzwischen eingetroffenen pilttenschen Delegierten dieses Abkommen mit und benachrichtigte sie davon, daß der Herzog ihre früheren Anliegen erfüllen wolle, und nur die Regelung der Justizfrage bis auf den definitiven Friedensschluß verschieben müsse. Durch diesen Vertrag sei Piltten in die dem Herzoge zugestandene

Neutralität einbegriffen, für welche derselbe für den Kreis 100 000 Gulden ausgelegt habe. Daraufhin gaben die piltenischen Delegierten noch an demselben Tage ihre Zustimmung zur Inkorporierung Piltens in das kurländische Herzogtum und verpflichteten sich, in drei Jahren die vom Herzog bezahlten 100 000 Gulden zu bezahlen, 30 000 Gulden sollten am 6. Juli 1656, 30 000 zu Ostern 1657, 40 000 bis Ostern 1659 entrichtet werden. Doch beriefen die Delegierten gleich darauf einen abermaligen Landtag nach Hasenpoth, der am 3. Juli zusammentrat. Hier war man mit dem Geschehenen durchaus nicht zufrieden und schickte wiederum die Landräthe Brinden und Ernst von Sacken mit mehreren andern Deputierten zum Herzoge, um von neuem zu verhandeln. Man verlangte besonders, daß der Herzog, da Schweden den Kreis seines Eides nicht entlasse, diesem vor den Litauern Sicherheit verschaffe. Ferner begehrte man das sofortige Inkrafttreten aller der Privilegien, welche der Adel Kurlands genoß, die Einrichtung einer Oberhauptmannschaft, als erster gerichtlichen Instanz in Hasenpoth, und eine Erleichterung in der Rückzahlung der vom Herzoge vorgeschossenen Gelder, die man erst bis Ostern 1663 vollständig tilgen wollte. Während dieser Zeit sollte der Kreis von Auflagen und Kontributionen ganz befreit sein. Nur wenn der Herzog auf diese Forderungen eingehe, sollten die Deputierten ihm die erste Rate der Schuld — 30 000 Gulden — sofort entrichten. Aber der Herzog war inzwischen nicht müßig gewesen. Es war ihm gelungen, die Genehmigung seines Oberlehnsherrn, des Königs Johann Kasimir, dazu zu erwirken, daß das Stift Piltens an ihn gelange und daß der bisherige Pfandbesitzer der Starostei, Otto von Mandel, ihm dieselbe cediere ⁶⁰⁾. Bald darauf — am 10. Juli — hatte Mandel dem Herzog alle seine Rechte auf die Starostei mit allen zu ihr gehörigen Aemtern und Zubehör gegen Zahlung von 30 000 Reichsthaler abgetreten und gelobt, falls das Land wieder polnisch werde, nichts zu unterlassen, um dann die Zustimmung der Krone Polen zum Geschehenen zu erlangen ⁶¹⁾. Bei dieser Lage der Dinge blieb den Vertretern der piltenischen Ritter-

schaft nichts übrig, als sich zu fügen und am 14. Juli die Urkunde über die Vollziehung der Union zwischen Kurland und Pilten zu unterzeichnen. Der Herzog seinerseits bestätigte an demselben Tage dem Kreise alle seine Privilegien und versprach die Anstellung eines Oberhauptmanns nach dem Frieden. Auch in der Geldfrage kam er entgegen, indem festgesetzt wurde, daß 30 000 Gulden sofort zu erlegen seien, die übrigen 70 000 Gulden oder 24 000 Reichsthaler aber von Ostern 1657 an in drei Jahren in Raten von 8000 Reichsthaler (100 Reichsthaler von jedem der 80 Roßdienstpferde) bezahlt werden sollten ⁶²⁾. Da aber von den gleich zu erlegenden 30 000 Gulden noch über 8000 fehlten, so versprachen die Delegierten mit ihrem Worte, diese in 14 Tagen zu beschaffen. Aber die Landboten in Kasenpoth waren noch immer nicht zufrieden und man machte von manchen Seiten eifrig gegen die Union Stimmung. Durch den Vertrag werde man zu „verpfändeten Leuten“, was sich nicht für freie Landsassen schicke. Einen Oberhauptmann werde man doch nie erhalten, da Kurland nach seinen Grundgesetzen nur vier Oberhauptleute haben dürfe, und an andern Gründen war auch kein Mangel. Die Landräthe hatten viel Mühe, die Beiträge der Eingewessenen des Kreises für die versprochenen Zahlungen zu erlangen, und eine unerfreuliche Korrespondenz zwischen Kasenpoth und Mitau findet dieser Dinge halber noch Jahre hindurch statt. Aber trotz alledem konnte die Neutralität als vollzogen gelten und der Herzog durfte sich rühmen, in den Wirren der Zeit seinem Hause ein lang begehrtes Land erworben zu haben. Freilich konnte sich Kurland auch um diese Zeit großen Kontributionen nicht entziehen, und im Juni mußte der Herzog für die Landschaft 4000 Loth Roggen und 800 Loth Hafer an die schwedischen Magazine liefern ⁶³⁾. Auch wurde um diese Zeit Goldingen von den Truppen des schwedischen Generals Löwenhaupt überfallen und stark geplündert ⁶⁴⁾. Aber trotzdem war die Thatsache, daß Schweden nicht auf der formellen Unterwerfung bestand, ein unschätzbbarer Gewinn, und zwar nicht zum wenigsten im Hinblick auf den Zaren Alexei von Moskau, dessen Heere sich damals auf Livland zu wälzten.

Den Einflüsterungen der kaiserlichen Gesandten Gehör gebend und der Erkenntnis, daß der geeignetste Zeitpunkt zum Losschlagen gekommen sei, folgend, begann der Zar Alexei im Sommer 1656 den Krieg gegen Schweden. War schon der Aufstand der Polen und Litauer ein für Rußland nicht ungünstiger Faktor, so kam dazu noch, daß Livland sich keineswegs in verteidigungsfähigem Zustande befand. Magnus de la Gardie hatte die altbewährten Truppen nach Preußen führen müssen, und die neuen Regimenter waren ohne jede Uebung und Erfahrung. Dorpat, Riga und Reval waren nur wenig verschanzt, und so mußten denn jetzt in fieberhafter Eile die Befestigungen begonnen werden und sämtliche Einwohner sich dabei beteiligen. Von Smolensk brach der Zar mit 120 000 Mann auf und zog langsam den schon so oft verwüsteten Fluren Livlands zu. Auf die Nachricht von seinem Nahen ließ de la Gardie alles Fußvolk nach Riga kommen und that alles, um die Hauptstadt Livlands zu sichern. In der Düna wurden, um den Fluß unpässierbar zu machen, oberhalb der Stadt Schiffe versenkt und zum Kommandanten der Festung Simon Gründel Helmsfeld ernannt, während Gustav Horn in Ingermanland und Bengt Horn in Esthland den Oberbefehl haben sollten ⁽⁶⁵⁾.

In Kurland war man in banger Spannung. Der Oberhauptmann von Jirkås ⁽⁶⁶⁾ war aus Moskau noch nicht zurück, und so wußte Herzog Jakob nicht, wie sich die Dinge für ihn gestalten würden und ob er die Neutralität würde erhalten können, denn das war ja klar, daß die zarische Politik an sich kein Wohlwollen für den Herzog hatte und nur zu leicht geneigt sein konnte, ihn seiner Selbständigkeit ganz zu berauben. Es ist in dieser Hinsicht sehr charakteristisch, daß der Zar, welcher Dänemark damals durchaus zum Kriege mit Schweden bewegen wollte, dieser Macht unter anderm nicht nur versprach, aus dem Schwarzen Meere russische Kriegsschiffe in die Ostsee zu beordern, sondern auch den Herzog Jakob von Kurland zu bewegen ⁽⁶⁷⁾, seine Flotte zur dänischen stoßen zu lassen. So wurde über den Neutralen disponiert, und es war für diesen ein Glück, daß damals der ganze dänische Plan nicht zu stande

kam. In richtiger Erkenntnis der Situation suchte der Herzog nun durch seinen Envoyé Johann von Drachensfels in Wien den Kaiser Ferdinand, dessen intime Beziehungen zu Moskau ihm bekannt waren, zu bewegen, für seine Neutralität beim Zaren zu intervenieren⁶⁸⁾. Nicht minder ersuchte er seinen Oberlehnsheerrn, daß dieser, wenn er Truppen nach Livland sende, sie nicht durch Kurland marschieren lasse, damit man ihm in Moskau nicht vorwerfen könne, er mißachte die Neutralität zu Gunsten Polens⁶⁹⁾.

Inzwischen fiel das russische Heer in Esthland und Ingermanland ein und das Hauptheer zog die Düna herab. Am 30. Juli fiel Dünaburg in die Hände der russischen Armee, alle Verteidiger wurden niedergemetzelt und ein gleiches Schicksal der schwedischen Besatzung in Rokenhusen bereitet. Während dieser Ereignisse wurde Kurland vollständig geschenkt, „die Moscoviter,“ schrieb der brandenburgische Gesandte Eulenburg an den Kurfürsten aus Mitau (12. August), „bezeigen sich gegen die Einwohner gar freundlich, auch in S. F. Gn. des Herzogen Grenzen gar gute Ordre halten und wie es hierseibsten gerühmt wird, kein Huhn Schaden thun, in Ingermanland aber grausam verfahren⁷⁰⁾.“ Es ist kaum zweifelhaft, daß diese Schonung ihre guten Gründe hatte und recht naheliegend, zu vermuten, daß man sich einem Lande gegenüber im besten Lichte hat zeigen wollen, das man demnächst erwerben zu können hoffte. Denn daß der Zar weitgehende Pläne, weit über Livlands Grenzen hinaus hegte, blieb nicht verborgen. Sah man schon in Preußen nicht ohne Besorgnis auf die Fortschritte des Zaren, dessen letzte Ziele sein Gesandter Bogdanow nur zu bald in vorzüglicher Weise enthüllte, indem er dem Großen Kurfürsten zumutete, Preußen von ihm zu Lehen zu nehmen, so war des Herzogs Lage eine ungleich exponirtere⁷¹⁾. Allgemein glaubte man, daß er dem Drängen des Zaren, sich ihm zu unterwerfen, auf die Dauer nicht widerstehen können⁷²⁾ und diese Situation spitzte sich immer mehr zu, als das gewaltige russische Heer am 21. August vor den Thoren Rigas eintraf, wo eine Besatzung von nur 2800 Mann und die tapfere Bürgerschaft

fest entschlossen waren, bis zum Aeußersten auszuharren. Es war klar, daß von dem Schicksal Rigas auch die Existenz Kurlands und das Interesse Preußens abhing. Der Große Kurfürst hatte das wohl erkannt und schon im Juli den Kriegskommissar Adam Schubert entsandt, um eine Gesandtschaft feierlich dem Zaren anzumelden, deren Vertreter der Landvogt von Schacken, Jonas Kasimir Freiherr von Eulenburg sein sollte. Schon Schubert hatte sich in Mitau längere Zeit aufgehalten und war durch den Herzog, dessen Interesse, wie wir sahen, mit dem seines Schwagers Hand in Hand ging, über die Situation genau belehrt worden, der ihm auch geraten hatte, zunächst nicht zum Zaren zu reisen. Am 10. August traf Eulenburg selbst in Mitau ein und wurde, wie er in seinem Berichte an den Kurfürsten hervorhebt, mit denselben Ehren, wie der zarische Gesandte Raschtschokin, der uns schon entgegentrat, empfangen⁷³). Gewiß wollte wohl der Herzog damit der Identität der Interessen Brandenburgs und Kurlands Ausdruck geben und dem moskowitzischen Gesandten andeuten, für wie hervorragend er seines Schwagers Stellung hatte. Eulenburg begab sich erst nach Riga, als die Belagerung in vollem Gange war, ohne irgend welche Erfolge aufzuweisen (5. September). Gleichzeitig begab sich auch der kurländische Kanzler Melchior von Földersahm in das zarische Lager, um für seinen Herzog die Neutralität und Schonung des kurländischen Gebietes zu erwirken. So standen die Mission Eulenburgs und Földersahms in der engsten Beziehung und beide Diplomaten hatten Erfolg. Der Zar empfing den kurländischen Staatsmann sehr wohlwollend und überwies die Angelegenheit seinen Räten, dem Kanzler Lopuchin und dem Statthalter von Jaroslaw, Ilija Miloslawski. Am 12./14. September erhielt Földersahm dann ein zarisches Schreiben, welches dem Herzog die Mitteilung machte, daß seinem Gesuche entsprochen worden und an die zarischen Befehlshaber schon die Weisung ergangen sei, Kurland durchaus nicht zu behelligen. Dann wurde der Kanzler in der gnädigsten Weise entlassen⁷⁴). Obwohl nun in dieser Zeit Grigori Bogdanow dem Kurfürsten in Königsberg den oben erwähnten Antrag machte und dieser

schroff abgewiesen wurde, so hatte doch auch Eulenburg mit seiner Mission — einen Neutralitäts- und Freundschaftsvertrag mit Moskau zu stande zu bringen — Erfolg. Am 22./24. September wurde ein Abkommen getroffen, welches festsetzte, daß Brandenburg bei den Kämpfen Rußlands mit Schweden und Polen neutral sein solle, im übrigen aber beim Bündnis mit Schweden bleiben könne. In diesen Thatsachen sprach es sich deutlich aus, daß der Zar damals sich der Erkenntnis nicht verschließen konnte, daß seine Pläne auf die Erwerbung der ganzen östlichen Küste des Baltischen Meeres verfrüht seien. Dazu mag nicht wenig beigetragen haben, daß die Belagerung Rigas sich gegen Vermuten in die Länge zog und sich nicht die geringste Aussicht auf Erfolg darbot⁷⁵⁾. Herzog Jakob hatte so aus dem gemeinsamen Vorgehen mit seinem Schwager Vorteil gezogen.

Ueberfieht man die Thatsachen, so muß man sich wundern, daß man auf schwedischer Seite behaupten konnte, Herzog Jakob habe dem Zaren in jeder Weise Vorschub geleistet. Im Frühjahr 1656 — erzählt eine schwedische Parteischrift — sei ein russischer Gesandter aus Preußen nach Moskau zurückgekehrt. Er habe in Kurland Station gemacht und sei vom Herzog, mit dem er eingehend verhandelt habe, dann nach Hause entlassen worden. Trotzdem nun unmittelbar darauf der Zar nach Livland aufgebrochen sei, habe der Herzog doch nach Riga in seiner „extremen Falschheit“ die Nachricht gelangen lassen, daß der zarische Gesandte die besten Friedensaussichten gemacht habe und auch nach Riga kommen werde⁷⁶⁾. Liegt dieser Nachricht ein wahrer Kern zu Grunde, so ist er tendenziös ausgebeutet, denn noch im Juli⁷⁷⁾ schrieb der Herzog seinem Schwager in Brandenburg, daß er von den Plänen des Zars nichts wisse. Jedenfalls aber war die Sachlage in jener gehässigen Beleuchtung auch König Karl Gustav dargestellt worden und dieser nahm in Frauenburg i. P., als er mit Otto von Schwerin, dem brandenburgischen Abgesandten, verhandelte, Gelegenheit, demselben — es war im September — seine Unzufriedenheit mit dem Herzoge auszudrücken. Er behauptete, Nachricht zu haben, daß „derselbe dem Moskowiter alle Anschläge auf Riga

gegeben und ihm zu wissen gethan, daß schlechte Besatzung drin wäre“⁷⁸⁾. Schwerin, welcher mit der Herzogin in regem Briefwechsel stand, ließ sie über diese Auffassung nicht im unklaren und bald darauf⁷⁹⁾ kommt die Fürstin in einem Briefe an ihn auf die Frage zu sprechen. „Aber das muß ich noch sagen,“ schreibt sie während der Belagerung Rigas, „das ich alle Woch 2 Mahl früher aufgestanden, um eigen Behtstunden in meiner Reformirten gemein zu halten, weil Riga belagert, den ich mein Rintheit gelernt, Wen des Nächsten Haus brent, so soll man leschen; Weil ich aber kein ander Mittel, Als das gebeht, habe ich dadurch gerne wollen von Ihnen, von uns alles Unheil abwenden Und noch soll Mein Arm Unschuldig Man Ihn angeruffen haben.“ Als ihr Schwerin darauf mittheilte, daß man von seiten der brandenburgischen Diplomaten alles thue, um Schwedens Mißtrauen zu beseitigen, antwortet sie hocheifrig⁸⁰⁾: „Sehe, das ehr Al sein bestes thut, Mein Herren gerne aus den schwarzen Register zu heben, dafür Wir Ihn Unser lebtag obligirt; ist es aber Wol möglich, das Könige solche Verleumder glauben, es thut doch Wehe! Die Unschuld Aber Wirt doch trumppiren!“ Zeigt so die Korrespondenz der in die Politik ganz eingeweihten Fürstin die Grundlosigkeit des schwedischen Mißtrauens, so kommt hiezu noch vieles hinzu. Nicht nur, daß der Moskowiter jener Zeit als der Erbfeind abendländischer Kultur galt; sondern das war ja unleugbar, daß alle die Gründe, welche gegen die schwedische Protektion sprachen, in ungleich höherem Grade gegen die moskowitische Oberhoheit ins Gewicht fielen und daß eine solche nicht ausgeblieben wäre, wenn die Dinge sich für den Zaren erfolgreich gestaltet hätten, mußte höchst wahrscheinlich sein. So entspricht es vollkommen den Thatfachen, was die Herzogin schreibt, daß man in Mitau die Nähe des Moskowiters für eine große Kalamität hielt. Diese wurde erst beseitigt, als die Belagerung Rigas gehoben werden mußte.

Alle Versuche, die Stadt zu stürmen, waren vergebliche, und Mangel und Krankheit begannen im Heer des Belagerers

zu herrschen. Der Zar, von bösen Träumen gequält und durch die Mißerfolge erbittert, ließ seinen Zorn an seinen Untergebenen aus, ja er zauste sie an ihrem Varte; aber die Erfolge wollten nicht kommen⁸¹⁾. Noch am 4./14. Oktober schallte der Donner der Kanonen nach Mitau herüber und die Herzogin, welche Schwerin von dem Gerüchte, daß der Zar abziehen werde, Mitteilung machte, fügte hinzu, das würde ein „Recht Wunder Gottes“ sein. Aber rascher, als man es gedacht, zog schon am folgenden Tage das große Heer in aller Eile von Riga weg, nachdem es 14000 Streiter eingebüßt und den Belagerten nur wenig Schaden zugefügt hatte⁸²⁾. Bierzehn Meilen von Riga bei Rokenhusen blieb die Armee stehen und plünderte in Livland und Litauen in einer Weise, von welcher die Zeitgenossen ein entsetzliches Bild entwerfen⁸³⁾.

Gewiß war eine große Gefahr durch die Rettung Rigas beseitigt, aber wie der Herzog auf der einen Seite damit gewann, so war Schweden nun die Möglichkeit zu einem ungleich rücksichtsloseren Auftreten gegen das Herzogtum gegeben. Zunächst freilich war Karl Gustavs Position kritisch genug, denn allgemein erwartete man, daß der Zar von neuem sein Heer bei Wilna versammeln und dann weiter operieren werde. Sodann war es noch sehr fraglich⁸⁴⁾, wie sich der Große Kurfürst bei dem Sinken des schwedischen Sternes verhalten werde, denn seit der gemeinsamen großen Schlacht bei Warschau (30. Juli) waren die Wege Brandenburgs und Karl Gustavs immer mehr auseinander gegangen. Auf polnischer Seite suchte man den Kurfürsten mit allen Mitteln von Schweden zu trennen und zu sich herüberzuziehen und dazu nahm man auch die Mitwirkung des kurländischen Hofes in Anspruch. Immer mehr tritt jetzt in den Vordergrund der politischen Aktion die Herzogin Louise Charlotte, welche auch auf dem Gebiete der hohen Politik ihrem Gatten treu zur Seite stand. Erwägt man, welchen Einfluß auf die Geschichte des Staates nicht nur die ihrem schwachen Gatten Johann Kasimir unendlich überlegene Königin von Polen, Marie Louise von Gonzaga, ausübte, sondern wie maßgebend gelegentlich auch des Großen Kurfürsten edle Gemahlin in das

öffentliche Leben eingriff, so wird man darin nichts Auffallendes finden und dabei nie außer acht lassen dürfen, daß die politische Vorsicht dem Herzoge selbst eine größere Zurückhaltung, besonders in der Korrespondenz, auferlegte, als seiner Gemahlin. Daß dabei die vortreffliche Fürstin Politik auf eigene Hand gegen die Intentionen ihres Gatten getrieben habe, ist im allgemeinen nicht anzunehmen.

Schon im März hatte die Herzogin an⁸⁵⁾ ihren Bruder geschrieben, daß es gut wäre, wenn er sich Polen nähern würde und im August sich den Wünschen des litauischen Feldherrn Gonssjewsky nicht entzogen, ihre Vermittelung zwischen ihm und den Oberräten des Herzogtums Preußen zum Zwecke einer politischen Annäherung zu gewähren. Es ist naheliegend, daß auch der Amtmann von Neu-Auß, Kapitän Grotthuß, welcher im August vom Herzoge an die litauische Armee entsendet war, in dieser Hinsicht verhandelt hat⁸⁶⁾. Als nun der Zar von Riga abgezogen, als Johann Kasimir nach Polen zurückgekehrt, Warschau in seine Hände gefallen war und Karl Gustav dem Kurfürsten doch keine Konzessionen machen wollte, schien der geeignete Zeitpunkt für Gonssjewsky gekommen, wiederum mit demselben anzuknüpfen⁸⁷⁾. Er wendete sich wieder an die Herzogin Louise Charlotte und ersuchte sie, den Kurfürsten „zu disponiren, Wider ein Freund des Königs in Pohlen zu Werden“. „Weil das Allgemeine Unglück,“ so referierte die Herzogin Gonssjewskys Anträge am 13. Oktober ihrem Bruder, „Auch E. C. D. gemüht Berendert, So Wehren Ihr Majestet doch nicht geneigt, böses mit bösem zu vergelten, sondern Wolten lieber mit gütte und freundlichkeit E. C. D. Ueberwinden, Als durch streng und zorn.“ Sie sei daher gebeten worden, ihn wieder „zum Raison zu bringen“. Nun habe sie darauf Gonssjewsky gegenüber die im Grunde dem Könige von Polen sehr ergebene Gesinnung des Kurfürsten betont und sich schließlich zur Vermittelung erboten, „Weil Ihr. Maj. solch gnädig Confidens zu mir, Wolt ich dero Befehl E. C. D. Abtragen, ich funde mich aber Viel Zu Unwürdig, in so hohe Sachen zu rationiren“. Ihr Gemahl, der Herzog, habe mit ihr zwei Stunden über diese Frage verhandelt

und werde ebenfalls an den Kurfürsten schreiben⁸⁸⁾. Nun kam allerdings zwischen diesem und Gonssensky, der eine nicht uneigennützige Politik verfolgte, am 3. November ein Waffenstillstand auf drei Monate zu stande, aber mit der Krone Polen, welche trotz aller wohlwollenden Worte dem Kurfürsten eben jachlich nicht entgegenkam, war eine Verständigung nicht möglich. Obgleich eben damals der König von Polen sich mit Rußland vertrat, obgleich Dänemark und Oesterreich gegen Schweden rüsteten und den Kurfürsten mißtrauisch beobachteten, so glaubte dieser doch noch bei Karl Gustav ausharren zu sollen. Aber den veränderten Verhältnissen entsprach der höhere Preis eines Bündnisses; am 20. November wurde zu Labiau bei Königsberg zwischen Schweden und Brandenburg ein Vertrag geschlossen, welcher dem Kurfürsten die Souveränität über das Herzogtum Preußen gewährleistete. In geheimen Artikeln verpflichtete sich der Kurfürst, beim Friedensschlusse Schweden nicht nur Polnisch-Preußen (Westpreußen) mit Pomerellen und Kassubien, sondern auch Livland, Samogitien, Kurland und Semgallen zu verschaffen⁸⁹⁾. Um die heiß begehrte Souveränität zu erhalten, hatte Friedrich Wilhelm Versprechungen gemacht, welche das Interesse seines Schwagers auf das empfindlichste berührten, aber schließlich war der Friede doch in sehr weiter Ferne und der Kurfürst wußte nur zu gut, daß nicht allein er, sondern auch die vielen offenkundigen Gegner Schwedens das nicht zur Wirklichkeit würden kommen lassen, was er im Drange der Umstände hatte zusagen müssen.

Fragen wir nun, warum die herzogliche Politik diese Versuche unternahm, den Kurfürsten für Polen wiederzugewinnen, so mußte es gewiß für den Herzog vorteilhaft sein, wenn Karl Gustav in seinem bisherigen Bundesgenossen einen neuen Gegner erhielt. Je mehr Schweden in Bedrängnis geriet, um so mehr konnte man annehmen, daß es schließlich zum Frieden gedrängt werden würde, welcher von der Herzogin Louise Charlotte immer wieder als die zu erstrebende einzige Lösung, der auch ihr Land so schwer berührenden nordischen Kriegswirren bezeichnet wird. Sodann konnte sich der Herzog dem Anfinnen Polens, in diesem

Sinne Brandenburg zu beeinflussen, nicht entziehen, denn nicht nur, daß die Gewährung der Neutralität von Johann Kasimir gewissermaßen von einer solchen Aktion der herzoglichen Regierung abhängig gemacht worden war, man blickte außerdem in Polen voll Mißtrauen auf den seine eigenen Wege wandelnden Vasallen in Kurland. Und endlich mußte eine solche Vermittelung um so unumgänglicher erscheinen, als der Herzog sich auf anderm Boden auch in den Dienst der schwedischen Politik zu stellen nicht vermeiden konnte ⁹⁰).

Bald nach der Aufgabe der rigaschen Belagerung hatte Herzog Jakob dem Könige Karl Gustav zu wissen gegeben, daß er bereit sei, zwischen ihm und dem Zaren den von Schweden so dringend begehrten Frieden zu vermitteln, auch glaube er nach einem Schreiben des Zaren, daß die besten Aussichten auf Erfolg vorhanden seien. Der König acceptierte zwar (24. November) die Vermittelung, wollte aber zunächst abwarten, was ein brandenburgischer Gesandter für Botschaft vom Zaren bringen werde, an den der Kurfürst geschrieben habe. Aber aus diesen Verhandlungen wurde nichts, die Schweden wollten Golbingen als Ort der Friedenstraktate nicht annehmen, weil es zu nahe der litauischen Armee belegen sei und als der Kurfürst dann Memel vorschlug, da paßte dieser Ort auch nicht, auch schützten die russischen Gesandten Mangel an Vollmachten vor. Immer mehr trat es im Laufe der Zeit zu Tage, daß Moskaus Interesse am Friedensschlusse erkaltet sei. Der Zar, durch die Hoffnung auf die polnische Krone geschmeichelt, schloß unter Vermittelung zweier kaiserlicher Diplomaten am 24. Oktober (3. November) zu Wilna mit Polen einen Waffenstillstand, welcher Rußland seine bisherigen Eroberungen gewährleistete, und beide Staaten zum gemeinsamen Vorgehen gegen Schweden verpflichtete. Auf dem nächsten Reichstage sollte über die Wahl des Zaren zum König von Polen und Großfürsten von Litauen für den Todesfall Johann Kasimirs verhandelt werden und in Moskau glaubte man wirklich diesen Versprechungen ⁹¹). In Schweden schob man, jedenfalls später ⁹²), einen Teil der Schuld am Mißlingen der Friedenstraktate auf die Vermittler und das ohnehin große

Mißtrauen gegen Herzog Jakob erhielt hierdurch und durch die Beziehungen desselben zu Dänemark neue Nahrung.

Dänemark wurde durch die Gegner Schwedens schon seit Beginn des Krieges gereizt und angetrieben, sich ebenfalls an demselben zu beteiligen, aber König Friedrich hielt damals den richtigen Zeitpunkt nicht für gekommen. Unter den Mächten, welche ein besonderes Interesse an einem dänischen Angriff auf Schweden hatten, nahm Moskau die erste Stelle ein und so sehen wir denn zwischen beiden Mächten einen regen diplomatischen Verkehr stattfinden. Schon im Frühsommer war Daniel Zemifowitsch Myschegski nach Dänemark gereist, um die dänische Regierung zu einer größeren Aktivität anzutreiben. Er war dann mit einem dänischen Gesandten, Hermann Raas, Erbgesessenen auf Røffstrup, im September wieder zurückgekehrt und dieser hatte im Feldlager vor Riga vom Zaren bittere Vorwürfe wegen des langen Zauderns König Friedrichs anhören müssen. Wie Myschegski seine Hin- und Rückreise durch kurländisches Gebiet machen mußte, so war auch Raas auf das freie Geleite und den Schutz Herzog Jakobs angewiesen, dem er eine diesbezügliche Bitte König Friedrichs und zwei kostbare Pferde aus dem königlichen Marstall überbrachte. Der Herzog war nicht in der Lage, diese an ihn herantretenden Wünsche abzuweisen. Hätte er sie verweigert, hätte er der russischen Diplomatie den einzigen sicheren Weg zur Verbindung mit Dänemark versperrt, so wäre es mit der Respektierung seines Gebietes seitens der an der oberen Düna stehenden moskowitischen Armee vorbei gewesen. Aber indem der Herzog sich einer Notwendigkeit fügte, suchte er aus ihr doch nach Möglichkeit Vorteil zu ziehen. Als daher Myschegski und Raas im September wieder nach Kopenhagen zurückreisten, erließ der Herzog an den König die Bitte, für ihn bei Moskau einzutreten, damit er neutral bleiben könne, „da ein Moscowitischer gesanter bey G. könl. Maj. sich abermale efinden wirdt, eß dahin zu bringen, daß ich bei einmal erhaltener Sicherheit conserviret und mir nicht newes angemuthet, sondern ich vielmehr vor mich selbst gelassen werden möge“. Aber auch Dänemark gegenüber waren

Rücksichten schon wegen der überseeischen Unternehmungen des Herzogs unvermeidlich. Im Frühjahr 1656 wollte der Herzog das Schiff *Konstantia* nach seinen Kolonien entsenden und dazu waren in Dänemark auf drei Jahre Söldner geworben worden. Sie hatten sich in Flekroe versammelt, aber als das Schiff zu lange auf sich warten ließ, sich fahnenflüchtigerweise zerstreut, obwohl sie ihren Sold im voraus empfangen hatten. Infolgedessen bedurfte der Herzog der Mitwirkung der dänischen Regierung zur Wiedergewinnung der „absentirten Knechte“ oder da diese recht aussichtslos schien, der Erlaubnis zu neuen Werbungen und zu diesem Behufe schrieb er im Juni 1656 an den König, der seinen Bitten auch entsprach. So mußte der Herzog mit Rücksicht auf Moskau und auf Dänemark der Kommunikation zwischen beiden Mächten Vorschub leisten²²⁾ und erregte dadurch das höchste Mißtrauen der Schweden, welche auch seinen Werbungen in Dänemark eine Tendenz beileigten, welche ihnen nach dem Gesagten nicht zu Grunde lag. Wenn aber von dem unternehmenden Fürsten im Drange der Zeit doch noch an seinen überseeischen Unternehmungen festgehalten wurde, so ersieht man daraus, daß er seine Stellung zwischen den streitenden Mächten für nicht wesentlich gefährdet ansah, obwohl Schweden ihn immer wieder zum Anschlusse drängte.

Magnus de la Gardie hatte den Auftrag, wieder den Herzog in diesem Sinne zu bearbeiten und ihm die Protektion nahe zu legen. Da trat nun nach dem Labiau-Vertrage Herzog Jakob mit einer Forderung hervor, welche uns bisher in seinem Verhalten nicht entgegengetreten ist. Er legte nämlich dar, daß für ihn die Souveränität das beste und auch für Schweden vorteilhafteste Mittel sei, um seine Stellung zu behaupten. Da hierin eine Schwächung Polens liegen würde, so könne Schweden damit zufrieden sein. Daraufhin erhielt de la Gardie von seinem Könige den Befehl, auf der Unterwerfung zu bestehen, aber dem Herzoge bessere Lehnbedingungen, als Polen sie ihm gewährt habe, in Aussicht zu stellen, wenn er Schweden im Kriege mit Polen besonders mit Geld unterstützen und den Frieden mit Rußland zu stande bringen werde. Namentlich solle dem

Herzog die volle Justizhoheit über seine Unterthanen zugestanden werden und das Vasallitätsverhältnis ein rein äußerliches sein. Nur solle der Herzog und seine Stände der Krone Schweden den Lehnseid leisten und an diese das Land im Falle des Aussterbens des herzoglichen Hauses fallen. Herzog Jakob glaubte keine Veranlassung zu haben, bei der schwierigen Lage Karl Gustav nachgeben zu sollen und so wich er wieder der Entscheidung aus und suchte inzwischen das Defensionswerk nach Kräften zu betreiben⁹³). Der Landtag vom 6. Juli⁹⁴) hatte gezeigt, daß die Landsassen den Ernst der Zeit und ihre sich daraus ergebenden Verpflichtungen nicht begriffen, die Dragoner waren theils nicht gestellt, theils vor der Zeit wieder nach Hause gezogen, der Rest unbrauchbar. Ja, die Landboten selbst waren vom Landtage „ohne sich zu manifestiren“, fortgezogen „gleichsam als ging ihnen die Wohlfahrt des Vaterlandes Nichts an“. Man beschloß, daß die einzelnen Landsassen sich bei den Oberhauptleuten aufgeben sollten, damit man wisse, wie hoch im Falle der Not das allgemeine Aufgebot sein könne. Aber als man im August⁹⁵) sich wieder versammelte, zeigte es sich, daß dieser Beschluß auf dem Papier geblieben war. Da war es denn in der That hohe Zeit, daß der Landtag, der im November in Mitau zusammentrat — freilich auch nicht sehr zahlreich — energischere Maßregeln ergriff. Für den Fall der Not wurde ein allgemeines Landesaufgebot, an welchem sich alle Männer von 18 bis 60 Jahren beteiligen sollten, beschlossen. Inzwischen sollten die Dragoner nach wie vor gestellt und außerdem von jedem Rosßdienstpferde zehn Mann für das Fußvolk geliefert werden, welche „wohl bewehrt und beschossen, auch so viel möglich exercirt seyn“ mußten. Weitere Steuerungen aller Stände zum Unterhalt der Truppen und eine strenge Exekutionsordnung wurde beschlossen⁹⁶). Jedenfalls war es ein großer Fortschritt, wenn es gelang, alles das auch thatsächlich durchzuführen, allein, wenn schwedische Parteischriften die Zahl der dem Herzoge nun zur Verfügung gestellten Truppen auf 14000 angeben, so scheint das eine um das dreifache zu hohe Ziffer zu sein. Doch machte das alles wohl de la Gardie vorsichtig, der im Dezember wieder

den Assistenzrat Paul Helms nach Mitau schickte, um des Herzogs Absichten zu erforschen. Er sollte ihm in Aussicht stellen, daß bei Friedensstraktaten König Karl Gustav sein Interesse wahrnehmen werde und dabei wieder auf seine Pläne zurückkommen. Herzog Jakob, der mit seinem Verlangen, souverän zu werden, welches er kurz vorher geäußert hatte, nur Zeit hatte gewinnen wollen, erklärte nun, daß er die Unmöglichkeit desselben einsehe und daß er zwar gerne bereit sei, an der Friedensvermittlung teilzunehmen, aber sich davon wenig verspreche, da Moskau, nachdem es sich mit Polen in Wilna vertragen habe, jetzt andre Saiten aufziehe⁹⁷⁾. Indessen schickte Raschtschokin, der in Kopenhagen residierte, zu Beginn des neuen Jahres 1657 einen Abgesandten an den Herzog und ließ ihm mittheilen, daß er bereit sei, in Mitau mit de la Gardie zum Zwecke von Friedensverhandlungen zusammenzutreffen. Bei der damals für Polen sich immer günstiger gestaltenden Lage hielt es Herzog Jakob für bedenklich, diesem Wunsche des russischen Staatsmannes zu entsprechen. Er wies darauf hin, daß der Wilnaer Vertrag festsetze, daß Moskau und Polen nur gemeinsam mit Schweden Frieden schließen sollten, und daß er daher mit Rücksicht auf seinen Oberlehnsherrn die Zuziehung eines polnischen Gesandten verlangen müsse. Infolgedessen knüpfte de la Gardie am 13./23. Januar direkte Verhandlungen mit Raschtschokin an, der aber wieder mit Hinweis auf den Mangel an Instruktionen auswich, weil der dänisch-schwedische Krieg vor der Thür stand.

Von Holland angetrieben und durch übertriebene Nachrichten von schwedischen Niederlagen ermutigt, beschloß der dänische Reichstag schon im Februar den Krieg, den man aber erst im Frühjahr durch einen Einfall in die schwedischen Besitzungen im Bremischen und durch gewaltsame Wegnahme einiger Schiffe vom Zaun brach⁹⁸⁾. Es ist sehr naheliegend, daß dadurch die Friedensvermittlung zwischen Schweden und Rußland wesentlich erschwert werden mußte. In der That kam de la Gardie nicht vorwärts, da man in Moskau, wo man schon im Februar entgegenzukommen beabsichtigte, infolge der Nachrichten aus Dänemark wieder zauderte. Während dieser Zeit ruhten die Ver-

handlungen Herzog Jakobs mit de la Gardie, der sich ganz der Friedensvermittlung mit Moskau zuwandte. Die an der Düna stehenden russischen Truppen erwiesen sich wiederum gegen die kurländischen Unterthanen sehr entgegenkommend und viel weniger brutal als die im Süden des Herzogtums stehende polnisch-litauische Armee. „Gegen uns“ — schreibt die Herzogin im April an ihren Bruder in Berlin⁹⁹⁾ — „erweisen sie sich so gut, daß sie für meines hern Vieh, welchen die pohlen alles Futter genohmen, welches wider geschicket, damit es nicht verschmachtet und die geplünderte pauern mit brot versehen.“ Aber immer mehr trat es zu Tage, daß diese Neutralität doch ein sehr kümmerlicher Nothbehelf sei. Den Durchzügen von Feind und Freund war man preisgegeben und es fragte sich, ob die Freunde viel besser waren als die Feinde. „Die Pohlen,“ fährt die Herzogin fort, „Sagen, Wir sein zu Schwedisch, jene, wir sein gangß polnisch Und wir seint nur für Uns selbst. Aber Undand ist bey der Neutralité das endt.“ Unter diesen Umständen wurde dem Herzog von den Schweden schuld gegeben, daß ein englischer Gesandter, welcher nach Moskau reiste, um dort für den Frieden zu wirken, nicht an sein Ziel gelangte. Richard Bradshaw — so hieß der Diplomat — traf im April in Kurland ein und hielt sich am herzoglichen Hoflager, welches damals der größeren Sicherheit halber nach Goldingen verlegt war, längere Zeit auf, bis er von Raschtschokin die nötigen Pässe zur Weiterreise erhalten würde. Obwohl nun der Herzog den Gesandten in jeder Hinsicht unterstützte und ihm u. a. riet, sich auch von Polen Pässe zu besorgen, um auch nach dieser Seite gedeckt zu sein¹⁰⁰⁾, so war man doch in Schweden gegen den Herzog höchst mißtrauisch und glaubte, daß er die Mission Bradshaw hintertreibe. Dieser wurde des langen Wartens schließlich überdrüssig, da die russischen Pässe nicht eintrafen, und begab sich im Herbst über Grobin und Königsberg nach Hamburg, wo er sich nach England einschiffte. Als er abgereist war, da erst trafen die Pässe ein. Nun hieß es in Riga, der Herzog hätte ihn noch einholen und zurückrufen können. Er sei Urheber der Verzögerung, er habe

außerdem mit ihm darüber verhandelt, wie der englische Handel statt in Riga, in Mitau konzentriert werden könne u. dgl. Dabei hatte man aber gar nicht mit der Art des verschlagenen russischen Diplomaten, des Wojewoden von Rokenhusen, gerechnet, in dessen Hände die Verhandlungen mit Schweden gelegt waren und der ernstliche Friedensabsichten noch keineswegs hegte, vielmehr die Hoffnung auf Riga noch nicht aufgegeben hatte ¹⁰¹⁾. Als der Herzog nun im Juni wieder dem Wojewoden zum Frieden riet, da antwortete ihm dieser, wenn Riga sich dem Zaren unterwerfe, so solle es geschont werden, sonst würde es ihm schlecht ergehen. Daher solle Herzog Jakob das Seinige thun, um die Rigenser soweit zu bringen. Natürlich konnte der Herzog hierauf nicht eingehen, da das das Ende der Neutralität gewesen wäre. Aber auf den Wojewoden machte es den schlimmsten Eindruck. — Allerdings ¹⁰²⁾ richtete König Karl Gustav am 1. Juni an den Herzog ein Schreiben, in welchem er seinem Wohlwollen für ihn Ausdruck gab und seine Förderung der Interessen des Herzogs bei Friedensverträgen in sichere Aussicht stellte. Aber de la Gardie erhielt dabei die Weisung, endlich den Herzog davon zu überzeugen, daß die Protektion Schwedens sein Vorteil sei. Infolgedessen forderte ¹⁰³⁾ er diesen zu einer Unterredung auf, welche am 7./17. Juni auf einer Insel der Bolderaa auch wirklich stattfand. De la Gardie wies in der Unterredung den Herzog darauf hin, daß er Schweden es danken müsse, daß Moskau ihm die Neutralität gewährt habe. Alles dränge ihn von den Polen, welche stets im Lande selbst gegen ihn wühlten, weg und zu den protestantischen Schweden hin. So möge er seinen Vorteil recht verstehen und sich Schweden unterwerfen. Halte er das für zu gefährlich, so solle er jedenfalls dieses mit Geld unterstützen und endlich den Frieden mit Rußland zu stande bringen. Jetzt thue der Herzog vieles, was den König mißtrauisch mache, so z. B. vermittele er die diplomatische Verbindung zwischen Dänemark und Moskau und gestatte der ersteren Macht, in Kurland Truppen zu werben. Lasse er davon ab und werde er ein wahrer Freund Schwedens, so werde er durch territoriale Erwerbungen, besonders durch das Stift Pilten belohnt werden.

Herzog Jakob erwiderte, daß ihn die Rücksicht auf Polen und auf seinen, Polen treu ergebenen Adel an der Erfüllung der Wünsche des schwedischen Königs verhindere. Auch komme Polen ihm, der vom Kaiser Ferdinand zum Reichsfürsten ernannt worden sei¹⁰⁴⁾, nunmehr entgegen, und besonders würden die lästigen Appellationen von seinen Gerichten an die polnischen Relationsgerichte abgeschafft werden. Er gab zu, daß de la Gardie im einzelnen recht habe, aber erklärte sich nur bereit, soweit es seine erschöpften Kräfte erlaubten, Schweden in diplomatischer Hinsicht zur Hand zu gehen. Er wollte gerne den Frieden vermitteln, den Schweden mit Moskau schließen wolle, und sei zu jeder Auskunft und Mitteilung geneigt. Aber Schiffe, wie de la Gardie verlange, könne er nicht stellen, da ihn das in den Augen der Dänen verdächtig machen würde, die ja in der Lage seien, seinen Handelsverkehr mit Indien zu lähmen. Indem der Herzog schließlich alle ihm gemachten Vorwürfe von der Hand wies, riet er de la Gardie dringend, doch mit Polen Frieden zu schließen, den er eifrig betreibe. So kam keine Einigung zu stande und man trennte sich mit gegenseitigem Mißtrauen, welches bei de la Gardie gewiß nicht abnahm, als die gleich darauf vom Herzog mit dem Wojewoden zu Kosenhusen geführten Verhandlungen resultatlos blieben, und noch wesentlich sich steigerte, als die Herzogin Ende Juni nach Königsberg reiste.

Louise Henriette nämlich, des Großen Kurfürsten edle Gemahlin, ging damals einer Entbindung entgegen und wünschte gerne ihre Schwägerin, die Herzogin Louise Charlotte, zur Pflege bei sich zu haben. Auf ein Schreiben des Kurfürsten an seine Schwester¹⁰⁵⁾ antwortete Herzog Jakob, daß seine Gemahlin demnächst nach der preussischen Hauptstadt aufbrechen werde, und das that sie denn auch, nachdem vorher de la Gardies Zustimmung zur Reise eingeholt worden war, um jeden Verdacht zu verschleichen. Nun waren damals die Ehegelder, welche der Herzogin bei ihrer Hochzeit versprochen worden waren, noch nicht bezahlt, und da Herzog Jakob des Geldes besonders bedurfte so sollte die Herzogin bei ihrer Anwesenheit in Königsberg auch diese Angelegenheit betreiben, und daher wurde ihr der Kanzler

Melchior von Földersahm mitgegeben, um sie mit seinem Rat zu unterstützen¹⁰⁶⁾. Als die Herzogin bald darauf in Königsberg anlangte, traf sie eine kritische Situation an, zu welcher auch sie bald Stellung nehmen mußte.

Schon lange bemühte man sich mit allen Mitteln, Brandenburg von Schweden zu trennen, aber solange nicht die Souveränität als der Preis des Abfalls von Johann Kasimir zugestanden wurde, war die Sache ohne Erfolg. Da trat nun durch den am 2. April erfolgten Tod Kaiser Ferdinands III. ein neues Moment in die Verhandlungen ein und die neue Kaiserwahl wurde zu einem auch die Geschicke des Nordens bedingenden Faktor. Es kam Oesterreich, welches dem Erzherzog Leopold, dem Sohne des verstorbenen Kaisers, die Krone sichern wollte, alles darauf an, auch Brandenburgs Kurstimme zu erlangen, welche schließlich bei der Lage der Dinge entscheidend werden mußte. Der Mann nun, dem es aufgetragen wurde, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu gewinnen, war eine hervorragende diplomatische Kraft: Franz von Lisola, der sich seiner Aufgabe mit großer Geschicklichkeit entledigte. Als österreichischer Gesandter in Polen brachte er nach Abschluß einer österreichisch-polnischen Allianz den König Johann Kasimir dahin, in das Aufgeben der Souveränität über Preußen zu willigen, und so begab er sich denn mit einer geheimen Instruktion nach Königsberg, um den Kurfürsten für ein Bündnis mit Polen zu gewinnen und seine Kurstimme für den Erzherzog Leopold zu erlangen. Der Preis, welchen er, freilich nur im Notfall, dafür zahlen will und darf, ist die Souveränität des Kurfürsten in Preußen¹⁰⁷⁾.

Lisola hatte kein leichtes Spiel, nicht nur der brandenburgische Minister Graf Waldeck, ein eifriger Gegner der Habsburger, widerstrebt ihm auf das äußerste, auch die französischen und schwedischen Diplomaten thun das Mögliche, um den Kurfürsten gegen eine Annäherung an Polen und Oesterreich zu gewinnen. Ihm zur Seite stand dagegen Otto von Schwerin und die Kurfürstin und nicht minder die Mutter Friedrich Wilhelms, welche von Croyen aus brieflich — „soviel einer Mutter

zuständig“ — ihren Sohn zu beeinflussen suchte. Sie war es auch, welche ihre kurländische Tochter dahin brachte¹⁰⁸⁾, den Kurfürsten für Polen zu gewinnen. Die Herzogin hatte von ihrem Gemahl keine diesbezüglichen Aufträge, aber sie hatte allen Grund zur Annahme, daß sie, wenn sie Lisola in die Hände arbeite, die Position ihres Gatten erleichtere. Schon im März¹⁰⁹⁾ hatte Lisola in einer Denkschrift u. a. auch darauf hingewiesen, daß es für Kurland vom höchsten Nutzen sei, wenn sich der Kurfürst von Schweden trenne, und wir sahen die Herzogin schon in diesem Sinne thätig. So konnte denn auch jetzt die Entscheidung nicht fraglich sein und während Földersahm, der mit Lisola ebenfalls in Beziehungen getreten war, sich mehr im Hintergrunde halten mußte, sehen wir die energische Fürstin immer mehr in die politische Aktion gegen Schweden eintreten. „Vor allem,“ berichtet Lisola am 22. Juli nach Wien, „hilft uns die Herzogin von Kurland, eine Frau von großen Gaben, mit großem Eifer“. Außer den Unterredungen, welche er mit ihr habe, teile sie ihm oft schriftlich mit, was für ihn zu wissen wichtig sei. Sie habe eine große Ergebenheit für das kaiserliche Haus und einen ausgeprägten Widerwillen gegen die Franzosen. Lisola schlägt vor, der Kaiser möge durch den kurländischen Envoyé Drachenfels die Herzogin seines Wohlwollens versichern oder an sie — sei es selbst, sei es durch seine Gemahlin — schreiben, das würde sie sehr hoch aufnehmen, denn „sie vermag viel beim Kurfürsten von Brandenburg, der sie einzig liebt“. Infolge dieser Vertrauensstellung vermittelt sie häufig zwischen Lisola und den brandenburgischen Autoritäten und das bleibt nicht unbemerkt. Ein französischer Diplomat — de Lumbres — wagt es sogar, bei offener Tafel (am 29. Juli) die Herzogin zu interpellieren, indem er sie scherzend die Oesterreicherin nennt. Aber die Herzogin schweigt dazu nicht, sie antwortet ihm mit ruhiger Würde, sie sei nur eine Frau und thue nur das, was ihrem Geschlechte angemessen sei. In die hohe Politik mische sie sich nicht, doch leugne sie ihre Liebe zum Hause Habsburg nicht, welchem sie zu Dank verpflichtet und zu ihrer Ehre verwandt sei. Der Diplomat muß schweigen, aber

geglaubt hat er der Fürstin gewiß nicht, denn ihr Anteil an der Politik war doch offenkundiger, als sie wahr haben wollte. Allein den Gegnern gelingt es doch im August, den Kurfürsten wieder umzustimmen und Visola muß zu einem besonderen Mittel greifen. Er verfaßt ein anonymes Memorial, in welchem er die Gründe, welche Schlittenbach, der schwedische Delegierte, für das Bündnis mit seinem Könige geltend gemacht hatte, widerlegt. Dann läßt er die Denkschrift ins Französische übersetzen und durch einen Unbekannten der Herzogin Louise Charlotte zustellen — „als ob es mit der Post gekommen sei“. Die Herzogin versteht den Wink, sie teilt das Memorial ihrem Bruder mit, der es sich vorlesen läßt und auf den es Eindruck macht. Das gibt denn Visola Veranlassung, die Thätigkeit der Herzogin in seinen Berichten lobend hervorzuheben, während Schlittenbach sich über sie sehr erregt äußert. Ob die Herzogin aber, wie schwedische Parteischriften behaupteten, wirklich an der Tafel ihres Bruders die Redensart gebraucht hat: „das kranke schwedische Gefindlein und die 1½ Compagnien der Finnen würden ihrem Gemahl nicht überlegen sein, er wüßte schon ein Mittel, dieselben über das Wasser hinter ihre Klippen zu treiben“¹¹⁰⁾, und ob Douglas wirklich recht hatte, wenn er später dem Herzoge diese „odiosen Reden“ seiner Gemahlin vorhielt und daran erinnerte¹¹¹⁾, daß selbst der Kurfürst sie damals in Gegenwart des schwedischen Residenten gemahnt habe,¹ „sie möchte sich hievon zu schweigen belieben lassen; es möchte ihr zum ärgsten ausgedeutet werden“, das mit Sicherheit zu entscheiden, ist nicht möglich. Aber die innere Wahrscheinlichkeit und die Berichte Visolas, der nichts Aehnliches erzählt, sprechen dafür, daß die temperamentvolle Fürstin sich so weit nicht wird haben hinreißen lassen. So wird man wohl nicht mit Unrecht geneigt sein, der Meinung der Mutter der Herzogin beizupflichten, welche etwa ein Jahr später an Otto von Schwerin im Hinblick auf jene angebliche Aeußerung ihrer Tochter schrieb, sie könne sich „nicht einbilden, daß sie so närrisch muß gewesen sein“¹¹²⁾. Noch ehe die Verhandlungen abgeschlossen waren, mußte die Herzogin heimreisen und wurde erst brieflich davon in Kenntniss gesetzt, daß am 19. September

zu Wehlau der entscheidende Vertrag zwischen dem Kurfürsten und Polen geschlossen worden sei, eine Konvention, durch welche der Kurfürst auf alle Eroberungen, die er im Kriege gemacht hatte, verzichtete, aber die so lange begehrte Souveränität zugesichert erhielt.

In Mitau hielt man die Nachrichten, welche man aus Preußen erhielt, sehr geheim, obwohl der schwedische und auch der obengenannte englische Resident eifrig darauf bedacht sind, die Herzogin auszuforschen. Man ist sich bewußt, in Königsberg ein gefährliches Spiel gespielt zu haben und weiß, daß die Schweden voll Mißtrauen sind, „der Herr Baron (Schwerin) und ich haben bey Ihnen alle Schuldt, Gott las es ja Glücklich ausschlagen, Sonst dürften wir Alle den Undank haben“. Doch hoffte die Herzogin, welche diese Befürchtung Schwerin mittheilte, daß das Wehlauer Abkommen nicht zu einem Offensivkriege der Alliierten gegen Schweden führen werde, „der König von Schweden Wirt Wol die notification nicht sehr ahnnehmlich sein, den sie schlossen Alle, es Werde ein Krig gegen Ihn draus folgen, so ich aber, Wenn es immer möglich, — wie ich allzeit gesagt, auch noch wünsche, daß es nicht geschehe; Sondern in die Platz ein Rechter gutter allgemeiner Friden folgen möge, Welchen man nun ce me semble Möcht an Schwedischer Seite nicht auszuschlagen sein“. Ihr Gemahl, fährt die Herzogin fort, würde es dann in Händen haben, den Frieden zu befördern, auch wolle er einen Gesandten deshalb nach Schweden senden¹¹³). Aber allem zuvor mußte das neue Bündnis zwischen Polen und Brandenburg erst stabiler werden, denn man war noch gegenseitig voll Mißtrauen. Besonders reizte es in Brandenburg, daß der polnische Feldherr, Czarniecki, welcher von dem streng geheim gehaltenen Vertrage nichts wußte, in die Mark einfiel und viel Schaden verursachte¹¹⁴). Dann wollte man auf polnischer Seite die Bedingungen für sich etwas günstiger gestalten und das gab manche Verwickelungen. In alle diese Kombinationen war der kurländische Hof tief verflochten und aktiv in ihnen thätig. Die kluge Königin Marie Louise wandte sich zu Beginn des Oktober an die Herzogin Louise Charlotte

und hat sie, ihren Bruder in Berlin zu bewegen, „auch was nachzulassen“. Die Herzogin antwortete ihr, daß „Churbrandenburg schon viel nachgelassen“ habe und teilte dem Kurfürsten diese Verhandlungen alsbald mit. Die Königin habe schließlich erklärt, daß man Brandenburgs Forderungen befriedigen werde, wie man denn überhaupt das Bündnis wohl zu schätzen wisse. Czarneci habe dieses nicht gekannt, sonst hätte er nicht seinen Einfall gemacht, denn „die Freude so groß bei dem Könige in Polen, daß Churbrandenburg wieder sein Freund, daß nicht zu sagen und die Gemahlin schreibt mit soviel Affection von Churbrandenburg“¹¹⁵⁾. Als Otto von Schwerin der Herzogin mitteilt, daß die polnischen Majestäten mit dem Kurfürsten in Bromberg am 30. Oktober zusammentreffen würden, um persönlich alle Differenzen beizulegen, da freut sich die Herzogin sehr und spricht in ihrer Antwort die Hoffnung aus, jene Zusammenkunft möge „zu einer glücklichen Stunde sein, die uns Friede und nicht Weiter Krig bring, sonst bin ich Verlohren, den man mir Alles Ahn S. L. Seite Zumisset“¹¹⁶⁾.

Wie wir hier die kurländische Diplomatie für das brandenburgisch-polnische Einvernehmen wirken sehen, so finden wir dieselbe auch thätig, um die Beziehungen Moskaus und Polens zu freundschaftlichen zu gestalten. Im Sommer und Herbst 1657 war in Livland zwischen Schweden und Russen mit wechselndem Glücke gekämpft worden. Der russische General Scheremetjew erlitt am 8. Juli bei Walf eine entscheidende Niederlage und starb bald darauf, de la Gardie drang bis nach Odow vor, aber ein großes russisches Heer zwang ihn zum Rückzuge nach Narwa. Die Russen folgten ihm, verbrannten Narwas Vorstädte, zogen aber nach furchtbaren Verwüstungen in Ingermanland und Esthland wieder ab. So blieben denn nur die Gegend von Dorpat und Rokenhusen von ihnen dauernd besetzt. So lagen die Dinge¹¹⁷⁾, als Schweden mit Rußland anzuknüpfen versuchte. Man war in Moskau nicht abgeneigt, darauf einzugehen, denn einmal bedrängten vom Süden die Tataren das Reich und sodann gewann man immer mehr die

Ueberzeugung, daß Polen im Ernste doch nicht daran denke, die in Wilna eingegangenen Verpflichtungen, insbesondere die Wahl Jar Alexeis zum Nachfolger Johann Kasimirs zu verwirklichen. Es versteht sich von selbst, daß wie vorteilhaft es für Schweden sein mußte, mit Moskau Frieden zu machen, so dieser für Polen gefährlich sein mußte, da er Karl Gustav eines ernststen Gegners entledigte. So suchte denn die polnische Krone die Annäherung zwischen Jar Alexei und den Schweden zu verhindern und nahm dazu auch die Mitwirkung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm in Anspruch, der sie nicht verweigerte. Aber auch Herzog Jakob erbot sich freiwillig (Oktober), das Werk der „Mediation“ auf sich zu nehmen. In der That blieb auch Moskau noch zunächst bei den wilnischen Traktaten und vollzog erst im folgenden Jahre den lange befürchteten Wechsel seiner Politik zu Gunsten Schwedens¹¹⁸⁾.

Als Dänemark seine Feindseligkeiten gegen Karl Gustav von Schweden eröffnet hatte, da hätte König Karl nicht ungern mit Polen Frieden geschlossen, da ihm die dänischen Handel ungleich näher lagen. Noch im Juni hatte er seinen Bruder, den Herzog Adolf Johann, beauftragt, gemeinsam mit dem französischen Gesandten Avaugourt mit Polen und Brandenburg einen Separatfrieden zu stande zu bringen. Der König wollte Westpreußen zu Gunsten Brandenburgs aufgeben, aber dafür sollte ihm vom Kurfürsten Hinterpommern abgetreten werden. Sollte der Kurfürst hierauf nicht eingehen, so möge er ihm statt Hinterpommern Teile von Ostpreußen, Memel, Tilsit, Ragnit u. a. Orte und außerdem das Stift Minden einräumen. Polen solle dagegen an ihn ganz Livland, Samogitien und Kurland abtreten und Herzog Jakob dann durch Minden entschädigt werden. Diese und ähnliche Vorschläge waren demnach mehrfach im Laufe des Herbstes 1657 laut geworden, ohne indessen einen Erfolg zuwege zu bringen¹¹⁹⁾. Auch der Herzog Jakob hat an diesen Verhandlungen teilgenommen, so wissen wir, daß er im Dezember im Auftrage Schwedens Polen einen Separatfrieden anbot, durch welchen Westpreußen bei Polen bleiben sollte¹²⁰⁾, aber er fand dabei kein Entgegenkommen. Wenn der Herzog

in diesem Sinne thätig war, so handelte er in seinem eigensten Interesse, welches einen Frieden zwischen Polen und Schweden gebieterisch heischte. Aber es galt auch, dem Mißtrauen, welches infolge des Wehlauer Vertrages sich bei den Schweden gegen den Herzog regte, entgegenzuwirken und auch unter diesem Gesichtspunkte sind diese Schritte des Mitauer Rabinetts zu betrachten. Schon im September hatte der Herzog Georg von Firds, den Goldbingenschen Oberhauptmann, der uns schon mehrfach als geschickter Diplomat begegnet ist, nach Wismar entsandt, wo sich König Karl Gustav bis gegen Beginn des neuen Jahres aufhielt. Er sollte den König, wenn möglich, für die Gewährung einer perpetuellen Neutralität gewinnen und sollte das erreicht werden, so war es unumgänglich, sich der schwedischen Diplomatie nicht zu versagen¹²¹⁾. So finden wir auch von kurländischer Seite jenes eigentümliche Doppelspiel, welches alle Mächte in jenem Kriege betreiben und welches besonders vom Großen Kurfürsten mit so viel Erfolg angewandt wird; mit niemand es verderben, mit allen verhandeln, ohne sich je zu binden und sich die Hand frei halten, ist das Eigentümliche dieser Politik. Ehe nun die Schritte, welche Firds für die Neutralität unternahm, zu einem Resultate führten, konnte Kurland nur mit Mühe dem Andrängen der Gegenpartei, ihr dienstbar zu sein, ausweichen.

Schon im Oktober wußte man nämlich in Mitau, daß der litauische Feldherr Gonssewsky einen Einfall nach Livland beabsichtige und Riga belagern wolle. Es war nicht unbekannt, daß er auch den Herzog Jakob zur Beteiligung¹²²⁾ bei diesem Unternehmen bewegen wollte, welches zu einem Teile gewiß der Rivalität gegen Moskaus Fortschritte in Livland entsprang. Die herzogliche Politik konnte diesen Wünschen nicht entsprechen, ohne die Firdssche Mission auf das äußerste zu gefährden, sie mußte folgerichtig auch jetzt neutral bleiben. Aber gerade bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie wenig die feierlichen Zusagen im Streite der Interessen zu bedeuten hatten. Ende Oktober ging Gonssewsky über die Düna¹²³⁾, setzte die Kirchholmer Schanzen in stand und begann die Belagerung der

Robertschanze bei Riga, welche die Stadt auf dem linken Düna-ufer deckte. Aber die 600 Mann, welchen diese Belagerung übertragen war, wurden durch ein aus Riga ausfallendes Streifcorps aufgehoben, und so hielt es der litauische Feldherr zunächst für besser, sich weiter nach Norden zu wenden. Die Schlösser Ronneburg und Wolmar fielen in seine Hände, aber zu holen war im allgemeinen aus der durch die Pest entvölkerten Provinz herzlich wenig, „das Unglück hatte die ganze Provinz in dem Maße heimgesucht, daß sich das Vieh ohne Wächter herumtrieb, die Saaten auf dem Felde verderben, da sie niemand mähte und die Häuser vom Leichengeruche widerlich erfüllt waren“. Adel und Bauern wurden von der entsetzlichen Seuche gleichermaßen ergriffen. So zog denn nach einem Streifzuge in die pernausche Gegend der größere Teil des litauischen Heeres wieder vor Riga, ohne indessen sehr viel zu schaden, als hie und da zu plündern¹²⁴⁾ und die Kohlgärten, welche um die Stadt lagen, zu zerstören¹²⁵⁾. In Riga faßte man die Situation nicht sehr ernst auf und wies zunächst z. B. die Armen des vor der Stadt belegenen St. Jürgenitals, welche aus Furcht vor dem Feinde in die Stadt geflohen waren, an, wieder in ihr Asyl zurückzukehren. Erst als der Feind immer näher rückte, wurden Maßregeln zur Verteidigung der Stadt getroffen. Der Rat wies die Bewohner der Dünaholme an, ihre Rathen abzureißen und das Holz zu retten, damit es dem Feinde nicht in die Hände falle. Bewaffnete Böte befuhren die Düna, der Stadtgraben wurde ausgeeist und manche Sicherheitsmaßregel getroffen. Auf die Wünsche des Gouverneurs Helmsfeld ging der Rat nur zum Teil ein, statt der von ihm bewilligten großen Geldsummen und der Besteuerung der reichen Sterbehäuser erklärte er einmal 3000 Reichsthaler und 60 Last Roggen liefern zu wollen. Man faßte die Situation, wohl mit Recht, nicht übermäßig gefährlich¹²⁶⁾ auf.

Durch diese Ereignisse hatte auch Kurland zu leiden. Trotz strenger Quarantänenvorschriften des Herzogs war die Pest auch im Herzogtum aufgetreten¹²⁷⁾ und forderte ihre Opfer unter hoch und niedrig. Dazu kamen die Durchzüge der Litauer,

welche sich als höchst unbequeme Freunde erwiesen. „Conzefsky,“ schreibt die Herzogin an Schwerin¹²⁸), „recompensiret Unsere fidelität, So das meines herrn Aembter, So da in der Nähe Als Ausgeplündert Worden, Wie auch schon drei Dörffer. Thun das diese, Was Wirt einem Vor Exempel gegeben.“ Aber nicht einmal vor schwedischen Streifzügen ist man sicher. „Die Blocade für Riga,“ schreibt die Herzogin an denselben in einem andern Briefe¹²⁹), „ist so Wol gethan, das Bohr Mitau 60 pferdt Schweden gewesen, davon 6, sagen sie, 60 pohlen gejagt. Ich sehe noch ein weitläufigt Werk mit Riga. sie sein Aufgefordert Und Ist Ihnen ein Brief Von Unsern König Uebergeben Worden, sie haben den Bringer sehr belacht Undt gefragt, ob ehr Meint, das sie solche Verrehter Ihres Königs wehren, Wie Ihre Nation; sie hetten Jhn geschworen, Wolttten bestendig Aushalten, So lang sie Leib und Leben zuzusetzen hetten, solch proposition nicht kennen oder sie wolttten Ihnen Füsse Machen.“ Diese gefährliche Nähe des Feindes machte den Herzog doch besorgt und er berief daher seine Ritterschaft zu einem Landtage nach Goldbingen, wo er damals residierte. „Aber,“ lesen wir in einem Briefe der Herzogin¹³⁰), „es sein Ueberal brullirte Zeiten, hie meinen wir ein Lantag zu halten, es erschienen aber nur 8 deputirte aus Churlandt, aus Semi-gallia Aber Excusirten Sie Alle wegen der Pest; bilden sich ein, nun Her Conzefsky vor Riga, Ist kein gefahr mehr im Lande, Und ich Sorge, die große kompt Uns erst auf den Hals.“ Man glaubte, daß ein schwedisches Ersatzheer nach Riga kommen werde, und im Hinblick darauf fügte die Herzogin diesen Mittheilungen hinzu: „ich sorg, so lauffen sie Uns beide im Lande.“ Die fürstliche Briefstellerin sollte nur zu bald recht behalten.

Gonssewsky konnte Riga nicht nehmen und beschloß daher, das Land zu verwüsten und in der Umgegend Truppen zur Beobachtung und Blockade der Stadt zurückzulassen. Aber obwohl die Polen streng darauf achteten, daß Lebensmittel nach Riga nicht hineingelangten und die kurländischen Flecken Tuckum und Candau sogar zu plündern drohten, als die Einwohner derselben Vieh nach Riga zum Verkaufe bringen wollten¹³¹),

so war doch die Blockade nicht erfolgreich, ja es gelang einem kühnen Streifcorps, welches aus Riga ausfiel, eine litauische Abteilung bei Ulenbrockshof zu überfallen und große Beute mit sich zu nehmen. Als nun ein vom litauischen Feldherrn nach Bernau unternommener Streifzug ebenfalls resultatlos blieb, so wurde am 1. Februar 1658 die Blockade der livländischen Metropole aufgegeben. Gonssjewsky räumte mit Hinterlassung einiger Truppen, welche dann in der Folge mit wechselndem Glücke in Livland kämpften, den Ort seiner unrühmlichen Thätigkeit und zog mit 200 Reitern durch Kurland nach Polen ab¹³²⁾, welche sich zügellos und frech, wie im Feindeslande geberdeten. „Sie führen,“ schreibt der Hauptmann von Bauske, Wilhelm von Korff, verzweifelt an den Herzog¹³³⁾, „alhie bei den Unterthanen die Führen mit Korn vom Felde und treiben solche Insolentia, die fast nicht zu beschreiben, die durchziehenden Truppen und Officieren, die stoßen sich an mich, der eine wil dis, der andere daß haben.“ Die Bauern schleppten sie vielfach mit sich nach Birsen, wohl um sie in das Militär einzureihen, und ähnliche Klagen werden auch an andern Orten laut. Aus Mitau requirieren sie 100 Schlitten, und als ein Bauer aus der Umgegend sich dabei widerspenstig zeigt, wird er niedergehauen¹³⁴⁾. Aus Riga, wo man inzwischen den Abzug des Feindes erfahren hatte, will man ihm nachsehen; am 14. Februar erscheinen 400 Reiter und 50 Dragoner unter den Oberstlieutenants Rosen und Alphendehl vor Mitau mit Granaten, man will den litauischen Feldmarschall aufheben. Aber dieser ist, vom mitauischen Oberhauptmann Tiesenhäusen gewarnt, längst dem Nachtgebiet der Schweden entkommen, und so zieht das Streifcorps, nachdem es sich eine Tonne Bier requiriert hat, nach Riga wieder ab. Aber die lieben litauischen Freunde hat man trotz der Aufhebung der rigaschen Belagerung noch lange zu spüren, „Weilen die jezige Necessität erfordert, daß der Litthauischen Armee zur Abstattung des ihnen noch restirenden Supplementi in die 9000 Fl. in die Hand gebracht werden müssen,“ so muß der Landtag, der am 28. Februar 1658 in Mitau zusammentritt, große Willigungen vornehmen und auch

die übrigen Ausgaben hören keineswegs auf. „Zur Defension und der einfallenden Völker Verhütung“ muß der Unterhalt der Dragoner prolongiert und außerdem beschlossen werden, daß der Rosßdienst stets parat sein solle, um auf das Aufgebot gleich zu erscheinen, wenn es nötig sei, das Land vor allerhand Raubgesindel zu defendieren¹³⁵).“ So begannen die Litauer ein gutes Beispiel zu geben, dem dann in Zukunft eifrig nachgefolgt wurde. Und dazu hatten diese zwangsweisen Unterstützungen viel Gefährliches für den Herzog, da sie ihn den Nachbarn immer verdächtiger machen mußten.

Allerdings hatte Zar Alexei am 18. Januar 1658 dem Herzoge mitgeteilt, daß er auf seine Bitten Kurland in jeder Hinsicht verschonen wolle und seine Feldherrn schon in diesem Sinne instruiert seien. Aber er hatte dem drohend hinzugefügt, daß er nun auch sicher erwarte, daß Herzog Jakob Moskaus Feinde in keiner Hinsicht, weder mit Rat noch mit That unterstützen werde¹³⁶). Wie wenig stimmten dazu die Kontributionen für die litauische Armee! Und in noch höherem Grade mußte Schweden dadurch gereizt werden. Wenn trotzdem die politischen Beziehungen zu dieser Macht sich etwas günstiger zu gestalten schienen, so dankte das Herzog Jakob der allgemeinen politischen Lage. Wir erwähnten, daß sich gegen Ende des Jahres 1657 eine Koalition zwischen Brandenburg, Polen und Oesterreich anbahnte, welche für König Karl Gustav bedenklich werden mußte. Die Versuche, diesen Bund durch einen Separatfrieden mit Polen zu sprengen, wurden eifrig fortgesetzt, und der König blieb, um diese Verhandlungen selbst leiten zu können, längere Zeit in Wismar. Im Dezember erhielt de la Gardie den Auftrag, mit Polen anzuknüpfen; er sollte erklären, daß der König Westpreußen aufgeben wolle, aber Polnisch-Litland und Kurland beanspruche und sich sonst in Geld abfinden lassen wolle. Führte das Anerbieten auch nicht zum Frieden, so gab die schwedische Diplomatie, welche alle Kräfte des Reiches auf Dänemark werfen wollte, doch die Hoffnung nicht auf, und das ganze Jahr 1658 bis in den August wurden Verhandlungen in diesem Sinne gepflogen¹³⁷). So lange diese währten, lag es

im Interesse Schwedens, das Herzogtum Kurland möglichst glimpflich zu behandeln, und diesem Umstande hatte Herzog Jakob es in erster Linie zu danken, daß Georg von Firds in Wismar vom Könige Karl Gustav im Februar hinsichtlich der Neutralität einen recht günstigen Bescheid erhielt, der freilich so gehalten gewesen zu sein scheint, daß er schließlich zu nichts verpflichtete¹³⁸). Die Verhältnisse gestalteten sich dann in der Folge für Schweden immer günstiger.

In raschem Siegeszug warf König Karl Gustav Dänemark, welches die Verbündeten im Stich ließen, zu Boden und zwang es am 9. März zum Köskilder Frieden, welcher die dänische Monarchie überaus schwächte und Schweden die Möglichkeit gab, mit seinen andern Feinden sich auseinanderzusetzen. Um dieselbe Zeit machte de la Gardie in Livland große Fortschritte und nahm das feste Schloß Helmet. Allerdings fiel das Schloß Marienburg zu derselben Zeit in die Hände des russischen Wojewoden von Rokenhusen, der auch die litauischen Kommandanten von Konneburg und Wolmar bewegen wollte, diese Schlösser ihm abzutreten. Als er eine abschlägige Antwort erhielt, ließ er die Dinge ruhig sich entwickeln, da er erfahren hatte, daß in Moskau die Stimmung für Schweden günstiger geworden sei. So nahm denn der Feldmarschall Douglas, welcher als Nachfolger de la Gardies am 18. Juli in Riga eingetroffen war, am 3./13. August nach fünftägiger Beschießung Wolmar ein. Er hatte der Besatzung freien Abzug bei der Kapitulation zugesagt, als aber diese abmarschieren wollte, wurde sie unter dem Vorgeben, daß sie mehr als gestattet worden an Kriegsmaterial u. dergl. mit sich genommen, angehalten und nach Riga gebracht. Bald darauf folgte auch Konneburg¹³⁹). „Hier ist,“ schreibt die Herzogin an Otto von Schwerin, „leider Gottes Wenig Gutes, Wolmar und Konneburg (Konneburg) hatt schon accordirt, die Littauer hätten es Wol entsetzen können. Die Muscovitische Wolttten den 16. Abziehen, Bohrgewent, sie hetten Friede mit Schweden, dürfte es also Wol Littau Mit Macht geltten¹⁴⁰).“

In der That hatte die Nachricht vom Köskilder Frieden

in Moskau großen Eindruck gemacht; die gefangenen schwedischen Gesandten wurden in Freiheit gesetzt und die Feindseligkeiten in Esthland und Ingermanland eingestellt. „Es komme Bericht,“ schreibt Herzog Jakob an den mitauischen Oberhauptmann Nikolaus Heinrich von Tiefenhausen am 21. Mai ¹⁴¹), „daß S. Excell. Graf Magnus (de la Gardie) mit den Moscovitern Frieden tractiret, daß daher die Belagerung Narwas gehoben“. In der That war der schlaue Wojewode Naschtschokin beauftragt, die Friedensverhandlungen zu führen, welche am 15./25. Juni in Plußmünde eröffnet werden sollten ¹⁴²). Natürlich waren die Alliierten durch diese Wendung der russischen Politik bedroht, denn Karl Gustav verlor einen mächtigen Gegner, wenn es zum Frieden mit Moskau kam. Ebenso mußte das Mitauer Kabinett die Sachlage auffassen. Bisher hatte man sich den zudringlichen Werbungen Schwedens doch noch mit dem Hin- und Zurückziehen auf Moskau entziehen können, jetzt schien das aufhören zu sollen, wenn Moskau nicht mehr Schwedens Feind war. So finden wir denn auch folgerichtig im Juli die Herzogin Louise Charlotte eifrig in diesem Sinne thätig, um den Zaren wieder für Polen zu gewinnen. Am 29. Juli berichtet der Kurfürst dem König von Polen, daß die Herzogin ihm zu wissen gegeben habe, sie sei in Moskau mit Erfolg dafür thätig, um den Zaren von den schwedischen Traktaten abzubringen, doch meine sie, daß man gewisse Garantien geben müsse, daß Polen auch seine Versprechungen halten werde ¹⁴³). Es ist kein Zweifel, daß es sich dabei besonders um die polnische Königswahl handelte. Wir wissen im einzelnen nicht, wer im Auftrage der Herzogin — der Herzog hielt sich vorsichtig zurück — die Angelegenheit in Moskau betrieb, jedenfalls zogen sich diese Beziehungen zum zarischen Hofe bis in den Herbst hinein ¹⁴⁴). Hauptsächlich aber wurden die hier berührten Fragen in Wilna verhandelt, wo sich russische und litauische Kommissarien im Juni zusammenfanden, um über eine Vereinigung des Großfürstentums Litauen mit Moskau zu verhandeln. Die maßgebenden Persönlichkeiten des Großfürstentums waren nicht abgeneigt, die Geschieße des Landes von Polen zu trennen, falls dieses nicht den Zaren zum Nach-

folger Johann Kasimirs wähle, die Union Polens und Litauens aufzulösen. Auch Gonssjewsky befand sich unter den vielen, welche der Sache Moskaus für klingenden Vorteil zu dienen bereit waren. Es war nun selbstverständlich, daß es sich dabei auch um eine für Kurlands Schicksal wichtige Frage handelte, und so hatte der Herzog einen Delegierten — den Hofjunfer Holownia Spascki — nach Wilna abgeschickt, um über die Dinge stets unterrichtet zu sein. Aber alle diese Versuche sollten sich als vergebliche erweisen, denn Rußlands Interessen wurden bald darauf auf anderm Gebiete durch Polen auf das empfindlichste gestört ¹⁴⁵⁾, als dieses eben damals — am 16. September 1658 — die Ukraine für sich gewann, in der nach des Kosakenhetmans Chielnicki Tode der polnisch gesinnte Schreiber Wigowski alle Gewalt an sich riß.

Gleichzeitig mit diesen Verhandlungen wurden die Fäden weitergesponnen, welche die schwedische und polnische Politik friedlich verknüpfen sollten, und welche König Karl Gustav umsoneniger aus seinen Händen lassen wollte, als er schon bald nach dem Röschilder Frieden eingesehen hatte, daß es ein Fehler gewesen war, Dänemark nicht vollständig vernichtet zu haben. In allen diesen Verhandlungen blieb Kurland immer ein wesentliches Moment und Schweden bestand darauf, das Herzogtum zu erhalten oder doch, wenn das nicht anginge, auf der Erwerbung des Landes für den Fall, daß das herzogliche Haus aussterbe ¹⁴⁶⁾. So wurde das ganze Frühjahr über beraten und selbst, als der König die brandenburgischen Diplomaten Schwerin und Weiman in Flensburg Ende Juni ¹⁴⁷⁾ durch seine schroffe Behandlung zur Abreise veranlaßt hatte, gab man die Hoffnung nicht auf, zum Frieden zu kommen, obwohl der Kurfürst Friedrich Wilhelm sich seinerseits keinen Illusionen hingab. „Die Schweden,“ so schreibt er am 6./16. August an seine Schwester, „geben für, Sie Wollen Friede machen, die Conditiones sein aber sehr schwer, nemlich die renuntiation auf Schweden, ausleschung des Wappen, ganz Lieflandt, Wie auch Churlandt und Semgallen, Welches der herzog zu lehen von Schweden, wie er es bey Pollen gehabt,

oder das die Chron Pollen Samoitten anstadt Churland dem herzogen geben solle. Hiemitt werden E. Lbb. beßerer werden, als zuvor. Was nun die neutralitet helffen wirdt, solches gibt die Zeitt, doch Were noch Zeitt sich in Verfassung zu setzen und gesambtter handt dem Feinde zu begegnen“¹⁴⁸⁾. Bald darauf fiel unerwartet der schwedische König über Dänemark her und der nun ausbrechende zweite dänische Krieg gab das Signal zu einem Gesamtangriff der verbündeten Polen, Oesterreicher und Brandenburger gegen die schwedische Monarchie. An die Stelle der Diplomatie trat die Entscheidung durch die Waffen und dadurch wurden auch die Verhältnisse Kurlands stark in Mitleidenchaft gezogen.

Ob die Dinge soweit gediehen waren, war es dem Herzog nicht ohne Mühe gelungen, von seinem Oberlehnsherrn in Polen eine Neubestätigung der Neutralität zu erwirken und damit für die Verhandlungen mit Schweden ein festeres Fundament zu finden¹⁴⁹⁾. Aber der Rat des Großen Kurfürsten, sich „in Verfassung zu setzen“, ließ sich nicht durchführen, da des Herzogs eigene Mittel dazu nicht ausreichten und die Landschaft in ihrem Verhalten dem Ernst der Lage nicht genügend Rechnung trug. Je klarer es dem schwedischen General Helmsfeld wurde, daß man bisher des Herzogs Macht und Hilfsmittel überschätzt habe, um so dringender wurde er in seinen Forderungen, ihm mit Kontributionen unter die Arme zu greifen. So berief denn, „um dem besorglichen TotalRuin vorzukommen, in schleuniger Eyl“ der Herzog seine Ritterschaft zum 1. Juli nach Mitau. Man mußte sich schließlich bequemen, auf das Verlangen des Schweden einzugehen und am (29. Juni) 9. Juli stellte der Herzog für sich und im Namen seiner Ritter und Landschaft dem Generalgouverneur Simon Gründl Helmsfeld einen Revers aus, durch welchen er sich zu großen Lieferungen verpflichtete. Im Laufe von vier Wochen sollten nicht nur 66 000 Gulden poln. Courant, sondern auch 8000 Loth Roggen, 2000 Piespfund Butter, 600 Rinder und 2000 Stück Schafe nach Riga geliefert werden, denen bis zum 1./11. September noch 8000 Loth

Gerste, 2000 Loth Hafer, 1000 Loth Erbsen und ebensoviel Gröhe und bei der ersten Schlittenbahn noch 2000 Fuder Heu folgen sollten. Als Preis dafür versprach Helmsfeld, — freilich mit Vorbehalt der königlichen Genehmigung — daß des „Herzogthums und Biltenschen Kreises eingeseßener Adel und Unadel, so durch allerhand unverantwortliche Proceßuren sich nicht selbst ausgegeschlossen, in gleichen auch Städte und Flecken . . . mit Brennen und Rauben und Plündern und aller Einquartierung verschont bleiben sollten“¹⁵⁰). „Wenn das Versprochene in allem richtig nachher Riga auf ihre eigene Unkosten geliefert werden würde,“ so konzedierte der Generalgouverneur, „daß weitere Contributionen und Executionen nicht mehr stattfinden und nach erfolgter königlicher Sanction dieses Abkommen publicirt werden solle.“ Dem Landtage, der bis zum 15. Juli zusammenblieb, lag es nun ob, die neu eingegangenen Verpflichtungen unter die Landsassen zu verteilen. Man schrieb ferner eine allgemeine Vermögenssteuer aus und beschloß die früher gemachten Willigungen für das Defensionswerk zu prolongieren¹⁵¹). Wie günstig dieser Vertrag erschien, so gefährlich war er im Grunde. Nicht nur war es sehr fraglich, ob das erschöpfte Land alle Lieferungen zum Termin werde leisten können, auch die königliche Genehmigung konnte ja schließlich ausbleiben und was die Hauptsache war, der Herzog hatte das Eingeständnis machen müssen, daß er die Neutralität aus eigener Kraft nicht wahren könne. Diese Konvention war eben abgeschlossen, als ein Befehl König Karl Gustavs entgegengesetzten Inhalts Helmsfeld erreichte.

Es war der schwedischen Regierung nicht verborgen geblieben, welche Stellung Herzog Jakob den russisch-schwedischen Friedenstraktaten gegenüber eingenommen hatte. Diese selbständige Politik, welche sich nicht zum Werkzeuge des schwedischen Königs machen wollte, erregte bei diesem große Befürchtungen, denn gerade jetzt kam es darauf an, mit Moskau zur Ruhe zu kommen, um sich mit ganzer Kraft gegen die Koalition wenden zu können. Wichtiger denn je erschien es, zu verhindern, daß der aus jeder Wendung in der allgemeinen Lage

seinen Vorteil ziehende Fürst jetzt zwischen den schwedischen Truppen in Livland und in Preußen die Verbindung hemmen könne, wenn es ihm nützlich scheine¹⁵²). So kam man zur Erkenntnis, daß er schwedisch werden oder unschädlich gemacht werden müsse. Der König gab dem Feldmarschall Douglas, der nach Livland gehen sollte, den Befehl, den Herzog zur Uebergabe der Festungen Mitau und Bauske zu bewegen, falls er sich aber dazu nicht freiwillig verstehe, die Orte mit Gewalt zu nehmen und sich des Herzogs und seiner Familie zu bemächtigen. Da sich aber Douglas' Abfahrt nach Livland verzögerte, so erhielt Helmfeld den vom 24. Juli datierten Befehl, jene Aufgabe zu lösen. Als dieser Befehl bei ihm anlangte, war der Vertrag vom 29. Juni (9. Juli) schon abgeschlossen. Trotzdem erhielt Douglas wieder die Weisung, Kurland zu unterwerfen und dann sich auch in den Besitz Litauens und Samogitiens zu setzen. Der Mann nun, dem diese Aufgabe zugefallen war, war entschlossen, sie rücksichtslos zu lösen, die Art und Weise aber, wie er ihr gerecht wurde, ließ auf seine militärische Ehre einen bedenklichen Schatten fallen.

II.

Der Gewaltstreich.

Das war kein Heldenthat, Octavio.

Schiller, Wallensteins Tod.

Drei Jahre hindurch hatte Herzog Jacob mit großer Geschicklichkeit seine Rolle als Neutraler durchgeführt. Allerdings waren die Durchzüge der Schweden und Polen als eine schwere Last empfunden worden und Klagen über Erzeße finden wir das ganze Frühjahr des Jahres 1658 hindurch nicht selten. Ein litauisches Streifcorps, welches von Birsen nach Riga ziehen will, raubt auf den herzoglichen Aemtern Pferde, und als zwei Offiziere es hindern wollen, werden sie gefangen fortgeschleppt. Von Riga aus fährt eine schwedische Abteilung die Bolderaa

hinauf bis nach Bulbringshof (Bilderlingshof), bricht 15 Rathen, welche von herzoglichen Bauern bewohnt werden, sowie ein großes Holzbollwerk ab und führt das Holz dann stromabwärts mit sich fort¹⁵³). Das sind nur einzelne Beispiele, welche die Gewaltthätigkeiten der Soldateska illustriren. Aber im großen und ganzen war es trotzdem doch besser im Gottesländchen, als in den benachbarten, direkt vom Kriege berührten Gegenden. So hielt es Janus Radziwill noch immer für geboten, seine Tochter am Hofe Herzog Jacobs zu lassen und, wie der Wojewode Nikolaus von Korff auf Kreuzburg, so zogen viele Private nach Kurland, um im Schutze der Neutralität der Kriegsnöth überhoben zu sein. So glaubte denn auch der Adel des Landes, daß die Situation nicht so gefährlich sei, und erfüllte seine öffentlichen Pflichten zum Theil sehr lässig. Am 17. Juni hatten sich in Mitau zu einer Musterung nur 32 Lehnsleute gestellt und täglich zogen welche fort. Man mußte zur Exekution gegen die Säumigen schreiten, und selbst als der Landtag im Juli so außerordentliche Willigungen hatte machen müssen, wurde es nicht viel besser damit. Noch zwei Jahre später, als schon der Friede zu Oliva geschlossen war, schrieb der Herzog ergrimmt im Hinblick auf den Lehnsdienst, „wie gehorsamblich der Meiste theil sich eingestellet, das haben Wir mit Unserem unwiderbringlichem Schaden erfahren müssen“¹⁵⁴). Von den großen Truppenmassen, welche man nach dem Landtage vom November 1657 in des Herzogs Besitz geglaubt hatte, war wenig vorhanden, und das vorhandene recht fragwürdiger Natur. Befestigt worden waren nur Mitau und Bauske, allenfalls noch Doblen und Golbingen. Das herzogliche Residenzschloß Mitau, welches bis dahin nur durch seine Mauern und einen Graben geschützt gewesen war, war kürzlich vom Herzoge mit fünf untereinander verbundenen Bastionen versehen worden. Die mit Palissaden gekrönten Festungswerke waren mit einem Graben umgeben und das Thor noch besonders durch einen Brückenkopf gedeckt. Auch die Stadt Mitau war durch einen Graben und Wall einigermaßen gesichert¹⁵⁵). Aber die Truppen in diesen wenigen Festungen waren geworbene Söldner, deren

Anhänglichkeit wesentlich durch ihren Vorteil bedingt war. In Bauske wollte ein gewisser Ragnit mit zwei Soldaten einen Tumult anzetteln, wurde aber entdeckt, und Herzog Jakob erließ an den Hauptmann von Bauske, Wilhelm von Korff, den strengen Befehl, den Räbelsführer mit dem Strange zu richten, den andern Schuldigen aber das Rainszeichen auf die Backen zu brennen, ihnen unter dem Thore das Gewehr abzunehmen und zu zerbrechen und sie dann fortzujagen ¹⁵⁶⁾. Mit so unzuverlässigen Elementen mußte gerechnet werden, und die Folgen blieben nicht aus, als die Aussicht auf Frieden mit dem Beginn des dänischen Krieges aufgehört hatte. Ueberblickt man die kurländischen Verhältnisse, so ist man versucht, sich zu wundern, daß der schwedische Feldmarschall sich seiner Aufgabe, die ihm sein König erteilt hatte, nicht offen unterzog, sondern zu schneider List griff.

Der Feldmarschall Douglas theilte am 27. (17.) August seinem Könige ¹⁵⁷⁾ mit, daß er damit umgehe, dessen Befehl auszuführen. Er hatte die Absicht, nach Litauen zu marschieren und sich auf dem Marsche des Schlosses Mitau zu bemächtigen. Aber da die Generale Helmsfeld und Löwe im Kriegsrate sich dagegen aussprachen, so beschloß er zu warten, bis die vom Könige ihm in Aussicht gestellten Fußtruppen eingetroffen wären, denn er erkannte, daß die 700 Mann, über welche er verfügte, zur Erstürmung Mitaus nicht ausreichten. Auch war große Vorsicht geboten, damit der Herzog nicht die Hilfe Polens und Moskaus angehen könne, falls er den Plan merke. So wurde denn ein andrer Weg eingeschlagen, der Herzog sollte beruhigt und dann durch einen Handstreich überfallen, inzwischen das Herzogtum zur Verpflegung des Heeres genötigt werden. In den letzten Augusttagen ¹⁵⁸⁾ verlangte Douglas vom Herzoge freien Durchzug durch das Land, weil er Gonsfiewsky, der in Radziwiliiski stehe, angreifen wolle. Herzog Jakob mußte dieses Verlangen gewähren, aber Douglas zog keineswegs durch Kurland ab, sondern blieb bei Grenzhof abwartend stehen. Herzog Jakob entsendete nun an ihn den Landmarschall Wilhelm von Kummel und ließ ihm durch diesen Vorstellungen machen; es

sei nur ein bestimmter Weg nach Litauen von ihm den Schweden zugestanden worden, wenn nun Douglas andre einschlage und sich im Lande aufhalte, so würde das den Litauern als eine Begünstigung ihrer Feinde erscheinen. Douglas entschuldigte sich mit seiner Notlage, setzte aber wirklich seinen Marsch nach Schagarren in Litauen fort. Während seine Armee im ganzen nun aus 3000 Mann bestand, nachdem die Verstärkungen bei ihm eingetroffen waren, erreichte er durch die Taktik, sein Heer in vielen getrennten Abteilungen marschieren zu lassen, es doch, daß er einen viel gefährlicheren Eindruck machte. Nachdem er im nördlichen Litauen eine kurze Zeit umhergezogen war, kehrte er plötzlich um und zog wieder ins Herzogtum Kurland, wo er bei dem Schlosse Doblen Halt machte und hier acht Tage blieb. Er wollte mit seiner Armee offenbar die Entschließungen des Landtages, der am 17. September in Mitau zusammentrat, überwachen und wohl auch erzwingen, daß die Lieferungen, welche der Herzog Helmsfeld am 29. Juni versprochen hatte, richtig geleistet würden, was bisher nicht der Fall gewesen war¹⁵⁹). Die Landboten mußten in der That wiederum große Willigungen machen, an welchen auch die sieben größeren Städte des Landes mit 12 000 Reichsthalern teilnehmen sollten, und der Herzog erließ dringende Mahnungen, das einmal Versprochene zu liefern. Aber der Landtag war schwach besucht, „aus privater Commodität“, schreibt der Herzog zürnend seinen Räten¹⁶⁰), „seien viele fortgeblieben“; so mußte denn zum 14. Oktober eine neue Versammlung der Landboten angesagt werden. Aber sie sollte nie zusammentreten. Während dessen beauftragte der Herzog wieder den Landmarschall Kummel und den Landbotenmarschall Heinrich von Plettenberg, mit Douglas zu verhandeln und ihm besonders vorzustellen, daß sein Verhalten dem Vertrage von Boswol widerspreche, allein der schwedische Feldmarschall „prätextirte wieder die Noth, die über alle Gesetze ginge“. Ja, als die herzoglichen Delegierten keine Konzessionen machten, zog Douglas bis eine Viertelmeile vor Mitau und forderte, immer drohender werdend, die Festung Bauske, welche ihm der Nähe Litauens wegen von großer militärischer Bedeutung

war. „In den Pactis Neutralitatis zwischen Schweden und Churlandt sei enthalten, daß wann die Pohlen, Moskowiten und andere des Herzogthumbs Churlandt sich ganz bemächtigen und den Fürsten verjagen wolten, daß selbigem alßdann vergünnet seyn soll, Schwedische Völker zur Defension in seine Festungen zu sich zu nehmen“. Aus einer solchen Erlaubnis machte der schwedische Feldmarschall eine Notwendigkeit. Allerdings hatten diese Verhandlungen, welche die schwedischen Offiziere Harald Igelström und Christian Kruse führten, keinen Erfolg, aber Douglas benutzte diese Gelegenheit, um die Befestigungen der herzoglichen Residenz in Augenschein nehmen zu lassen. Jedenfalls beschloß ein Kriegsrat, die Eroberung Mitau zu verschieben, bis neue Truppen angelangt seien, welche — besonders in England — geworben wurden ¹⁶¹).

König Karl Gustav lag sehr viel daran, daß Douglas bald den Herzog unschädlich mache. Sein kühner Angriff auf Kopenhagen war nicht von augenblicklichem Erfolge begleitet gewesen und die Belagerung zog sich in die Länge und es stand das Erscheinen einer holländischen Flotte im Sunde zu erwarten. Um so mehr mußte ein größerer Erfolg der schwedischen Waffen im Osten von moralischer Bedeutung sein, um so mehr Eindruck auf den Zaren machen, der noch zwischen den Parteien schwankte, und allen Feinden Schwedens, besonders auch dem verhassten Schwager des Herzogs zeigen, daß die Kräfte des Königs noch ungebrochen seien. Dazu kam, daß die Armee auf Kosten des Staates nicht unterhalten werden konnte und auf den Krieg angewiesen war. Verhältnismäßig konnte Kurland noch viel zur Erhaltung der Truppen beitragen, es war dank seiner Neutralität in wirtschaftlicher Hinsicht noch recht leistungsfähig. Schließlich war es im Interesse Schwedens, durch einen Gewaltstreich einen Mann unschädlich zu machen, welcher selbständig zwischen den Parteien stand und wo es sein Vorteil heischte, auch der Politik Karl Gustavs entgegenarbeitete. So erließ denn der König am 21. September von Kronenburg auf Seeland aus ein Schreiben an Douglas ¹⁶²), er solle, da aus aufgefangenen Briefen des Herzogs sich dessen Machinationen

in Moskau ergäben, — nicht zögern, seinen Auftrag auszuführen, „Nachdem dieses gewißlich das fürnehmste ist, so an denen Orten zu dieser Zeit kann vorgenommen werden, — Also wollet Ihr Euch in kein andere Sachen lassen aufhalten, sondern allen möglichen Fleiß anwenden und zum höchsten Euch lassen anlegen sein, umb euch Mittau zu bemächtigen, an welchem Ort Ihr hernach Euch wollet suchen festzusetzen und maintainiren bester Maßen, auch lassen auffrichten und samblen Magazin, wodurch die Armee und Guarnisonen ihre Subsistenz und Unterhalt haben mögen.“ Diesen Befehl hat Douglas nicht erhalten, denn er fiel mit vielen andern Briefen in dänische Hände. Der König Friedrich theilte diesen glücklichen Fang nicht nur dem Kurfürsten von Brandenburg, sondern auch selbstverständlich dem Herzog Jakob mit ¹⁶³). „Wie nuhn ew. Id. hierausz augenscheinlich ersehen, daß der königh zu Schweden sich nicht erseztiget, unß friedtbrüchiger weise anzugreifen, sondern auch gesinnet, ew. Id. feindtlich zu überfallen und sich dero Fürstenthumb, landt und leute zu bemechtigen, so werden sie dero consilia zum abbruch der Schwedischen gefehrlichen desseins undt cooperation mitt unß undt unsern hohen allyrten wieder desselben weittauffehende vorhaben zu dirigiren wißen.“ Aber diese wohlgemeinte Warnung kam zu spät, denn inzwischen war das Unvermeidliche geschehen.

Nach jenem Kriegsrat war Douglas, nachdem er, wie erzählt wurde, die Einwohner der Stadt Mitau durch Drohungen geschreckt hatte, nach Bergfried zurückgegangen, und hier setzte er die Verhandlungen fort. Nach achttägigen Beratungen, an welchen auf schwedischer Seite dieselben Unterhändler teilnahmen, sah sich Herzog Jakob doch veranlaßt, den Forderungen der drohenden Schweden nachzugeben. Er versprach, wie schon bisher die Verpflegung der schwedischen Armee auf Kosten des Herzogs geschehen war, „in bloßer Hoffnung, unßer Land in Ruhe zu erhalten und J. R. Mt. und dero Reiche damit zu bedienen, nunmehr mit einer großen Summe geldes und vivres unter die Arme zu greiffen“, er stellte mit seinen Oberräten und Hauptleuten für sich, sein Herzogtum und den piltenschen Kreis einen Revers

aus, in welchem er sich u. a. zur Zahlung von 20 000 Reichsthalern, 4000 Tonnen Roggen, 4000 Tonnen Gerste, 6000 Tonnen Hafer verpflichtete, außerdem eine beträchtliche Quantität Grütze, Erbsen, Speck und andre Viktualien nach Riga zu liefern versprach. Auch gelobte der Herzog, streng die Rolle eines Neutralen durchzuführen, sich in keine Beziehungen zu Polen, Moskau und Brandenburg und den andern Feinden des schwedischen Königs einzulassen und weder heimlich noch offen etwas gegen Schweden zu unternehmen. Dagegen hatte sich Douglas durch einen Revers verpflichtet, dem Herzog alle Rechte eines Neutralen zu gewährleisten. Er versprach, daß Kurland und Pilten und die Einwohner dieser Länder bei der vom Könige „bisherig gegonneten Neutralität bis auf dero fernere Ratification für allen feindseligen Attentaten, als eigenthümliche Einquartierung, Raub und Plünderungen, Kontributionen und allen anderen Executionen versichert bleiben und deroelben befreiet sein sollen.“ Der Herzog mußte seinerseits noch gestatten, daß eine Meile von Mitau entfernt eine Brücke für die schwedischen Truppen erbaut werde, und in Aussicht stellen, daß er nicht nur „die Armee bei dem Durchzuge mit nothdürftigem Unterhalt, sondern auch diejenigen, so bei der Brücke bauen, sich befinden und die ordinarie Wache haben, versehen werde“. Diese Leistungen sollten von den bewilligten Kontributionen abgezogen, andererseits freilich den Schweden erlaubt sein, die Brücke an einen andern Ort zu verlegen. Am Abend des 28. September kam man über diese Konvention überein, und am folgenden Tage wurde von Douglas ein Revers mit den obengenannten Zusicherungen unterzeichnet, während der Herzog einen etwas anders gefaßten am 1. Oktober ausstellte¹⁶⁴⁾. Gewiß war dieser Vertrag in vieler Hinsicht bedenklich; er mußte das Mißtrauen der Polen erregen, und der Herzog hatte später gewiß recht, wenn er meinte, „daß man dadurch keine geringe invidia auf sich geladen habe“¹⁶⁵⁾. Aber dem Drängen des Feindes, dem man doch nicht gewachsen war, war schwer zu widerstehen, und der Herzog konnte sich doch freuen, für die großen Opfer, welche er gebracht, wieder die Anerkennung der

Neutralität — sei es auch nur bis zur allendlichen Entscheidung des Königs — erworben zu haben. Wer konnte ahnen, daß ein solcher Vertrag nicht gehalten werden würde, daß er nur den Zweck habe, den Herzog sicher zu machen, um ihn dann mit um so größerem Erfolge zu überfallen? Eines aber ist nicht zu leugnen, daß Douglas auf eigene Hand hier vorging, daß ihm die Befehle des Königs wohl einen Gewaltstreich, nicht aber die Täuschung durch einen Vertrag, den er nicht zu halten beabsichtigte, vorschrieben. Nach den Verhandlungen — am 30. September — traf der Sekretarius Helms mit dem erneuten Befehle des Königs ein, „den Fürsten von Churlandt beim Kopf zu nehmen und sich seines Schlosses zu bemächtigen“¹⁶⁶). Douglas zögerte nicht, seinen Auftrag alsbald zu erfüllen.

In Mitau dachte man nach dem Vertrage mit Douglas nicht an einen Ueberfall, man wählte sich ganz sicher. Als daher etwa eine Woche später der schwedische Feldmarschall an den Herzog die Bitte richtete, er möge ihm Boote gewähren, um Truppen über den Fluß und die Kranken auf denselben nach Riga zu transportieren, da trug dieser kein Bedenken, 20 bis 30 Boote zuzustellen, zumal da ihm bekannt war, daß unter den schwedischen Soldaten viele, besonders die Engländer, krank waren¹⁶⁷). Obwohl Douglas wußte, daß die Besatzung Mitaus keine große sei, so schickte er doch die Obersten Igelström und Spens nach der herzoglichen Residenz, um dort auszufundschaffen, ob sich die Verhältnisse inzwischen nicht geändert hätten. Als Vorwand dieser Sendung diente die an den Herzog gerichtete Bitte, noch mehr Boote zu liefern und zu erlauben, daß diese ungehindert bei Mitau vorbeipassieren könnten. „Dem Fürsten,“ erzählt ein zeitgenössischer Berichtserstatter, „sei dieses Begehren verdächtig vorgekommen, und er habe zu dem Obersten gesagt: ‚ich gedanke, ich gedanke, ihr werdet mir Vold auf den Hals bringen wollen‘, die Schweden haben aber mit hohen Beteuerungen und Beschwerden ihm solchen Argwohn benommen“¹⁶⁸). Als diese beiden Offiziere meldeten, daß die Stadt nicht stark geschützt sei, rekognoszierte

Douglas selbst noch verkleidet das Schloß und zog dann seine Truppen an die Aa, eine halbe Meile oberhalb Mitau, „als ob er an derselben vorbeigehend und *recta via* nach Riga gehen wolte“. In der Nacht aber vom 9. auf den 10. Oktober ließ er den Oberst Nikolaus Both die Fußtruppen in die Loddigen (Boote) hineinlegen, die Reiterei aber auf dem rechten Ufer der Aa auf das mitauische Schloß losmarschieren. Der Oberst Jacob Uexküll dagegen erhielt Befehl, mit acht Compagnien zu Pferde auf dem linken Ufer sich der Stadt zu nähern, sich nicht weit von dem litauischen Thor festzusetzen, und wenn er von dem Schlosse her einen Tumult hören würde, ein lautes Kriegsgeschrei erheben zu lassen, damit man auf kurländischer Seite den Eindruck gewinne, als ob ein großes Heer sich näherte. In die Stadt sollte er aber nicht eindringen¹⁶⁹⁾.

Während nun Uexküll mit seinen 500 Mann¹⁷⁰⁾ langsam auf die Stadt zu marschierte, fuhren die Boote in aller Stille auf dem stark angeschwollenen Strome abwärts und gleichzeitig zogen auch die Reiter auf dem rechten Flußufer dem Schlosse zu. Ihr Kommandeur, der Oberst Otto Wilhelm von Fersen, hat später in seinen Tagebüchern darüber folgende Aufzeichnungen gemacht¹⁷¹⁾: „Der Herr Oberster Fersen stand mit seinem Regiment allein über dem Wasser gegen Riga, woselbst der Fürst, rechts gegen sein Schloß, einen großen Krug hatte. In diesem Kruge hielt er 24 geworbene Soldaten ständig auf der Wache; allein es wäre besser gewesen, daß sie im Schloß die Wache gehalten. Diese sollte der Herr Oberster wahrnehmen, weswegen er um selbige Wache mehr als um die ganze Entreprise bekümmert sein mußte, damit der Feldmarschall nicht argwöhnen möchte, daß er Etwas versehen oder mit Fleiß Lärm verursacht hätte. Also setzte er sein Regiment einen Kanonenschuß vom Kruge in einen Wald ganz verdeckt und schickte einen Lieutenant mit etlichen Kerlen in den Krug bevoraus; weil dieser Lieutenant kurz vorher aus Mitau kommen war und bei dem Kruge sich übersetzen lassen, den sie gar wohl kenneten. Nun war auf dem Wege von Mitau nach Riga ein leichtfertiges Wasserloch, worin an einer Seite gar böser Triebsand; der nur ein wenig

fehlte, der mußte darinnen baden, wenn er gleich das beste Pferd hatte. Also mußte sich dieser Lieutenant nebenst den bei sich habenden Reutern ganz naß machen und mit Unmuth, Fluchen und Schwören nach dem Kruge wieder zurückreiten, sich ganz ausziehen und trocknen. Dieses triebfandige Loch war ihnen wohlbekannt, daher sie es leicht glaubten. Der Herr Oberster gab ihm ein Paar Ducaten, dieselben unvermerkt unter die Bursche zu spendiren. Kurz vor Ankunft der gewesenen Kranken war der Herr Oberster mit einem Paar Kerle im Finstern an den Krug geritten, um zu horchen, wie es dem Lieutenant darin erginge. Er befand, daß noch Alles still war, ließ demnach einen kleinen Kahn aus dem Wasser sachte ans Land ziehen, daß Niemand hinüberfahren möchte, und wollte still wieder wegreiten. Indem war ein altes Weib draußen gewesen, welches gesehen, daß etliche Reuter beim Kruge geritten. Diese sagt es der Wache, welche darauf nach ihrem Gewehr sehen und hinausgehen wollen, worüber der Lieutenant mit ihnen hart zu reden und zu streiten anfing und unter Andern der Obersten Namen nennete; welcher stracks auf Nennung seines Namens sehr à propos noch dawar, mit der Pistole ins Fenster schlug und befahl, sie alle ohne Gewehr in die Kammer zu versperren, oder, wosern sie Lärm machten, alle niederzustoßen, rief auch draußen zum Schreck: daß stracks vom Regiment 50 Mann mit Carabinern absteigen und hineingehen sollten, worauf dann auch der Herr Oberster den Krug alsbald rund herum besetzen ließ, daß kein Mensch sich rühren durfte. Die Wache im Kruge wurde ohne Gewehr in die Kammer versperrt, bis die gewesenen Kranken nach einander, wie auch der Feldmarschall selbst zu ihm kam und die Ascente ansah.“

Inzwischen war auch das Schloß in die Hände der Schweden gefallen. Hier war man auch von keinem besonderen Mißtrauen erfüllt gewesen. Noch um 1 Uhr nachts war Herzog Jakob aufgestanden, hatte sich erkundigen lassen, ob genug Lebensmittel auf dem Schlosse seien, um die Kranken, die nach Riga transportiert wurden, zu beköstigen, und war dann zur Ruhe gegangen¹⁷²).

Wenige Stunden später, es war zwischen 4 und 5 Uhr

morgens, näherten sich die schwedischen Böte dem Schlosse. Der Rittmeister Richter, welcher die lettische Sprache verstand, landete zuerst und rief der Schildwache auf ihr „Wer da?“ auf lettisch zu: „Sie sollten schweigen und kein Getümmel machen, sie wären Schweden und gute Freunde, hätten viel Kranke auf den Böten, die sie nach Riga führen wollten.“ Die Schildwache ließ sich dadurch beruhigen und machte nicht Alarm, denn der Herzog hatte ja Befehl gegeben, die Kranken nicht zu belästigen, vielmehr noch den am Strome belegenen Aemtern aufgetragen, für dieselben Brot zu backen. So passierten denn allmählich alle schwedischen Böte am Schlosse vorbei und landeten dann an fünf Stellen am Walle der Festung, ohne daß die Schildwachen es bemerkt hätten, da die bisher mondhelle Nacht gerade durch eine schwarze Wolke verfinstert wurde¹⁷³). „Mittlerweile,“ erzählt ein Bericht aus dem schwedischen Riga, „haben sich die Unsrige an die Wälle gemacht, selbige bestiegen, die Schildwache, weil sie sich zur Wehr gesetzt, niedergemacht, der Porten sich bemächtigt, das Wachthaus besetzt, daß niemand auß oder eingekommt.“ Es wurde darauf die Losung aus zwei Kanonen gegeben und daraufhin erschienen 400 Reiter und eine Abteilung Dragoner an den Thoren des Schlosses, dessen sich die Schweden vollständig bemächtigten. „Bei welchem Anfange dann im Dunkeln zwei des Fürsten Leute, als ein französischer Danzmeister und ein Lieutenant, die sich wehren wollten, umgebracht,“ „welchem ersten, nachdem er mit einer Pique nach einem Obristen Lieutenamt gestoßen, von demselben der Kopf heruntergehauen worden“¹⁷⁴). Der Herzog, der den Tumult hörte, eilte aus seinem Schlafgemach, mit der Hellebarde in der Hand, herbei, mit der Absicht, seine Leute zusammenzubringen und den Feind wieder herauszuschlagen. Aber die Leute befanden sich zum großen Theile — natürlich pflichtvergessener Weise — in der Stadt. „Worauf J. F. D. gerufen, daß man aus den Stücken soll Feuer geben, welche aber alle vernagelt gewesen und die Constabel, welche Schweden gewesen, zu den Schweden gelaufen, daß also J. F. D. gesehen, wie es beschaffen gewesen. Hat der Obristlieutenant Arnfeldt, welcher schon im Schlosse ge-

wesen, zu J. F. D. gerufen, sie möchten zurücktreten, daß nicht eine Kugel an sie käme. Worauf alsbalde einer J. F. D. mit dem Degen von hinten erstechen wollen, wann nicht durch Verhütung Gottes, des allerhöchsten, auch durch Vorsichtigkeit eines Jungen, welcher bei J. D. gewesen, und vor J. D. gesprungen, auch die Thüre hinter J. D. zugeschlagen,“ der Fürst gerettet worden wäre. „Welchen Jungen sie darauf bis auf den Tod verwundet haben und darauf sich alsbalde aufs Plündern begeben, J. F. D. Silberkammer ganz ausgeplündert, woselbst sie eßliche Tausend Reichsthaler an Gelde, welches von J. F. D. Aemter eingebracht worden, weggenommen, ingleichen die Rüstkammer und das Zeughaus und Ställe alles rein ausgeraubet; woselbst sie eßliche Tausend Paar Pistolen und ander Gewehr, wie auch viele Sättel weggenommen haben“; „des ältesten Prinzen (Friedrich Kasimir) Gemächer sein auch rein ausgeplündert, des Prinzen seine Sachen und Kleider, alles weggenommen, also daß der Prinz im Hemde geblieben“¹⁷⁵). Neun Kasten und vier Tonnen mit Briefen fielen in der Sieger Hände, „worunter die Privilegia über das Herzogthumb Kurland gewesen, über das haben die Schweden noch einen Kasten aus des Herzoges Schlafkammer genommen mit den geheimbsten Briefen“¹⁷⁶). Ohne Frage fanden die Schweden dabei mancherlei, was dazu dienen konnte, gegen den Herzog ausgenutzt zu werden, aber doch wohl weniger, als sie geglaubt, denn sie erzählten später¹⁷⁷), sie hätten vergessen, vor das herzogliche Archiv eine Wache zu postieren und so hätten die herzoglichen Beamten Zeit gefunden, die verfänglichsten Briefe zu vernichten. Da aber alle anderen Berichte von einer solchen Verbrennung nichts wissen, so darf angenommen werden, daß aus einer Vermutung der Schweden schließlich eine Thatsache geworden ist, zumal da die Eile des Ueberfalls zu einer solchen Vernichtung gar nicht Zeit ließ. Das Archiv wurde versiegelt und zum größten Theile nach Stockholm abgeführt¹⁷⁸).

Herzog Jakob wurde in seinem Schlafgemache, wohin er sich zurückgezogen, arrestiert und durch Wachen streng beaufsichtigt. Hierauf kam ein Cavalier, welcher im Namen des Feldmarschalls

die Gewalt entschuldigte, „so bey dem Einfall an der fürstlichen Silberkammer, Rentkammer und Fürstl. Kindern verübet war“; er versprach ferner „die Restitution und des Feldmarschalls Einspruch. Bald nach diesem ließ sich der Generaladjutant Kräftting auff Befehl des Feldmarschalls anmelden, welcher dem Fürsten vorhielt, weiln es nunmehr so weit gekommen, daß keine Gegenwehr könnte vorgenommen werden, inmaßen schon über 1000 Schwedische Reuter an die Stadt sich postiret, als möchte der Fürst dem Oberst-Lieutenant in der Stadt befehlen lassen, daß er die Waffen ablegete und umb Verhütung mehres Blutvergießens auch Ausplünderung der Stadt die Thore eröffnete, welchen der Fürste alsofort nachgekommen, indem aber erfahren müßen, daß bereits die Thore mit Gewalt eröffnet und die Plünderung in der Stadt vorgenommen war“¹⁷⁹⁾.

Inzwischen war Douglas beim Krüge jenseits des Stromes angelangt und mit dem Oberst Fersen in einem Boot zum Schloß hinübergefahren. „Als sie überkamen,“ lesen wir in Fersens Aufzeichnungen, „gingen sie gerade in der jungen Prinzen Gemächer, die nächst am Wasser lagen und voller Soldaten waren. Das Frauenzimmer lief unangekleidet mit Licht herum. Wie diese sahen, daß der Feldmarschall nebst dem Herrn Obersten die Soldaten mit ihren Degen herauschlugen und ihnen das Geplünderte wieder abnahmen, fügte sich Alles zu ihnen.“ „Nachdem der Feldmarschall auf den Wällen eine Weile spaziert, erinnerte ihn der Herr Oberster, daß es nunmehr nicht nöthig wäre, daß die übrige Cavallerie die Stadt ansehe, weil sie das Schloß und Residenz schon weghätten; wenn ihm beliebete, könnten sie nur ein Regiment zu Fuß über das Wasser auf den Markt setzen und es verbieten lassen, worauf des Obersten Spense Regiment allbereits ans Thor gerückt war. Hierauf kam der Herr Generalmajor Niels Both und sagte, wenn der Feldmarschall eröffene und das Regiment in die Stadt gehen ließe, so würde das silberne Service, welches gemißt ward, verloren gehen, deswegen das Thor nicht geöffnet auch Niemand nach der Stadt geschickt, vielweniger die Cavallerie contramandirt worden. Da sagte der Herr Oberster Fersen, er besorgete, die

Stadt würde geplündert werden; welches den Feldmarschall verdroß und im Zorn sagte: „Das muß der Teufel wollen!“ Sie hätten es mündlich und schriftlich sehr hart verboten. Der Herr Oberster regierte, es würde sich bald äußern; er kenne die Leute und wisse, wie nackend und bedürftig sie wären.“ Er hatte nur zu sehr recht ¹⁸⁰⁾).

Als nämlich der Oberst Uerfüll „die entreprise des Schloßes vorgenommen, ging er nach der Stadt zu, brach durch einen Ort, da die Malle abgefallen waren, hinein, nachdem er die Reiter absteigen und ihre Pferde daraus gelassen, die erste Schildwacht machte er nieder und weil die andere weit von einander stunden, auch theils davon ließen . . . drang er fort, ließ zum Thor und nachdem er solches aufgehauen und seine Reiter wieder aufsitzen lassen, marchirte er mit vollen Truppen in die Stadt, worinnen Niemand wegen der Eil und plöglichen Uebersals zur Wehre kommen könnte, sondern Jedermann, als sie das frembde Volk sahen, bestürzte.“ „Da dann die Reuter hineingegangen und mit Eröffnung der Kaufleute Läden ziemlichen Raub gemachet, wiewohl solches äußerst verboten war. Die Soldatesca machte sich in der rohesten Weise im Städtchen lustig“ und so ging es bis zum späten Abend fort. „Es setzten sich zwar,“ erzählt Fersen, „der Herr Feldmarschall mit dem Obersten Fersen wieder in ein Boot und fuhren vom Schloß nach der Stadt, nahmen von der Bürgerschaft schlechte Klepper, schlugen die Reuter aus den Häusern, allein sobald sie aus einem Hause ausgejagt wurden, fielen sie in ein anderes wieder hinein und weil in der Stadt sehr kothig und übel zu reiten, sonderlich mit kothanen schlechten Pferden, also ritt der Herr Oberster auf den Markt. Der Herr Feldmarschall aber bemühte sich umsonst bis auf den Abend. Zuletzt, da Nichts helfen wollte, ließ er überall zu Pferde blasen, führte die Leute auf einen Platz und ließ ihnen Alles wieder abnehmen, was sie geplündert hatten, welches auf einen Haufen gelegt ward.“ „Sobald der Herr General Douglas auch hineinkommen, ist gedachter Obrister (Uerfüll), weil die Leute wie leicht zu erachten ein heftiges Klagen und Winseln geführt, in festen Arrest

geſeſet worden. Dörſte, weil er auch die katholiſche Kirche ausgeplündert, wohl um ſeinen Kopf kommen. Etliche Gemeine, worunter auch ein Lieutenant, ſo über die Plünderung ertappt worden, ſind, andern zum Exempel, an einem eingſchlagenen Nagel an den Häuſern aufgehängt worden.“

Duglas, welcher inzwiſchen wieder mit Ferſen auf das Schloß übergeſetzt war, hatte um 9 Uhr eine halbstündige Unterredung mit dem Herzoge. „Der Feldmarschall,“ ſchrieb man dem Kurfürſten nach Berlin, „hat ſich gegen J. J. D. entſchuldiget, es wäre nicht ſeine Schuld, ſondern hätte ſolche Order von ſeinem Könige, wann er ſolches nicht gethan, hätte ſein beſter Hals darauf geſtanden, vorgebende, daß mein gnädigſter Herr bei ſeinem Könige ſehr hart wäre angegeben worden. Die Urfachen, daß J. J. D. meine gnädigſte Fürſtin und Frau J. Ch. D. von dem Könige aus Schweden abgebracht hätte, auch daß der engliſche Geſandter ſei von J. J. D. verhindert worden, daß er nicht hätte nach der Moskow kommen können, um den Frieden zwiſchen dem Könige aus Schweden und Moskowitere zu ſchließen, auch der Engliſche Geſandter ſei übel aufgenommen worden“¹⁸¹⁾.

Doch geſtattete Duglas dem Herzog ſchon einige Tage darauf, den Chriſtoph von Bardeleben an den König Karl Guſtav abzuſchicken, um über die weitere Regelung des kurländiſchſchwediſchen Verhältniſſes zu verhandeln¹⁸²⁾. Der Delegierte ging Mitte Oktober nach Riga, und von dort zum Könige. Erfolg hat er bei ſeiner Miſſion nicht gehabt.

Der Feldmarschall nahm zunächſt in der Stadt Quartier, deren Bewohner durch ihre neuen Herren viel zu leiden hatten. „Den Mitawiſchen Zuſtand betreffend,“ ſchreibt ein zeitgenöſſiſcher Bericht, „ſo iſt derſelbe ſehr ſchwehr und den Leuten faſt unerträglich, als welche nach Beraubung faſt all des ihrigen noch mit harter Einquartirung — 12 Mann kamen auf ein Haus¹⁸³⁾ — beleget ſein. Das Schloß und die Stadt iſt mit Schwediſchen Bölckern ſehr ſtark beſeſet, die fürſtliche darin gelegene Soldatesca und Officirer haben den Schweden ſchweren und ſich unterſtellen laſſen müſſen.“ „Die deutſche Soldatesca ſind mehrentheils

nach Riga gebracht, wie auch viel Pauren“¹⁸⁴⁾. Ebenso wurden größere Massen von Pistolen und Karabinern aus der herzoglichen Rüstkammer nach Riga fortgeschafft. Der herzogliche Kommandant des Schlosses, Oberst Jaspers, wurde in strengem Gewahrsam gehalten. Die im Schlosse befindlichen, dorthin geflüchteten, meist dem Adel gehörigen Mobilien wurden versiegelt und die Bürgerschaft erhielt die Weisung, „Latten und Gewehr, soviel ein Jeder hat, gegen der Kron Bezahlung, die wohl in Ewigkeit nicht erfolgen möchte, ihnen auszugeben“¹⁸⁵⁾.

Die herzogliche Familie, bei welcher sich auch noch die Prinzessin Radziwill zu Besuch befand, ließ man zwar im Schlosse, aber hielt sie in strengem Gewahrsam. Weder die Herzogin noch die Oberräte bekamen zum Herzoge freien Zutritt, wie man vermutete, um ihn durch die Trennung von seinen Räten eher zur Auslieferung der fürstlichen Schiffe zu bewegen. Erst einige Tage später erhielt die fürstliche Familie zum Herzoge Zutritt. Was aber die aus Kurland stammenden Berichte aus jenen Tagen erzählen, die Herzogin habe ihren Hofstaat abschaffen müssen, ja die fürstliche Tafel sei nicht auskömmlich mit Lebensmitteln versorgt worden u. a. m., darf in das Gebiet der Uebertreibung gewiesen werden, welche damals überhaupt eine große Rolle spielte, denn die Gemüther waren dermaßen durch die plötzliche Katastrophe empört und erregt, daß die Berichte aus den betroffenen Kreisen vielfach mit Vorsicht aufzunehmen sind. Gerade die obigen Mittheilungen über den fürstlichen Hofhalt widerspricht nicht allein den Thatfachen, sondern auch dem Zeugnis der Herzogin, welche es direkt anerkennt, daß Douglas ihrer fürstlichen Würde nach Möglichkeit Rechnung trage. Uebrigens wurde die Herzogin durch diese erschütternden Ereignisse schwer betroffen, denn sie ging eben damals einer Entbindung entgegen. Acht Tage nach dem Ueberfall, zwischen 3 und 4 Uhr morgens gebär die Herzogin am 18. Oktober einen Knaben, welcher mißgestaltet — ihm fehlte die rechte Hand — zur Welt kam und später in Riga bei der Taufe den Namen Alexander erhielt. Er ist noch in der Blüte der Jahre einen ehrlichen Soldatentod gestorben¹⁸⁶⁾. Damals verbreitete sich

nun, als er eben geboren war, das Gerücht, das Kind sei tot zur Welt gekommen, ja es drang bis zum Großen Kurfürsten, welcher erst mehrere Tage später von dem wahren Sachverhalt unterrichtet wurde¹⁸⁷). Man glaubte vielfach in den Kreisen, welche den Schweden feindlich gesinnt waren, daß diese falsche Nachricht von ihnen in die Welt gesetzt worden sei, um die Bürger Mitaus noch mehr niederzudrücken, in wie weit mit Recht, mag dahingestellt bleiben. Der Herzog selbst war von „der großen Mühe übel auf“, aber trotzdem blieb er fest bei seinem Entschlusse, sich den Schweden nicht zu unterwerfen und „der Krone Polen treu zu sein und zu verbleiben, es verhängte auch der höchste Gott über Sie, was er wolle, so wollten Sie es doch Alles mit Geduld tragen“¹⁸⁸). Zum Scheine freilich blieb der Herzog Regent und wir finden ihn noch, so lange er in Mitau war, bis zuletzt Regierungsakte vornehmen¹⁸⁹), aber dem Drängen der Schweden folgend, mußte er sich doch im einzelnen ihren Forderungen fügen. Er mußte sich dazu verstehen, die Uebergabe Bauskes und Doblens an die Schweden zu befehlen. Am Sonntag den 2./12. Oktober besetzte der Generallieutenant Fritz Löwe das feste Schloß Bauske, in welchem die dem Adel gehörigen Güter, welche dort in Verwahrung waren, ebenfalls versiegelt wurden, angeblich „weil sich auch Litthauisches Hausgeräthe darunter befinden könne“¹⁹⁰). Bald darauf fiel auch Doblen in die Hände von Douglas, „Wie Einige von Adel und Ritter sich dawider setzten, wurden sie in die Pfanne gehauen und zerstreuet.“ Eine beträchtliche Beute fiel hier in die Hände der Sieger, indem sie sich der 100 000 Rth. großen Croy'schen Erbschaft bemächtigten, welche in Doblen verwahrt war, bis ein Prozeß, welchen der Herzog Jakob mit dem Herzog von Croy über sie führte, entschieden sein würde. An die Städte ergingen schriftliche Aufforderungen, sich zu unterwerfen, man würde sie, falls sie es thäten, bei ihren Privilegien bewahren¹⁹¹). Aber Douglas fand dabei wenig Entgegenkommen, „der Herr Feldmarschall,“ schreibt ein Libauer¹⁹²), „hat an hiesigen Rath ein Schreiben geschicket, darin das Wort enthalten: wasgestalt er nämlich die Stadt und das Schloß Mitau emportiret und

erobert, begehrte derothalben, daß auch diese Stadt sich unter seine Protection ergeben sollte, mit Erbieten, sie bei ihren Freiheiten, insonderheit auch vor ihren Feinden, den Polen, zu schützen. Hierauf hat E. E. Rath geantwortet, sie hätten schon einen Herren, den Herzogen von Churland, welchem sie mit Eidespflicht verbunden; bei deme wollten sie leben und sterben und Gut und Blut wagen, hätten also keiner neuen Protection vonnöthen, noch weniger sich vor die Polen das geringste zu befehren.“ Dem piltenschen Landrat Karl von Sacken auf Birginahlen antworteten die Libauer, als er sie zur Treue ermahnen zu müssen glaubte, stolz, sie seien zu derselben entschlossen und „Gott Lob so einigt, als wir wünschen.“ Sie hatten einen guten Konstabel und setzten sich in Verteidigungszustand. „Wir befestigen Uns dem Strohm entlengst mit einer Brustwehr Undt die Berge mit Stücken, deren wir 6 haben, werden sehen, wie es sich will thun lassen“¹⁹³). Aber auch sonst fand Douglas wenig Bereitwilligkeit, sich ihm zu fügen. Die herzoglichen Oberräte ließ er unter starker Bewachung zu sich holen und suchte sie zu bereden, den Herzog und die Landschaft dazu zu bewegen, „sich seinem gnädigsten Könige zu unterwerfen, zu schweren und zu huldigen, wie das Königreich Pohlen und das Großfürstenthumb Litthauen gethan hat, alsdan sollten sie bei dem Ihrigen in guten Frieden gelassen werden. Die Herren Oberräthe nahmen solches in bedenken, hernach brachten sie zur Antwort, daß es auf öffentlichen Landtagen müsse vorgetragen und abgemacht werden, worauf er sofort erwiderte: Einen öffentlichen Landtag auszusprechen und zu halten, gestatte er Ihnen keinesweges, wenn Sie nicht mit Gutem wolten, würde er Ihnen wol solches mit Zwang auflegen und ließ sie wieder aufs neue gefänglich einziehen“¹⁹⁴). Die Hoffnung, den Adel für Schweden zu gewinnen, wurde vollständig zu Schanden. Hatten die Landsassen schon bisher ihrem Landesherrn nur widerwillig die öffentlichen Pflichten geleistet, so thaten sie jetzt nichts mehr freiwillig. Ein nicht geringer Teil von ihnen ging zur polnisch-litauischen Armee über und suchte die Landesfeinde auf diesem Wege zu bekämpfen, denn es war

zu erwarten, daß die litauische Armee über kurz oder lang doch nach Kurland eindringen werde, um Mitau und damit den Herzog zu entsetzen. Unter solchen Umständen war es für Douglas recht bedenklich, den Herzog in Mitau zu lassen; aber zunächst ließ sich das nicht ändern, da die herzogliche Wöchnerin sich einer längeren Reise nicht unterziehen konnte und auch im benachbarten Riga, wohin man die fürstliche Familie am ehesten bringen konnte, nichts zur Aufnahme derselben vorbereitet war¹⁹⁵). In den Kreisen des kurländischen Adels schaute man dagegen sehnsüchtig nach Hilfe aus. Dem Kanzler des Herzogtums Preußen schrieb in jenen Tagen ein Edelmann aus Kurland, „wie der gesambte Adel resolviret und in Verfassung begriffen wäre, Ihren Landesfürsten nicht zu verlassen, sondern treulich zu assistiren und das ihrige bei ihm aufzusetzen, zu welchem Ende ihrer eine gutte Anzahl beisammen.“ Ihre Hoffnung setzten sie auf den Kurfürsten von Brandenburg und baten ihn und ihren Oberlehensherrschaften „ihnen mit einigem Pulver, Vold und geschütz in gnaden zu Hülfe zu kommen“¹⁹⁶). Und in der That rüstete man sich zur Hilfe, denn die Mitauer Katastrophe hatte allenthalben großen Eindruck gemacht, besonders aber in Brandenburg und Polen¹⁹⁷), wohin auch dringende Hilferufe von den fürstlichen Gefangenen ergangen waren.

Schon zwei Tage nach der Katastrophe hatte die Herzogin Louise Charlotte die Gelegenheit gehabt, den König Johann Kasimir von Polen, den Oberlehensherrschaft ihres Gemahls, von dem Geschehenen zu unterrichten. In beweglichen Worten setzte sie ihm ihre Lage auseinander¹⁹⁸) und beschwor ihn, „er möge sein königlich gnabig herz zu denen wenden, die umb desselben willen in diese unschuldige gefangnus gerahten und durch den Friden uns wider in Wolstandt setzen, sonst dürften wir unser Leben wol in jammer und leidt endigen.“ „Meine Augen,“ fährt sie fort, „sein nun drei Wochen wenig trucken gewesen, wenn ich bedend, wie unschuldig wir leiden und umb unser wolfsart kommen. Es ist wol Wunder, wie ich unter al den schred lebe.“ Sie bat ihn, da sie an ihren Bruder, den Kurfürsten, keinen Brief gelangen lassen könne, ihn von der Sachlage in Kenntnis zu

setzen und wies darauf hin, daß ihre Mithülfe, als es galt, den Kurfürst Friedrich Wilhelm für Polen und Oesterreich zu gewinnen, ihr wohl den Haß der Schweden zugezogen habe. „Weil ich für E. K. M., E. Ld. und umb der austerichschen allians willen, leide. So man mir al beymisset, so hof ich, die werden auch für uns reden und uns nicht stechen lassen, denn wo E. K. M. und E. Ld. nur sich unser annehmen, hof ich, Gott sol mich noch wider so erfreuen, als ehr mich jeto betrübt. Gott stercke mein lieben Herren in sein Gros Kreutz und erhalt ihn mir und den sieben kleinen Kinder zu Trost.“ Dieser Brief und die Nachrichten, welche man schon auf anderem Wege über die Ereignisse in Kurland erhielt, erweckten am polnischen Hoflager Mitleid und Empörung. Nicht minder hatte die Herzogin, welche, weil ihr Gemahl streng bewacht wurde, als die Seele dieser Maßnahmen uns entgegentritt, nach Brandenburg an ihren Bruder geschrieben und wiederholte bald darauf ihre Bitte, er möge ihr und ihrem Gemahl helfen, in dringender Weise. Nachdem sie dem Bruder dargelegt, wie übel man mit ihr umgegangen sei, wie das Land ausgefogen worden, daß sie fast fürchten müsse, daß sie mit den Unterthanen „verhungern und verfriren“ werde, fährt sie fort: „Man hatt gedacht, wan man uns hatte, wehr alles gewonnen, aber kein von Adel wil kommen, man sagt, sie gehen all zu den littaauern. Es ist oft alarm, E. Ld. kan denken, wie mir hiebey zu muht. Das mus ich den Feldmarschalck nachrühmen, das ehr mit ein groß respect gegen uns gehet und nur die Kinder- und Silber-Kammer und unsere diener geplündert; aber underdes ist einen doch die gefangnus sehr betrüblich, zumahl So unschuldigerweis, da ein schwager für den andern soll leiden, so nie in der Welt erhört.“ „Nun, für Gott sein unsere sünden gegen ihn strafwürdig, aber wie unschuldig am König in Schweden. Ich bitte, E. Ld. schicken doch zum König und helf zu unser restitution, dan auf Gott und E. Ld. ist alle mein Hofnung. Man sagt, es soll ein Apology ihrerseit ausgehen, wehr darf sie aber beantworten? Ich zeuge mit den droben im Himmel, das nichts als unser zu gut vertrauen zu

Evangelische uns hinzu gebracht. Hette ich böses gethan, oder im sinn gehabt, hetten mich E. Zd. wol brot geben, hette nicht dürffen im Elendt zihen? aber ich kan von wehmuht nicht mehr, befehl mich E. Zd. hohe gnade und treuw brüderlichen herzen, so ich nur spüren werde, nun ich umb E. Zd. willen alles leide, hof, Gott und Sie werden uns nicht verlassen.“ Indem sie weiter beklagt, wie die Post, welche der Herzog noch gehen lassen dürfe, nicht durchkomme, wie Kurland von Polen, Semgallen von den Schweden besetzt sei, gibt sie doch die Hoffnung nicht auf. „Gott ist allmechtig und ein Gott der unschult, der kan wunderlich helfen und des Königs in Schweden herks wider zu erbarmen lencken.“ Viel Sorge flößt ihr ihr neugeborener Sohn Alexander ein. „Ich halt, das Kindt wirt es bezahlen. Neulich wurden die stud durch ihre leuht probirt, dann wir keine mehr (haben), da erschreckt ehr so, das ehr noch stetig schridt und schreihet.“ Sie schließt mit den ernstesten Worten: „Was noch entlich hiraus wirt werden, ist Gott allein bekannt, ich hof, als der Feldmarschalck wirt unser Elendt jammern, ein so unschuldiger Fürst mit 7 kleine wurmen am Bettelsack zu bringen und uns noch wider zu Recht helfen. E. Zd. aber kan bey den König durch Brief noch viel helfen, drum ich E. Zd. demütig bitte¹⁹⁹⁾.“ Es ist charakteristisch, wie die Herzogin immer wieder hervorhebt, wie sie um der ihrem Bruder geleisteten Dienste halber nun leiden müsse. Jedenfalls wurde auch er durch den Mitauschen Ueberfall nicht wenig betroffen.

Schon vorher war Kurfürst Friedrich Wilhelm durch Boguslaw Radziwill, den Statthalter von Preußen und durch die preußischen Oberräthe von der Sachlage unterrichtet worden. Sie hatten daran erinnert, daß die Schweden nun auf des Kurfürsten „grenzende Lande ein Absehen werfen dörfen,“ man habe in Preußen wohl mündirte schwedische Soldaten gesehen, es sei daher nötig, Verteidigungsmaßregeln zu treffen²⁰⁰⁾. Dieselben hatten auch den König von Polen darauf hingewiesen, „welche schädliche Konsequenzen“ der schwedische Gewaltakt haben müsse und wie „ganz Samogitien in höchst periclitirende abermalige Ge-

fahr“ geraten könne. Sie ersuchten daher die königliche Majestät dringend, er möge „diesem in Eil nach Hülfe schreienden Uebel durch die litthauischen Herrn Generalen und Armeen unverweilt mit erforderlicher Resolution und militärischem Nachdruck begegnen lassen, angemerkt auf den säumenden Fall der Feind in Churland an Mannschaft gewiß verstärken, die beste Plätze fortificiren und sich in Kurzem so feste setzen dürfte, daß selbiger hernach von dannen mit höchster Mühe wird abgetrieben werden können; zumalen die Friedenstractaten mit Schweden und alle andere Projecte umb so viel schwerer fallen würden²⁰¹⁾.“ Der König schrieb auch in der Folge an den Kurfürsten und machte eine Reihe von Vorschlägen, wie dem Herzog geholfen werden könne. Um sie ganz zu würdigen, müssen wir uns in aller Kürze die Ereignisse des zweiten dänischen Krieges in Erinnerung bringen. — Als König Karl Gustav den Ueberfall Kopenhagens ins Werk setzte, hatte er gleichzeitig auch den Kampf gegen die in Holstein stehenden dänischen Truppen eröffnet. Dieses Land wurde der Schauplatz blutiger Kämpfe, als Kurfürst Friedrich Wilhelm im September ein ca. 30 000 Mann starkes, aus Brandenburgern, Polen und Oesterreichern zusammengesetztes Corps dorthin führte²⁰²⁾. Die wenigen schwedischen Truppen unter dem Pfalzgrafen von Sulzbach konnten keinen erfolgreichen Widerstand leisten, der Pfalzgraf zog sich schließlich auf Friedrichsodde am kleinen Belt zurück. Nur der Schwiegervater des schwedischen Königs, der Herzog von Gottorp, welchem jener im Röschilder Frieden die Neutralität, d. h. die Unabhängigkeit von Dänemark, erwirkt hatte, hielt sich noch auf seinem Schlosse Gottorp und in seiner Festung Tönningen.

An diese Verhältnisse knüpfte nun der König Johann Kasimir an, indem er aus dem Feldlager vor Thorn, welches er belagerte, dem Kurfürsten schrieb²⁰³⁾, „er sehe keine Hülfe, ohne allein, daß nachdem der Herzog von Holstein die Neutralität suchen solle, man es ihm gönne, nochmaln es mit gleicher Münze wiederumb abgebe, dazu E. Md. iho bequeme Mittel hätten und also die gleiche Auswechselung geschehen könnte.“ „Das Haus Churland kann nichts besser retten, als

die reale Occupation des Holsteins.“ Der König bedauert es lebhaft, daß der Pfalzgraf von Sulzbach sich habe retten können und ihm ist die Sache so dringend, daß er schon wenige Tage später wieder die Sache dem Kurfürsten nahelegt. „Wegen des Herzog von Holstein werden E. Md. schon in Respect des Hauses Churland alle Sachen zu adaequiren wissen²⁰⁴⁾.“ Aber obwohl man in Kopenhagen diese Ansicht durchaus theilte und eine gleiche Gewaltthat gegen den Herzog von Holstein-Gottorp lebhaft wünschte, wie sie dem Herzog von Kurland zu theil geworden war²⁰⁵⁾, so stand der Kurfürst diesen Wünschen doch kalt gegenüber. Abgesehen davon, daß es sehr fraglich war, ob ein solches Verfahren bei König Karl Gustav viel Erfolg haben würde, und daß ein solcher Treubruch, wie man ihn verlangte, mit Recht harte Nachrede erfahren mußte, so waren noch weitausschauende Rücksichten auf die eigene Politik bei ihm wirksam, um ihn von einem solchen Mittel zurückzuhalten. Als beste Hilfe empfahl freilich der König selbst, daß die alliirten Truppen nach Kurland ziehen und den Adel um sich sammeln sollten. Doch würde man dabei der Flotte nicht entrathen können. „Wann von der holländischen und dänischen Flotte nach verhoffentlich glücklichem Seetreffen, so viel Schiffe man entrathen könnte oder daß es auch andere Capers wären, welche die vornehmste schwedische Seeporten, insonderheit den Riga'schen bestreichen könnten, wäre dem gemeinsamen Wesen, zumal dem fürstlichen Hause Churland sehr profitabel; denn unsere litthauische Armee nach Riga und Churlandt beordert.“ Aber die Sendung größerer Truppenmassen nach Kurland mußte unterbleiben, denn der Kurfürst konnte keine Soldaten entbehren²⁰⁶⁾ und mußte dem Statthalter Radziwill seine Bitte um Verstärkungen mit Rücksicht darauf abschlagen. Auch Polens Hauptkräfte waren durch die Belagerung von Thorn absorbiert und auch die letzte Hoffnung, Moskau werde seine Verhandlungen mit Schweden abbrechen, war eine trügerische gewesen. Immer mehr kam man in Moskau zur Ueberzeugung, daß Polen doch im Grunde nur ein falsches Spiel spiele, die Verhandlungen in Wilna zerschlugen sich und es kam zum offenen Kampfe zwischen der

russischen und litauischen Armee. Gonssjewsky wurde am 8. Oktober in einer großen Schlacht geschlagen und gefangen nach Moskau fortgeführt und damit war von einer Vereinigung des Zaren mit Polen zunächst nicht mehr die Rede ²⁰⁷⁾. Außerdem mußte ein Heer in die unbotmäßige Ukraine geschickt werden, wohin, nachdem die Kosaken sich wieder Polen zugewendet hatten, Rußlands Interessen zunächst mehr gravitierten, als nach der Ostsee, die doch nicht so leicht zu haben war. Zwar zögerten die russischen Diplomaten gerade im Oktober noch mit den Verhandlungen, aber das war schwerlich eine Folge dessen, daß König Johann Kasimir, wie er dem Kurfürsten schrieb, „solche unerhörte Untreue — den mitaushen Gewaltstreich — dem Moskowiter, welcher die Neutralität mit dem Herzoge wohl eingehalten, vor Augen zur Praecautio stellen lassen.“ Vielmehr wollte man wohl vorsichtig die weitere Entwicklung der Dinge abwarten. Aber schließlich traten die beiderseitigen Bevollmächtigten zu Wallislar bei Narwa am 17. November zu Unterhandlungen zusammen, von denen wir noch zu berichten haben werden ²⁰⁸⁾.

Bei dieser Lage konnte der Herzog nur auf die Hilfe der, durch Gonssjewskys Niederlage sehr geschwächten litauischen Truppen rechnen, welche allein freilich nicht im Stande waren, Duglas aus dem Herzogtum zu verdrängen. Zu diesen Truppen stieß noch später das Leibregiment des polnischen Königs unter dem Obersten Ernst Johann von Korff und ein kleines Kontingent Brandenburger, welches Bogislaw Radziwill schon im Oktober ²⁰⁹⁾ der kurländischen Landschaft mit der Aufforderung ankündigte, ihrem Führer Lewin Nolde „beihilfliche Hand zu bieten“. Schließlich stießen zu diesen Truppen noch eine große Anzahl flüchtiger kurländischer Edelleute, welche ihrem Landesherrn sein Fürstentum zurückzuerobern helfen wollten und sich zu gemeinsamer That zusammengethan hatten. Ein königlich polnisches Reskript hatte den Adel zur Treue gegenüber ihrem Landesherrn und Oberlehnherrn ermahnt und die polnisch-litauischen Feldherren ließen es sogar an Drohungen nicht fehlen. Aber dieser hätte es gar nicht bedurft. Am 26. November traten eine Reihe von Edellemen bei Goldingen auf offenem Felde „ganz einträchtiglich

zusammen," wie sie selbst niederschrieben, „zur Contestirung Unser gegen Ihr Kgl. Majestät, desgleichen unser gnädige Landesfürstliche Obrigkeit und dero fürstliche Familie verpflichtete Treue, auch Conservation Unseres allgemeinen lieben Vaterlandes, ja Weib, Kinder, Hab, Gut und Blut Erhaltung." Sie gelobten „mit redlichem teutschen Herzen, muth und sinn, bei einander Ehre, Gut, Leib und Leben aufzusetzen, von einander, wie ehrlichen Brüdern und treuen Landsassen gebühret, nicht zu trennen, sondern, was der höchste Gott in Glück und Unglück verhängen wird, geduldig zu ertragen." Zu ihren Führern erwählten sie Adam von Berg auf Waldeck und Rabillen, dem sie „zu pariren und folgen" sich verpflichteten. Denselben Gehorsam gelobten sie den andern Offizieren nach den Kriegsartikeln, die mit Zuziehung der Offiziere und der Landschaftsdelegierten verfaßt werden sollten. Ferner nahmen sie nicht geringe Willigungen vor. Innerhalb acht Tagen sollten von jedem Roßdienstpferde „3 wohlmundirte Reuter und 3 Dragoner mit aller dazu gehörigen Nothdürftigkeit" gestellt werden. Zu diesen Truppen sollten noch sämtliche „Rentenirer, Arrendatoren, Pfandhalter" stoßen oder einen Stellvertreter senden, ebenso die Krieger und Buschwächter. Zum Unterhalte dieser Truppen wurden 20 Gulden von jedem Roßdienstpferde bewilligt. Alles das gelobten sie „unverbrüchlich, steif und fest zu halten ohne alle Arglist und Gefehrde, bei redlichen adeligen Ehren, wahren Worten und christlichen Glauben an Eidesstatt" ²¹⁰). Ein vom 25. November datirtes königliches Reskript unterstellte die kurländischen Truppen dem Generalmajor Berg ²¹¹).

Während diese Dinge geschahen oder sich anbahnten, erkannte Douglas immer mehr, daß die Anwesenheit des Herzogs Jakob in seinem Lande für ihn bedenklich war. Solange der Herzog in Mitau residierte, war eine Belagerung des Orts alsbald zu erwarten, und gelang sie, so wurde in dem Herzog ein schwer gereizter, erbitterter Gegner Schwedens frei, um welchen sich dann alle im Lande vorhandenen Kräfte geschart hätten. So wurde denn beschloffen, den Herzog nach Riga zu bringen und selbst seiner Scheinregierung ein Ende zu machen. Daß

dieses Schicksal der herzoglichen Familie bevorstehe, hatte man schon unmittelbar nach der Katastrophe vom 10. Oktober vielfach geglaubt, weil in Riga „gewisse Losamenter für dieselbe zubereitet würden“²¹⁹). Aber der körperliche Zustand der Herzogin ließ zunächst einen derartigen Plan unausführbar erscheinen; jetzt, wo dieser Grund allenfalls unberücksichtigt bleiben konnte, wo das Andringen der Feinde von Süden ein längeres Zaudern verbot, entschloß sich der schwedische Feldmarschall zur That.

„Am Abend des 8. November“ (28. Oktober) — erzählt Fersen — „schickte der Feldmarschall spät nach bestellter Wache nach dem Herrn Obersten Fersen, er möchte zu ihnen in dero Quartier kommen. Wie er hinkam, fand er den Feldmarschall schon abgekleidet, ohne ihm was Sonderliches zu sagen. Nach langem Verzögern gaben sie ihm Ordre, er sollte alsobald annoch in der Nacht hinauf zum Fürsten sich begeben und Ihro fürstl. Gnaden ansagen, daß Sie eine Belagerung vor Mitau vermuthen wären (sic) und nicht gerne wollten, daß Ihr Fürstl. Gnaden mit dero Gemahlin und Hofstaat die Extremität und Angelegenheiten einer Belagerung ausstehen sollten, also begehrten Sie, daß Ihr Fürstl. Gnaden sich stracks mit dero Hofstaat aufmachen und nach Riga ziehen möchten: über welches unvermuthete Anbringen des Herrn Obersten der Fürst ganz consternirt, nicht wußte, was er thun oder sagen sollte, absonderlich da er allein, und ein Jeder sich albereits retirirt hatte, brach demnach in diese Worte aus: ‚Ach! ach! Ist denn kein Mensch mehr bei mir!‘ worüber eine Dame im Schlafpelz die Kammerthür öffnete und in die Stube sah. Bald aber hierauf kam der Kammerjunfer. Da sagte der Fürst: ‚Ach! was sagt doch der Herr Oberster!‘ worauf derselbe sich bestermaßen entschuldigte, Ihr Fürstl. Gnaden möchten ihm nicht verübeln oder in Ungnaden aufnehmen, daß er diese verdrießliche Commission Ihro anbringen müssen: er wäre ein Diener von Ihr Königl. Majest. und müßte verrichten, was im Namen seines Königes ihm aufgelegt würde. Der Fürst aber sagte nochmals: ‚Ach! Ich bitte, saget, was war Euer Anbringen?‘ worauf der Herr Oberster

in Gegenwart des Kammerjunktors nochmals wiederholen mußte. Aber der Fürst sagte: „Wie soll ich mit meiner schwachen Gemahlin, die nur vor vier Wochen niederkommen, benebst dem schwachen Kinde und Allem so geschwind in der Nacht fort kommen! Das sind unmögliche Dinge! Wo will ich Schiffe und alles Benöthigte so geschwinde hernehmen? Ist dann nicht möglich, daß mir mehr Zeit kann gegeben werden?“ Fersen bedauerte, keine diesbezügliche Ordre zu haben, redete aber dem Herzog nicht ab, als dieser die Absicht äußerte, noch in der Nacht „das Frauenzimmer“ zum Feldmarschall zu senden, um eine Verfristung auszuwirken. In der That begab sich „das Frauenzimmer“, darunter die Prinzessin Radziwill bald darauf zu Douglas, ohne indessen einen Erfolg zu haben. Nur die Prinzessin Radziwill sollte nicht nach Riga fortgeführt werden. So mußte denn am folgenden Tage um 1 Uhr mittags die herzogliche Familie ihr Schloß verlassen, „Worauf J. F. D. nebenst der herzogin und sämptlichen jungen Herrschaft, Frauenzimmer und Hofbedienten auf ein Galliot gebracht wurde.“ Da die fürstliche Wöchnerin noch sehr schwach war, so wurde sie auf einem Stuhl ins Boot getragen²¹³). Im übrigen wurden die äußeren Formen wohl beobachtet. Unter dem Donner der Kanonen und großem Geleite war man vom Schlosse abgezogen und der Feldmarschall Douglas begleitete den Herzog mit 500 Pferden zwei Meilen weit längs dem Ufer der Aa, wo ein neuer Convoi und ein neues Schiff der fürstlichen Gefangenen harrten²¹⁴). Die Oberräte wollten ursprünglich den Herzog nach Riga begleiten und sein Los teilen, aber sie durften ihm nur anderthalb Meilen das Geleite geben und mußten dann nach Mitau in den Arrest zurück. Zur Aufsicht über die fürstlichen Sachen blieb der Landmarschall Wilhelm von Rummel auf dem Schlosse zurück, bis eine weitere Entscheidung des Königs eintreffe²¹⁵). Nach einer recht unbequemen Ueberfahrt²¹⁶) kam man in Riga an, wo der Herzog zunächst als schwedischer Gefangener lebte, während die Prinzessin Radziwill nach kurzem Aufenthalt in Mitau von den Schweden nach Hause befördert wurde²¹⁷). Während bisher der Herzog doch jedenfalls dem

Scheine nach Regent gewesen war, verlor das Land jetzt seinen Landesherrn, und so war denn der Eindruck der Wegführung ein gewaltiger. „Mit was Augen und Herzen nun dieses erbärmliche Spectakel“ — schreibt ein Kurländer in jenen Tagen aus Mitau ²¹⁸⁾ — „von allen redlichen Herzen und getreuen Unterthanen sei angeschauet worden, ist nicht zu beschreiben, aber leicht zu gedenken. Ich meines Theils muß hierüber diesen Brief mehr mit Thränen als mit Tinte schreiben, in Betrachtung, mit was Bewegung beiderseits, Herrschaft sowohl als Unterthanen, einander nachgesehen.“ Auch ging man nun viel rücksichtsloser mit den Einwohnern um, seit der Herzog fort war. „Alle vom Lande eingeklüttete Güter,“ schreibt ein Zeitgenosse ²¹⁹⁾, „werden aufgemachet, was aber an Baarschaft, wie auch Gold und Silber und andern dienlichen Sachen befindlich ist, wird alles weggenommen, es gehöre, zu wem es wolle und geschieht solches dem schwedischen Vorgeben nach aus Ursach, weil die Landschaft jezo im Aufruhr begriffen und die vom Adel meistentheils Haus und Hof verlassen und sich zu den Polen geschlagen haben.“ Und nun trat zum Ueberfluß noch an die mitauschen Bürger das Verlangen heran, den alten Herrn zu verleugnen und die neuen anzuerkennen, und die Gewissensnot der Bedrängten schildert beweglich ein Brief eines kurlischen Patrioten ²²⁰⁾, in welchem es heißt: „Der Feldmarschall hat die Mitauische Bürgerschaft mit Dreuung von Feuer und Schwerd hart angesprochen und befohlen, seinem Könige den Eid der Getreulichkeit zu leisten. Welches wir unser Obrigkeit angetragen und mit vielen Thränen gebetten, daß man uns doch von derselben nicht trennen möchte, um über das bereits vergoßene, schuldlose Blut durch den Eideszwang nicht eine Plage, die gegen Himmel schreien würde, auff den Hals zu ziehen, sondern bedenden wolte, daß hiedurch den Feinden des Evangelii zu mehrer lästerung Ursache würde gegeben werden.“ „Wollen die Herren Schweden uns aller Güter berauben, so wollen Sie zum wenigstens ihre Mit-Christen an ihren Seelen nicht lassen schaden leyden. „Wir wollen viel lieber sterben, als in diese Sünde, die uns vorgestellt wirdt, consentiren. Wir baten Sie

auch sehr instendig, uns nur so viel zu vergönnen, damit wir in dieser Bedrängnis unsern Gottesdienst verrichten möchten und also ferner uns berathen, was wir zu thun hätten, welches der General uns verweigerte und mit den Zähnen knirschend antwortete, sein König hätte dieses Alles durch Briefe anbefohlen und dafern wir viel Entschuldigung beybringen würden, so würde er uns — o überaus große Tyranny — mit Feuer und Schwerdt vertilgen. Gott weiß es, wie uns hiebey zu Muth gewesen, etlichen unter uns gingen zu hergen ihre bekümmerte Frauen, etlichen stunden vor Augen ihre lebende Kinder, etliche bewegten die grauen Haare ihrer Eltern und wir Alle waren erschrocken, indem wir den Todt vor Augen sahen; weil aber dieses zeitliche Leiden mit dem ewigen Leiden nicht zu verwechseln ist, so haben wir lieber ein gutes Gewissen behalten als die schwedische Religion annehmen wollen. Und, welchem zum höchsten zu verwundern ist, so hat die ganze Bürgerschaft einstimmig geruffen, sie wolten keine meineidige Leute werden, sondern ihren Herrn treubleiben, es möchte ihnen auch begegnen, was es immer wolte. Diese unsere Resolution hat der General so übel aufgenommen, daß er uns durch seine Soldaten also baldt ganz Außplündern, die vornehmste aus dem Rath und Bürgerschaft gefangen nehmen und mitt bittern Thränen und Beheklagen nach Riga führen laßen. Da hat man gehöret, wie Kinder ihren Vätern nachgeschrieen: „Ach, Vatter, wo wolt ihr hin?“ und wie die Frauen ihre Männer mit gewundenen Händen gebeten haben, sie mit sich zu nehmen, was sol ich sagen, unser Elend ist alle Morgen in unsern Ohren und Herzen neu. Die Augen gehen mir über, wan ich sehe, wie hier und da der arme Bürger mit bloßem Haupt den Soldaten nachgehet und umb eine alte Lumpe, seine nackende Kinder damit zu bedecken, bittet, wie hier eine Mutter ihr säugendes Kind an ihrer Brust mit Thränen benezet, wieviel ehrliche Männer ohne Huth und Mantel in tieffen Sorgen auff der Gassen gehen und ihre außgeplünderte Häuser von außen ansehen, eben als die Schwalben ihre verstorbe Nester und dennoch von den unbarmherzigen Schwedischen Soldaten diese Worte hören müssen: „Ihr ver-

bannete Churische Hunde, gehet zu Tausend Teuffel!“ Dieses ist,“ schließt der ergreifende Bericht, „die Tragödie, welche bey uns täglich gespielt wird und wir müssen nun alle Stunden mit furcht und Schrecken erwarten, was doch diese Mißethäter mit uns aufgezehreten, armen Leuten ferner vornehmen werden.“ Man hoffte immer noch auf eine baldige Errettung durch Polen und den kurländischen Adel, aber als diese schwand, hat die Stadt doch schließlich sich der Notwendigkeit fügen und sich zur Treue gegen die Krone Schweden verpflichten müssen²²¹⁾.

Der Feldmarschall, welcher mit seiner Gemahlin nun in den fürstlichen Gemächern residierte, hatte inzwischen versucht, die Oberräte für Schweden zu gewinnen²²²⁾. Er ließ dieselben zu sich bescheiden, versicherte sie seiner Teilnahme wegen der Gefangenschaft der fürstlichen Familie und klagte darüber, daß der Herzog durch seine eigensinnige Weigerung, sich Schweden zu unterwerfen, selbst sein Schicksal verschuldet habe. Er forderte sie darauf zu einer Meinungsäußerung darüber auf, wie dem Herzoge geholfen werden könne. Die Oberräte erklärten nun, daß die Vorbedingung jeder Entschließung für sie die Räumung des Landes durch Schweden sowohl als Polen, sowie die Möglichkeit, sich mit der Ritter- und Landschaft zu beraten, sein müsse. Doch mußten sie sich allem zuvor mit dem Herzoge unterreden, zu welchem er ihnen Zutritt gewähren möge. Da Douglas eine Sinnesänderung Herzog Jakobs nach allem Vorgefallenen nicht für unmöglich hielt, so willigte er zunächst in dieses Verlangen ein, aber es gelang dem piltenschen Landnotarius und Sekretarius Theodor Klüwer, genannt Kärsten, ihn umzustimmen, so daß er seine Genehmigung wieder zurückzog. Sei es der Rat des der Union Piltens mit Kurland abgeneigten Klüwer, sei es die Erwägung, daß der Herzog immer noch gefährlich werden könne, was ihn dazu veranlaßte, jedenfalls verlangte Douglas von den Oberräten, daß sie ihre Angelegenheiten mit dem Herzoge in offenen Briefen an diesen verhandeln sollten, damit auch er sie lesen könne. Die Oberräte mußten sich zu dieser Form auch bereit erklären und schrieben in der verlangten Weise an ihren Landesherrn. Dieser

schickte hierauf an den Kanzler Melchior von Földersahm und den Landmarschall Wilhelm von Rummel Vollmacht und Befehl, mit dem polnischen General Komorowski in Verhandlung zu treten und ihn zur Räumung des Landes zu bewegen, damit infolge dieser Konzession auch die Schweden das Land räumen und ihm die Freiheit wiedergeben möchten. In diesem Falle sollte den Armeen auch mit neuen Kontributionen geholfen werden, der Vorschlag lief also im wesentlichen auf die Wiederherstellung des Zustandes, wie er vor Beginn des Krieges gewesen war, hinaus. Komorowski erklärte hierauf, auf diese Vorschläge nicht eingehen zu können, wenn Douglas nicht zuerst die fürstliche Familie freilasse, die geraubten Sachen und Güter wieder den Eigentümern zustelle und das Land sowie alle Festungen räume. Erst dann wollte er abziehen und sich mit derselben Brandschatzung begnügen, wie sie die Schweden bekommen würden. Melchior von Földersahm und Rummel mußten diese Resolution zunächst Douglas mitteilen, welcher ihnen auftrug, den Herzog davon in Kenntniss zu setzen, daß er ohne königlichen Befehl weder die herzogliche Familie, noch die mit Beschlagnahme belegten Güter herausgeben und auch das Land nicht räumen könne, wenn Komorowski es nicht zuerst gethan habe. Ebenjowenig sei es ihm möglich, die Festungen zu verlassen, vielmehr müßten die Besatzungen in ihnen bleiben und für sie Lebensmittel geliefert werden. Im übrigen sollten die Kontributionen oder, wie er es nannte, die Geschenke in 14 Tagen nach Riga gebracht werden. Diesen unausführbaren Vorschlägen gegenüber erklärten die Oberräte, zumal da die polnisch-brandenburgische Armee von Süden anrückte, sich weiter mit der Sache nicht befassen zu wollen. Die Folge davon war, daß sie in strenger Haft in der Stadt Mitau blieben und Douglas in Semgallen that, was ihm beliebte.

Dazwischen freilich sah es so aus, als ob für das Land bald die Befreiungstunde schlagen würde. Die schwedischen Truppen, die ohnehin nur 3000 Mann waren, wurden durch Krankheiten decimiert und die Zahl der Kurländer, welche sich zu Komorowskis Armee schlugen, wuchs von Tag zu Tage²²³),

so daß man sie im November schon auf 5000 Mann schätzte, ebenso wie die sich auch zusammenrottenden Schamaiten. Es kam zu manchen Scharmügeln zwischen Polen und Schweden, bei welchen auf beiden Seiten viele fielen. „Vor etlichen Tagen,“ heißt es in einem Berichte vom 10. November²²⁴⁾, „ist unter Andern ein Rittmeister unter den Polnischen, von Bittinghoff genannt, von der schwedischen Partei angetroffen, und erschossen, bei welchem viel secreter Briefe sollen gefunden sein.“ Im großen und ganzen deckten diese vereinigten Heerhaufen das eigentliche Kurland und besonders die Städte Goldingen, Libau und Windau, aber sie machten auch nach Semgallen Einfälle, welche sich bis in die mitausche Gegend erstreckten. Ein Trupp belagerte die schwedische Garnison in Neuenburg, ein anderer machte einen erfolglosen Angriff auf Doblen, wobei er 400 Mann verlor, schloß aber die Festung ein und beunruhigte Mitte November sogar die kurländische Hauptstadt. „Weillen sie aber sich gar zu sicher fühlten, so wurden sie, als sie zu Doblen gute Wache zu halten vergeßen hatten“, von einem aus Mitau ausbrechenden schwedischen Streifcorps überfallen, 250 Mann niedergehauen, viel kurländische Edelleute gefangen genommen und der Rest zersprengt²²⁵⁾. Dieser erste, mißglückte Vorstoß mochte manche Hoffnung knicken und um so schlimmer mußte es unter solchen Umständen sein, als sich die Nachricht vom Friedensschlusse Rußlands mit Schweden um diese Zeit als richtig bewährte.

Lange hatte man sich über den Ort der Verhandlungen nicht vereinigen können und es oft den Anschein gehabt, als ob es zu ihnen nicht kommen würde. Wie dringend man auf schwedischer Seite den Frieden wünschte, zeigte ein Schreiben, welches Douglas an den schlauen Wojewoden Raschtschokin, den vom Zaren bestimmten Unterhändler, im Oktober richtete²²⁶⁾; er rechne, hieß es da, auf den Frieden, „Gott als ein Gott des Friedens und der Gerechtigkeit werde diejenigen gewiß strafen, die Frieden im Munde und Krieg im Herzen führen, wie schon Daenemarks Beispiel zeige“. Noch im November²²⁷⁾ erging von Douglas die dringende Weisung nach Reval, vor dem

östlichen Nachbar auf der Hut zu sein, da sich die Traktaten „bei der Moskowiter gewöhnlichem Wandelmuth“ leicht zerschlagen könnten. Ja sogar, als die Delegierten sich schon in Wallisjar bei Narwa eingefunden hatten, blieb man schwedischerseits mißtrauisch; „man habe es,“ meinte Duglas, „mit Leuten zu thun, deren feindselige attentaten oftmahls in freundlichen wörtern und gebehörden Verhüllet gewesen“²²⁸⁾ und forderte daher die Landräthe in Esthland auf, Truppen zu werben, da es wohl möglich sei, daß Moskau bei den Verhandlungen den Bogen so hoch spanne und der Krieg wieder ausbreche²²⁹⁾. Duglas wäre bei seinen geschwächten Truppen nicht im stande gewesen, den Feind den Landesgrenzen fern zu halten. Allerdings wurden die Gefangenen von den Polen und Schweden einander gegenseitig ausgeliefert und auch in Kurland Werbungen versucht²³⁰⁾, aber sie hatten nicht viel Erfolg und dazu gesellte sich die Pest, welche auch unter den schwedischen Truppen viel Opfer forderte. So war es denn für Schweden eine Thatsache von größter Wichtigkeit, als am 1. Dezember die Verhandlungen zu Wallisjar zu dem erwünschten Resultat führten. Die Gebiete von Dorpat, Rokenhusen, Marienburg und Abfel sollten neben einem kleinen Teile Esthlands während des auf drei Jahre abgeschlossenen Waffenstillstandes dem Zaren verbleiben; am 20. Dezember wurde dieser Vertrag feierlich beschworen und nun ergab sich für Duglas die Möglichkeit, Truppen aus Esthland nach Kurland zu ziehen und den Feinden energisch entgegenzutreten. Zunächst freilich hatte der Winter den Kämpfen ein Ziel gesetzt und Komorowski war nach dem Mißerfolge bei Doblen nach Litauen in die Winterquartiere gezogen²³¹⁾.

So blieb denn Kurland zunächst im Besitze der Schweden, welche auch in der Folge den Rest des Landes bis auf die Ostseehäfen eroberten. Das nächste der herzoglichen Schlösser, welche in ihre Hände fielen, war Schruden, welches ohne Widerstand überging, dann folgte Hasenpoth, wo Duglas eine Besatzung zurückließ und schließlich auch Goldingen, die zweite herzogliche Residenz. Das Schloß war nur von 200 Mann, theils litauischen Soldaten, theils bewaffneten Bürgern verteidigt,

denen jede rechte Oberleitung fehlte, da der Oberhauptmann, Georg von Firds, Erbherr auf Nurmhusen, dessen politische Thätigkeit am schwedischen und moskowitischen Hofe wir schon kennen gelernt haben, sich damals nicht in Goldingen befand²³²). An Widerstand wurde nicht gedacht, da man nach dem Abzuge Komorowskis die Hoffnung auf Hilfe aufgegeben hatte. Georg von Firds machte später den Bürgern der Stadt den Vorwurf, sie hätten die Uebergabe des Schlosses verschuldet, doch wiesen die Beschuldigten denselben weit von sich²³³). Man schloß zwar eine Kapitulation ab, bei welcher die Schweden nicht zu plündern versprochen, aber trotzdem raubten sie auf dem schönen alten Schlosse die vom Herzoge und dem umwohnenden Adel daselbst verwahrten Mobilien und das fürstliche Archiv und brachen die fürstlichen Gewölbe auf, deren Kostbarkeiten sie mit sich nahmen. Nur ein Teil der im Arsenal zu Goldingen befindlichen Waffen war vom fürstlichen Gütermarschall Otto von Krefeld nach Memel rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden²³⁴). So waren, als das Jahr zu Ende ging nur Libau und Windau noch nicht im Besitze der Schweden.

Während dessen wurden die fruchtlosen Versuche, die Sympathien der Bewohner für Schweden zu gewinnen, fortgesetzt. Die eigentümliche Politik der ständischen Verhegung, welche die Schweden früher in Litauen in Anwendung gebracht hatten, wurde auch jetzt wieder eingeschlagen, indem man den Bauer vom Gutsbesitzer zu trennen und durch Vorspiegelung von Vorteilen für sich zu gewinnen trachtete. „Der arme Land- und Bauersmann,“ instruierte Douglas seine untergebenen Offiziere²³⁵), „sollen mit keiner Plünderung oder andere Exzeß beschnitten,“ vielmehr die Leute „in gutem Humor erhalten und versichert werden, daß man ihre Condition zu melioriren gemeint sei.“ Als dem Oberstlieutenant Alphendehl schuld gegeben wurde, „insolente Prozeduren an Bauern“ verübt zu haben, da verbot Douglas ein derartiges Vorgehen streng, denn jetzt habe es mit den Bauern eine andre Beschaffenheit, als damals, als sie noch eines Abtrünnigen von Adels Unterthanen gewesen“²³⁶). Mit den Städten ging man, soweit sie nicht Widerstand leisteten,

glimpflich um und wo Klagen laut wurden, wie in Bauske, versprach man den Bewohnern, das ihnen gewaltsam Genommene wieder zurückzugeben²³⁷⁾. Am schlimmsten erging es jedenfalls dem Adel, der mit wenigen Ausnahmen, welche das Land als Verräter brandmarkte²³⁸⁾, dem Herzog treu ergeben blieb. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, zu erwähnen, daß die persönlichen Neigungen und der Vorteil der Landsassen hierbei erfolgreich zusammenwirkten. Wo die Kontributionen in Kurland und dem angrenzenden Litauen nicht rechtzeitig gezahlt wurden, griff man zu strengen Exekutionen, „denn für ihn sei,“ meinte der schwedische Feldmarschall, „der Ruin der litauischen Partei kein großer Schaden, man müsse diejenigen, welche ‚den Brodkorb zu hoch hängen‘ streng anfassen²³⁹⁾, ‚die den Polen contribuiren, muß man für Feinde halten,“ lautete eine weitere Instruktion und die Güter der zu den Feinden übergehenden Edelleute wurden gar mit einer doppelt so großen Kontribution, als die polnische Armee sie forderte, heimgesucht²⁴⁰⁾. Als aber alles nichts fruchten wollte und die Ritterschaft trotz der Aufforderung von Douglas, sich in Mitau zur Huldigung zu stellen²⁴¹⁾, nicht entsprach, da ließ der Feldmarschall ein drohendes Manifest an die Einwohner des Landes ergehen²⁴²⁾. „Er habe,“ hieß es, „in demselben gehofft, daß die Edelleute sich auf seinen Befehl stellen würden, aber die Erfahrung machen müssen, daß sie mit Hintansetzung der einem Glaubensgenossen schuldigen Affektion zu ihres eigenen Vaterlandes Ruin sich unterstanden hätten, die Litauer und Schamaiten in das Land zu rufen und die schwedische Besatzung in Doblen und Neuenburg zu attackieren und zu belagern. Er hätte jetzt das Recht, nach Kriegsbrauch mit ihnen, wie mit Feinden zu verfahren. Da aber der König in diesem evangelischen Lande kein Blut vergießen wolle, so biete er nochmals allen, die sich ihm unterwerfen wollten, die königliche Gnade an, allen, welche Gehorsam leisten, sei die Konservierung ihrer Güter und Immunitäten sicher. Die Bauerschaft mahnte er, sich des Mordens unserer Soldaten zu enthalten, auch den widerspenstigen Edelleuten in feindlichem Beginnen kein Gehorsam zu leisten“. Er versprach im Namen

des Königs „den Unterthanen oder Bauern, welche die widerspenstigen Edelleute als Feinde S. R. M. und der Grohn Schweden mit bewehrter Hand angreifen, todt oder lebendig anhero bey uns — einliefern werden, zu freyen Leuten zu machen.“ Damit war eine gefährliche Parole ausgegeben, welche indessen in der That weniger Folgen hatte, als vorausgesehen werden mußte. Dabei ist es eigentümlich, daß eine Maßregel, welche das Manifest ankündigte, nämlich die Einführung des „alten, in allen anderen evangelischen Landen gebräuchlichen Calenders“ statt des in Kurland damals schon geltenden „neuen oder päpstlichen“ bei den Bauern viel Beifall fand, da sie sich offenbar an den letzteren, den Herzog Gotthard schon eingeführt hatte, noch immer nicht gewöhnen konnten²⁴³). Aber trotzdem, daß, wie die Zeitgenossen meinten, zum Teil infolgedessen, auch hie und da Abfall vorkam, so war das doch im allgemeinen die Ausnahme, denn der Bauer liebte den milden Herzog und war auch kaum damals zu einer Agitation im größeren Stile reif. Im Gegenteil wissen wir, daß das Landvolk sich gegen die neuen Herrn zusammenschloß und diesen oft sehr lästig fiel. Ende November hatten sie zeitweilig die Passage auf dem Flusse Na vollkommen gesperrt, so daß die Herzogin manche Dinge, welche sie sich aus Mitau kommen lassen wollte, längere Zeit entbehren mußte²⁴⁴). Später werden wir dann sehen, daß die Bauern sich an den Kämpfen des Adels gegen die Schweden eifrig beteiligten. — Es ist unverkennbar, wie die schwedische Regierung in allen ihren Rundgebungen und so auch in diesem Manifest den konfessionellen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellte und das war gewiß ein gewandter Griff. Bot die kurländische Verfassung den Polen auch nicht die Möglichkeit, eine Gegenreformation ins Werk zu setzen, wie sie über ein halbes Jahrhundert früher Livland heimgesucht hatte, so war doch die erzwungene Erbauung der katholischen Kirchen zu Golbingen und Mitau und manches andre, als eine Last in dem echt protestantischen Lande empfunden worden. So trug man den schwedischen Glaubensgenossen, namentlich in den Kreisen der Prediger hie und da

Sympathien entgegen, und vielleicht um so mehr, als man von der Herzogin, die ja reformiert war, befürchtete, sie könnte ihrem, im Lande durchaus perhorreszierten, Bekenntnisse weitere Geltung zu verschaffen trachten. In jenem antikatholischen Sinne war es gemeint, wenn der Superintendent Daniel Haffstein von der Kanzel herab der Meinung Ausdruck gab, jetzt erst habe man eine christliche Obrigkeit²⁴⁵⁾ und damit indirekt für die Landesfeinde wirkte. Als dann in der Folge den Predigern verboten wurde, für den Herzog das übliche Gebet von der Kanzel zu verlesen, da fanden sich auch Laue und Schwache, welche dem Befehl entsprachen und solche Vertreter der Geistlichkeit sind gewiß gemeint, wenn später nach des Herzogs Restitution der Landtag²⁴⁶⁾ es zur Sprache brachte, daß „sich einige Prediger während der Kriegstrouben gegen den Herzog, als ihre von Gott vorgesezte, landesfürstliche Obrigkeit ganz widerlich und ärgerlich bezeiget“, aber es gab doch eine Mehrzahl unter den Dienern der lutherischen Landeskirche, welche ihrem Herzog treu blieben und kein Martyrium scheuten „General Douglas,“ schreibt die Herzogin²⁴⁷⁾, „hat 7 Prediger lassen gefänglich einsetzen, weil sie für den Herzog von Churland gebetet haben“ und sie sind nicht die einzigen geblieben.

Während dieser Ereignisse hielt sich Herzog Jakob mit seiner Familie im Schlosse zu Riga auf. Es waren schwere Stunden, die sie hier durchlebten; der jüngstgeborene Prinz war häufig krank, dazu herrschte ein empfindlicher Mangel an Brennholz, welches aus Kurland „der zusammengerotteten Bauern halber“ nicht beschafft werden konnte, und erst als im Dezember gute Schlittenbahn eintrat, wurde diesem Mißstande abgeholfen. Auch war es in Riga keineswegs gerne gesehen, daß sich so viele herzogliche Hofbediente „in der Stadt und Vorstadt niedergelassen und ihre Nahrung trieben, welche dennoch unbeeindigt wehren“. Es wurden in dieser Veranlassung beim Räte Klagen laut, ohne, wie es scheint Erfolg zu haben²⁴⁸⁾, wie dieser denn auch, trotzdem er alte unausgetragene Streitigkeiten mit dem Herzog hatte und Douglas seiner Zeit zur Einnahme Mitaus gratulierte, doch den Gefangenen manche Schwierigkeiten aus dem Wege

zu räumen suchte ²⁴⁹⁾. Der Unterhalt des Hofstaates, in welchem der Hofprediger, der Arzt, der Informator der älteren Prinzen, Zangner, nicht fehlte, kostete viel Geld und verursachte manche Sorge; der Herzog selbst war mit 16 Gulden aus der Residenz abgezogen ²⁵⁰⁾ und es war ein Glück, daß die vortreffliche Herzogin dem drohenden Mangel abhelfen konnte. „Ich danke,“ schreibt diese noch viele Jahre später, in ihrem Testamente ²⁵¹⁾, „dem Urheber alles guten, welcher mich behüth, das ich auch in gedrängnis für Feinde und Freunde nicht bin zu Schanden geworden oder was verkauft oder versezt, sondern im Gefängnis meine Kinder und Leuth das ihre richtig reichen lassen und bey 30 Tsd. Thl., mit im gefängnis genommen und Herrn und Kindern geholfen.“ Der Herzog war nun in Riga, gleich seiner ihm hierin treu zur Seite stehenden Gattin unermüdlich thätig um zu retten, was noch im Lande zu retten war und diplomatische Schritte zur Befreiung aus der Gefangenschaft herbeizuführen.

Trotz der strengen Kontrolle, welcher ihn die Schweden unterwarfen, gelang es dem Herzog, von Riga aus ein offenes Sendschreiben an seine Unterthanen gelangen zu lassen. Zwar sei, so lesen wir ²⁵²⁾ in dem Manifest, ihm als freigebornen Fürsten die Gefangenschaft sehr schwer, aber doch leichter, als er geglaubt, da sie wohl eine Strafe des Himmels für seine vielen Sünden sei, denn gegen den König von Schweden sei er sich keiner Schuld bewußt, Gott wolle ihm wohl den „wankelbaren Zustand der weltlichen Herrschaft vor Augen stellen“. Die Urheber der unschuldigen Gefangenschaft würden „einen „gnagenden Wurm in ihrem Gewissen befinden“ und trotz ihrer leiblichen Freiheit in dem Maße „gefangen und hart gebunden sein“, wie er sich innerlich frei fühle. „Darum seit meinethalben unbekümmert, bittet vielmehr für mich und die Meinigen, welche ich täglich zur Geduld und Sanftmuth ermahne, und wartet nur eine kurze Zeit, da Ihr erfahren werdet, daß der Allerhöchste solchen Hochmuth und Unrecht mercklich rechne und meine Unschuld der ganzen Welt vor Augen stellen werde.“ Wie die Unterthanen so zur Geduld und Treue ermahnt wurden, so mußte auch im Auslande gegen die Schweden Stimmung

gemacht werden, und dazu wurden verschiedene Wege eingeschlagen. Bei dem Mangel an Zeitungen, in welchen heutzutage die öffentliche Meinung gebildet und gewonnen wird, hatten in jener Zeit die politischen Flugblätter und Flugschriften — wir würden Broschüren sagen — eine ungleich größere Bedeutung. In den zahlreichen Flugblättern, welche sich aus jenen Tagen erhalten haben, spielen diese kurländischen Dinge eine große Rolle. Zunächst erschien eine vom Standpunkte des Herzogs ausgehende Schrift, welche unter dem Titel „schwedische Treu und Glaube“ die an dem Herzog Jakob verübten „gar unverantwortlichen Prozeduren“ darlegte und das Verfahren von Douglas und seinem Könige brandmarkte²⁵³). Darauf antwortete der Sekretär des schwedischen Diplomaten Grafen Schippenbach, Johann Habaeus, ein gewandter und kluger Mann, in einer Broschüre, in welcher er die „Ursachen, wodurch eigentlich die Kgl. Maj. zu Schweden bewogen worden, den Herzog von Churland — — in Verwahrung zu ziehen — —“, eingehend auseinandersetzte²⁵⁴). Es sind, wie die darauf erfolgten Replikten und wie jene erste kurländische Verteidigungsschrift, reine Tendenzarbeiten, politische Advokatenschriften schlimmster Art, die eigentlich nur den geschichtlichen Wert haben, daß sie die Stimmungen und Erwägungen widerspiegeln, von welchen die beteiligten Mächte in jener Zeit bewegt wurden. Habaeus suchte zu beweisen, wie gefährlich der angeblich neutrale Herzog gegen Schweden sich verhalten, mit welcher „extremen Falschheit er, den man wie eine Schlange im Busen“ großgezogen, aufgetreten sei. Hier wie in allen weiteren Flugschriften und sonstigen Darlegungen, welche den schwedischen Parteistandpunkt wahren, tritt immer eine Reihe von Gründen auf, welche das Vorgehen König Karl Gustavs gerechtfertigt erscheinen lassen sollen. Erstlich wurde in Abrede gestellt, daß der Herzog Neutraler gewesen sei, da die von der Königin Christine gestellten Bedingungen der Neutralität nicht erfüllt worden seien. Ferner habe er sich jedenfalls als solcher nicht geriert, da er sich gegen Schweden feindselig verhalten habe. Es wurde dabei auf die angebliche Unterstützung des Zaren,

als er zur Belagerung Rigas schritt, auf die Königsberger Thätigkeit der Herzogin, auf die Machinationen, um einen Friedensschluß zwischen Moskau und Schweden zu vereiteln, hingewiesen, und weder der lange Aufenthalt des englischen Gesandten Bradshaw, noch die Ermordung der schwedischen Soldaten in Litauen vergessen, die man beide dem Herzog schuld gab. Schon diese Aufzählung beweist, wie Wahres und Falsches dabei als Thatsache verwertet wurde, um den Eindruck der Treulosigkeit Herzog Jakobs zu erwecken. Daß die Schweden es dem zwischen den Parteien stehenden Fürsten selbst unmöglich machten, wirklich die Neutralität zu wahren, daß er oft gezwungen worden war, zu ihren Gunsten jene zu verletzen, das wurde ganz beiseite gelassen. Mit der Thatsache, daß Douglas mit dem Herzoge das perfide Spiel getrieben hatte, einen Neutralitätsvertrag abzuschließen, um seinen Ueberfall desto sicherer ins Werk setzen zu können, fand sich die Parteischrift in der Weise ab, daß sie alle Schuld auf den Feldmarschall wälzte, der darin gegen die königliche Ordre gehandelt habe. Daß aber das angebliche „Mißfallen“ des Königs nicht zur Folge hatte, daß Douglas bestraft wurde und daß König Karl Gustav sich dadurch doch mit den Handlungen seines Generals einverstanden zeigte, kam natürlich nicht zur Sprache. Eine ganze Reihe von Entgegnungen auf diese Ausführungen erschienen, von denen wir nur die „Widerlegung der von schwedischer Seite ausgestreuten Ursachen“ hervorheben²⁵⁵⁾, die noch im Jahre 1658 und bald darauf auch in lateinischer Version herausgegeben wurde. Der Verfasser gab sich die Mühe, die Darlegungen des „unverschämten Aufschneiders“ Gabaeus zu entkräften, der als „gedungener Discurent“ alle Schändlichkeiten, wodurch die Schweden „ihre Actiones faul und stinkend gemacht“ hätten, zu kolorisieren suchte. Er leugnete die Absicht des Herzogs, die Souveränität zu erwerben, und stellte dabei die von Gabaeus gemachten Vorwürfe natürlich in Abrede, wobei er, wie unsre frühere Erzählung zeigt, auch das, was thatsächlich doch wahr war, wie die Thätigkeit der Herzogin für die Ausöhnung Brandenburgs und Polens und gegen das

schwedisch-moskowitzische Einvernehmen, in das Reich der Erfindung verweist. Die religiösen und konfessionellen Gesichtspunkte von Douglas wurden zurückgewiesen und die Summe des schwedischen Verfahrens in die Worte gekleidet: „Also ist ihr Thun und Wesen lauter Schuldheit und das seynd die Schwedischen Früchte, wer sie reiff werden läßt, der frist den Todt daran.“ Eine andre in demselben Jahre edierte Parteischrift „Appendix des Schwedischen Spiegels“²⁵⁶⁾ suchte unter anderm auch zu zeigen, daß Douglas, obwohl er sich auf einen Befehl seines Königs beziehe, doch nichtsdestoweniger schuldig sei: „Ein laufiger Schaffjung leßt sich nicht bereden, daß er seinem Herrn zu gutte ein pferd stehlen solte, und so hohe schwedische Ministri machen ihnen (sich) kein hinterdencken, ihrem Herrn zu gute soviel Mordthaten, Räubereyen, Schand und Laster zu begehen.“ Es kann nicht die Aufgabe sein, diese polemischen Ausfälle und Ausführungen, welche zum weitaus größten Teil keine urkundlichen Belege für die von ihnen behaupteten Thatsachen anführen können, im einzelnen zu verfolgen²⁵⁷⁾. Dieser Broschürenstreit wurde dann noch bis zum Friedensschlusse zu Oliva eifrig fortgesetzt und trug gewiß auch an seinem Teile dazu bei, die öffentliche Meinung Europas gegen König Karl Gustav einzunehmen, denn wer noch so sehr mit Schweden sympathisierte, mußte doch zugeben, daß hier ein außerordentliches Vorgehen vorlag, und gewiß werden manche die Ansicht der Königin Marie Louise von Polen geteilt haben, daß Karl Gustav ja ohne weiteres den Krieg erklären, aber niemals nach einer Neutralitätserklärung den Herzog so brutal behandeln durfte.

Herzog Jakob glückte es inzwischen, seine Korrespondenz auch in Riga fortzusetzen und in ihr für seine Restitution zu wirken. Die Königin von Polen, an deren Gemahl der Herzog einen Hilferuf hatte ergehen lassen²⁵⁸⁾, trat mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm in einen eifrigen Briefwechsel, in welchem die Lösung der kurländischen Frage uns häufig begegnet. In Polen hielt man den Plan mit dem Gottorper Herzog noch immer fest, aber der Kurfürst wollte mit ihm nicht so verfahren,

„wie die Schweden inaudito plane exemplo mit dem Herzog von Kurland umgesprungen;“ wir erwähnten schon weshalb. In dieser Stellungnahme wurde der Kurfürst auch nicht schwankend, als die Meinung laut wurde, bei derselben „laufe Verrätherei mit unter“ und der Kurfürst schone den Herzog nur, damit die Schweden nicht seine Schwester schlechter behandelten. Urteilsfähige dachten allerdings anders, jedenfalls blieb es bei der Meinung des Kurfürsten, daß der Vorschlag aus „allerhand erheblichen Ursachen sich wohl nicht practiciren lasse“²⁵⁹). Diese Entscheidung war schon gefallen, als der Kurländer Johann Christoph Pfest vom Herzog aus Riga abdelegiert wurde, um den Kurfürsten persönlich für seine Sache zu interessieren. Pfest, welcher nicht ohne Gefahr nach Sonderburg gelangte und im Dezember mit dem Kurfürsten eine Unterredung hatte, regte in dieser auch die Frage der Gefangennahme des Herzogs von Holstein an, aber konnte an dem Beschlusse nichts ändern²⁶⁰). Um so mehr versuchte der Kurfürst der Königin von Polen, welche ihm ihre Entrüstung und Thränen über den jammervollen Zustand der herzoglichen Familie mitgeteilt hatte, zu bewegen, der polnischen Regierung größere Aktivität einzulösen. Er beschwor sie²⁶¹), ihren Gemahl zu veranlassen, daß er gegen „die Treulosen“ Hilfe sende. Alles was man für den Herzog thue, fasse er so auf, als ob es für ihn gethan sei, er werde nicht ermangeln, stets auch Polens Interesse wahrzunehmen. Schließlich begaben sich, wie wir oben erzählten, in der That Truppen nach Kurland, aber die Hoffnung des Königs, sie würden in kürzester Zeit Douglas in Mitau einschließen, ging nicht in Erfüllung. Bogislaw Radziwill, welchen der König bewegen wollte, daß er mit der litauischen Armee und 300 polnischen Reitern nach Kurland zöge, „excusirte sich“, offenbar, weil er Preußen nicht verlassen und auch nicht haben mochte, daß die polnischen Truppen das Herzogtum passierten, denn „wenn nur eine halbe Schwadron von ihnen durch Preußen zöge, würden sie es ganz verderben“²⁶²). Die Truppen Komorowskis reichten, wie wir sahen, nicht aus, um die Schweden aus Kurland zu verdrängen und die Vertröstungen, welche

der König Johann Kasimir an Herzog Jakob gelangen ließ²⁶³⁾, blieben leere Worte.

Aber die Thätigkeit des Herzogs hörte trotzdem nicht auf. Schon im Dezember begab sich der Legationsrat Johann von Drachenfels, welcher schon im Jahre 1656 in Wien des Herzogs Interessen vertreten hatte, „unterm Schein, als wenn er von S. Md. seiner Dienste wäre erlassen worden“, aus dem Lande und eilte nach Sonderburg ins Lager des Großen Kurfürsten, den er ersuchte, er möge den brandenburgischen Vertreter in Wien anweisen, ihm bei seinen Wahrnehmungen am kaiserlichen Hofe für den Herzog Jakob zu unterstützen. Infolgedessen erließ der Kurfürst an seinen Agenten, Dr. Jena, den Befehl, Drachenfels in Wien zur Hand zu gehen und den Kaiser für ihn zu gewinnen. Aber der kurländische Envoyé geriet bald in Geldnot, so daß er den Kurfürsten um eine Unterstützung angehen mußte, der dann auch dem märkischen Statthalter Grafen Dohna befahl, 100 Dukaten ihm zu bezahlen und an die Kurfürstin Mutter, welche in Grossen residierte, zu schreiben, daß sie sich zu einer gleichen Leistung zum Besten ihrer Tochter verstehe. Dohna versprach alles zu thun, was möglich sei, meinte aber, daß die alte Kurfürstin, bei der Drachenfels schon gewesen sei, schwerlich noch werde zahlen können, auch hielt er den kurländischen Agenten für „einem so wichtigen Werke nicht allerdings proportionirt noch auch zureichend, indem er keine Realität, von S. F. D. zu Churland diesfalls in Händen habenden Befehl oder sonst etwas, so bei dergleichen Commissionen herkommens, vor sich habe, sondern sich nur bloß auf seine hin und wieder gemachte Rundschaft und Vernehmen fundiren thue“. Schließlich kam Drachenfels trotz aller Schwierigkeiten, trotz des von Dohna hervorgehobenen Mangels einer formellen Vollmacht doch nach Wien und fand am kaiserlichen Hofe bereitwilliges Entgegenkommen²⁶⁴⁾. Auf seiner Reise unterließ es der Envoyé nicht, an den kleinen Höfen ebenfalls vorzusprechen und den einen oder andern Fürsten zur Intercession bei König Karl Gustav zu bewegen. Auch den Kurfürsten von Sachsen bewog er, beim Kaiser für des Herzogs Interesse warm einzutreten²⁶⁵⁾. Wenig

positiven augenblicklichen Wert mochte diese Legation haben, aber Stimmung machte doch auch sie und erhielt das Interesse an der gefangenen Herzogsfamilie wach. Wie Drachenfels, zog auch ein livländischer Edelmann Tiefenhausen ins Reich, um dort für Herzog Jakob zu wirken. Aber er hatte keine Legitimation und so fand er denn, nachdem ihm der Kurfürst allerdings 100 Dukaten gegeben, in Berlin bei Dohna mißtrauische Aufnahme. Wie es scheint, hat diese Reise, welche Tiefenhausen wohl auf eigene Hand unternahm und die ihn nach Kurfachsen, an andre kleine Höfe und selbst zum Kaiser führen sollte, kein greifbares Resultat aufzuweisen gehabt²⁶⁶). Was sich aber thun ließ, um jedenfalls das zu retten, was vielleicht noch nicht verloren war, geschah von Riga aus.

Einen Gegenstand der Sorge des Herzogs bildeten seine Schiffe, welche sich zur Zeit der Mitauer Katastrophe in See befanden und den Verkehr mit seinen überseeischen Kolonien vermittelten. Er „lamentirte sehr“ ihretwegen, weil er fürchtete, schwedische Raper könnten sie aufgreifen. „Weilen sonder Zweifel,“ schrieb der polnische König Johann Kasimir an den Kurfürst, „die Schweden den Herzog zwingen werden, alle seine Schiffe so dergestalt gebaut sein sollen, daß sie zu Kriegs- und Friedenszeiten können gebraucht werden, in die Ostsee zu verschreiben, als wäre nicht undienlich, daß E. Ld. durch die Holländer praecavireten, damit solche nicht durch den Sund gelassen würden.“ War einerseits diese Befürchtung eine unbegründete, so war die Hoffnung, daß die Holländer auch nur im geringsten für des Herzogs Interesse handeln würden, eine viel unberechtigtere, denn das ist das Eigentümliche dieser lediglich vom kaufmännischen Standpunkte geleiteten Politik der hochmögenden Herren, daß sie wohl zeitweilig Schwedens Feinde, aber damit noch keineswegs Freunde der Gegner König Karl Gustavs waren. Ob daher entsprechend dem Wunsche des polnischen Königs von Berlin aus bei den Generalstaaten irgend welche Schritte geschehen sind, muß dahingestellt bleiben²⁶⁷). Dagegen wissen wir, daß Kurfürst Friedrich Wilhelm durch

seinen Agenten Brandt die in französischen Häfen liegenden Schiffe vor den Schweden warnen ließ²⁶⁸⁾. Näher lag die Sorge um diejenigen Schiffe, welche im windauschen Hafen sich befanden. Die Herzogin fürchtete²⁶⁹⁾, daß die Schweden „deren sich gebrauchen möchten, umb etwa ein Entreprise vorzunehmen oder aber einige Völcker an das Land zu setzen“, und wünschte daher, daß sie, falls es den Polen oder Kurländern nicht möglich sein sollte, die Fahrzeuge zu retten und auch die Holländer sie nicht wegzuführen im stande seien, verbrannt würden. Ebenso ließ der Herzog um dieselbe Zeit die geheime Bitte nach Königsberg gelangen, „daß die Holländer nicht allein seine Schiffe, wo sie dieselbe antreffen könnten, hinwegnehmen in ihre Verwahrung und unterdessen derselben sich zu ihrem Nutzen gebrauchen, sondern auch, daß sie sich bei Zeiten der neugebauten Schiffe, so zu Windau liegen, bemächtigten, ehe die Schweden dieselbe hinwegnehmen, wiewohl noch Segel und Tau dabei mangelten, so sie mitbringen müßten“²⁷⁰⁾. Es war eine vergebliche Bitte.

In den ersten Wochen des Jahres 1659 schickte die Herzogin an den Kanzler des Herzogtums Preußen ein Memorial²⁷¹⁾, welches die wesentlichsten Wünsche der fürstlichen Exulanten darlegte. Zunächst war es von Wichtigkeit, daß für die Privilegien des Landes, welche mit dem ganzen Archiv nach Schweden weggeschleppt worden waren, irgend eine Ersatz beschafft würde, und daher wünschte die Herzogin, daß aus der polnischen Staatskanzlei Kopien der dort befindlichen Originaldokumente angefertigt werden möchten, um sie, wenn nötig, bei diplomatischen Schritten verwerten zu können. Von mehr Bedeutung war ein Vorschlag, welcher auf die baldige Befreiung aus der Gefangenschaft abzielte. „Wann es möglich wäre, daß S. Churf. Dhl. möchten mit dem König von Schweden auf eine kurze Weile Friede oder zum wenigsten Stillstand machen und S. D. der Herzog nebst der Herzogin durch dieses Mittel möchten Ihrer Gefängniß befreit werden, auch da etwa durch Glück eine von des Königs oder Königin in Schweden möchten gefangen werden, daß selbige von S. Churf. Dhl. würden nach Kamieniec Podolski geschickt

und hofft J. D. der Herzog und Herzogin hierdurch der Gefängniß erledigt zu werden; wann auch einer von den schwedischen Generalspersonen gefangen würde, solche nach Kamieniec Podolski gebracht werden“. Mehr Aussicht auf Erfüllung hatte die Bitte, die Güter, welche des Generals Helmsfeld Gemahlin in der Mark besaß, in Besitz zu nehmen, um dadurch denselben zu veranlassen, dem Herzog wegen der 20 000 Rth., die ihm für Gewährug der Neutralität gezahlt worden waren, eine Quittung auszustellen.

Je mehr diese Pläne des Herzogs sich als erfolglose erwiesen, um so thätiger sehen wir nun die Regierung Friedrich Wilhelms von Brandenburg, der bald als die Seele aller der Bestrebungen erscheint, welche eine Restitution des Herzogs herbeiführen wollen.

Moskau freilich von Schweden zu trennen gelang nicht. Allerdings schrieb der Kurfürst, den der König von Polen darum auch ersucht hatte, am 2. Januar in energischer Weise an den Zaren und warnte ihn, mit König Karl Gustav einen Separatfrieden abzuschließen. Er wies darauf hin, wie „tückischer und verräterischer Weise“ Herzog Jakob überfallen und nach Riga geschleppt sei, wo er und seine Gattin nicht ihrem Stande gemäß gehalten würden. „Die Schweden,“ fuhr er fort, „geben vor, daß unter andern des bemelten Herzogen von Curland Ld. solche Gewalt und Unglück damit ihm auf den Hals gezogen, daß er C. Czar Maj. und Ld. Proviant, wie Sie für Riga gewesen, zugesandt und allerlei Zuschub gethan. Nun ist aber C. Czar Maj. und Ld. bekannt, daß wiewol bemelter Herzog sich allerwegs um C. Czar Maj. und Ld. Hulde, Gewogenheit, auch gute Nachbarschaft, wie es dann allermäßen billig gewesen aufs fleißigste beworben, er demnach nichts wider die Schweden gethan, so der Neutralität zuwider wäre, allermäßen die Schweden auch selbst Proviant von ihm genommen und wol wider ihre Zusage ein mehreres gefordert“. Da die Schweden also aussprenkten, daß der Herzog um seiner guten Beziehungen zu Moskau habe leiden müssen, so ersuche er den Zaren, mit Schweden keinen Frieden abzuschließen, ehe der

Herzog aus der Gefangenschaft befreit und in sein Fürstentum wieder eingesetzt sein würde. Aber die Thatfachen hatten inzwischen entschieden, der Friede war abgeschlossen und der Zar, für den die kleinrussischen Wirren ungleich bedeutungsvoller waren, als die Restitution des Herzogs, konnte im März dem Kurfürsten nur mitteilen, daß er das dem Herzog Jakob widerfahrne Mißgeschick bedaure und seine Kommissare angewiesen habe, bei den endgültigen Friedenstraktaten um Freilassung des Herzogs anzuhalten; aber daß diese Frage kein Hindernis sein würde, den definitiven Vertrag zu stande kommen zu lassen, lag in der Lage der Dinge begründet ²⁷²⁾.

Nicht viel Erfolg wird sich Friedrich Wilhelm versprochen haben, wenn er auch Frankreich für den Herzog zu gewinnen suchte. Allerdings bestand zwischen dem Kurfürsten und der französischen Regierung seit dem 14. Februar 1656 eine Defensivallianz, aber seitdem Brandenburg in der Frage der Kaiserwahl sich den Wünschen Frankreichs nicht geneigt gezeigt und diese Macht während des schwedischen Krieges König Karl Gustav unterstützt hatte, war eine starke Erkältung eingetreten. Da man nun vielfach glaubte, der mitauische Ueberfall habe in erster Reihe den Kurfürsten treffen sollen und da jedenfalls die Interessen desselben mit denen des Herzogs zusammenfielen, so konnte die Politik des Kardinals Mazarin wenig Veranlassung haben, für die Restitution Kurlands aktiv einzutreten. Zwar war der brandenburgische Agent in Paris, Christoph von Brandt beauftragt worden, die Pariser Regierung über „die execrable Action der Schweden“ zu instruieren und sie zu ersuchen, bei König Karl Gustav Beschwerde zu führen und die Restitution zu verlangen, allein der kluge Kardinal war davon weit entfernt, wenn auch ein gewisses allgemeines Wohlwollen für den Herzog die französische Diplomatie bei den späteren Friedensverhandlungen auszeichnet ²⁷³⁾.

Ebenso ungünstig lagen die Dinge in England, wo kurz vor der Mitauer Katastrophe der große Protektor Oliver Cromwell aus dem Leben geschieden war und sein Charakterschwächer Sohn Richard seine Stellung einzunehmen berufen war. Der

Verstorbene hatte mit Herzog Jakob gute Beziehungen unterhalten und seine überseeische Politik, schon aus Rivalität gegen die Niederlande, wohlwollend gefördert, ja es war am 17. Juli 1657 zwischen ihm und dem Herzog ein Schiffsfahrtsvertrag abgeschlossen worden, welcher Kurland manche Vorteile gewährte. Dann sehen wir ihn noch kurz vor seinem Tode — im Sommer 1658 — bei Polen für des Herzogs Neutralität eintreten²⁷⁴⁾ und an diese Traditionen knüpfte der Kurfürst an, als er im Spätherbst 1658 seinen Rat Weiman nach England schickte und ihm u. a. den Auftrag gab, für seines Schwagers Wiederherstellung das englische Kabinett zu gewinnen. Hier kam nun ein Umstand hinzu, welcher die Sympathien vieler und gerade maßgebender englischer Kreise wohl gewinnen mochte, das war die konfessionelle Frage. Herzogin Louise Charlotte, deren reformiertes Bekenntnis wir oben erwähnten, hatte in Mitau eine kleine Gemeinde ihrer Konfession gebildet, welche ihr Hofprediger Rudolf Günther Riesenwetter als Prediger bediente. Diese kleine Schar war dann nach dem Ueberfall vom 10. Oktober zersprengt und der Prediger manchen Unzuträglichkeiten ausgesetzt worden. In dem politischen Streite, welcher in den Flugschriften jener Zeit zum Austrage kam, spielt dieses Moment, wie schon angedeutet, öfters eine Rolle. Kurland — so hieß es in einer Schrift, welche von schwedischer, streng lutherischer Seite die Dinge beleuchtete — sei allerdings ein lutherisches Land, aber der Herzog habe eine reformierte Gemahlin wider seiner Räte und Stände Willen genommen und weil bekannt, daß die Calvinisten nicht ruheten, sondern immerhin suchten, „ihr süßes Gift aufzublasen“, „hätte man soviel wol vermercket, daß hochgemelter Herzog schon auch gehindert und wäre im Werke gewesen, Mitau zu reformieren.“ Von diesem Standpunkte aus betrachtet, war die Gewaltthat des Feldmarschalls Douglas die gerechte Strafe des Himmels für den Herzog²⁷⁵⁾. Um so mehr mußte es in England Eindruck machen, wenn die reformierte Konfession betont wurde. Darum sollte Weiman darauf hinweisen, daß „nunmehr die in Curland bishero gesammelte reformirte Gemeinde von den Schweden ganz

zerstreuet und wie die Reformirten überall von den Schweden so übelgehalten werden“. „Zweifelse nicht, es werde solches nicht ohne Frucht sein, sondern den Herrn Protectoren, dessen Herr Vater dem Herzoge von Curland allemahl viel Freundschaft erwiesen, zu anderen Gedanken bringen.“ Im Dezember sendete der Kurfürst ein eigenhändiges Schreiben an Richard Cromwell, in welchem er nochmals auf die Frage zurückkam und ihn zu veranlassen suchte, für Herzog Jakob zu intercedieren. Ein Mann, der es wohl wissen konnte, nämlich der Sekretär der Königin von Polen, erzählt, Cromwell habe durch seinen Botschafter dem König Karl Gustav in der gewünschten Weise Vorstellungen gemacht und ihn aufgefordert, dem Herzog die Freiheit wiederzugeben²⁷⁶⁾; doch ist es bekannt, daß der junge Protektor seine Rolle bald ausgespielt hatte und überhaupt die englische Politik nach des großen Cromwell Tode sich einer außerordentlichen Passivität erfreute, welche vor entscheidenden Schritten in jeder Hinsicht zurückschreckte. Was nützten im besten Falle allgemeine Vorstellungen? König Karl Gustav war nicht der Mann, sich durch solche einschüchtern und in seinen Entschlüssen bestimmen zu lassen.

Die eigentümlichste Rolle spielten jedenfalls bei diesen Verhandlungen die Generalstaaten, deren Politik ganz durch ihre Handelsvorteile bestimmt wurde. Hier war der Gewaltstreich insoweit recht willkommen gewesen²⁷⁷⁾, als er unter Umständen einen Vorwand zum feindseligen Vorgehen gegen Schweden abgeben konnte. Als der schwedische König vor Kopenhagen die Sundsperrre durchzuführen versuchte und damit den Handel der Niederländer wesentlich bedrohte, da hatte er ihre Ueberlegenheit zur See erfahren. Aber andrerseits hatten sie eine gar zu weitgehende Demütigung des nordischen Königreichs nicht im Auge und als am 20. Februar 1659 ein schwedischer Generalsturm auf die dänische Hauptstadt abgeschlagen worden war und sich die Möglichkeit bot, den König durch das Zusammenwirken von Landheer und Flotte zu vernichten, da zeigte es sich, daß die hochmögenden Herrn im Haag eine Beseitigung der schwedischen Macht für ebenso gefährlich hielten,

wie ihr Uebergewicht auf der Ostsee²⁷⁸⁾. Die Thatfache, daß man vom Haag aus auch für den Herzog intercedierte, hielt die Holländer noch keineswegs ab, dessen Ohnmacht zu benutzen, um seine Kolonien in Amerika und Afrika zu okkupieren.

Der herzogliche Faktor in Amsterdam, Henri Momber, ließ sich von der Amsterdamer Handelskammer der Ostindischen Compagnie bereden, ihr durch einen am 4. Februar 1659 geschlossenen Vertrag das herzogliche Fort St. Andreas am Gambia abzutreten, damit sie es, bis der Herzog zurückkehre, für ihn verwalte. Momber theilte dann dieses Abkommen dem furländischen Kommandanten am Gambia, Otto Stiel, mit der Aufforderung mit, er möge dasselbe, wenn er es für möglich halte, ignorieren. Stiel, der ein Ehrenmann war, weigerte sich, als ihn eine holländische Facht zur Uebergabe aufforderte, diese zu vollziehen. Aber eine vom holländischen Kapitän angezettelte Empörung der furländischen Söldner brachte das Fort in holländische Hände und den wackeren Stiel ins Gefängnis. Wie Stiel dann im Jahre 1660 das Fort wieder auf kurze Zeit gewann, um es bald wieder zu verlieren, liegt nicht mehr im Rahmen unsrer Erzählung²⁷⁹⁾.

Die andre Kolonie Herzog Jakobs, die westindische Insel Tabago, ging ebenfalls während dieser Zeit an die Niederländer verloren²⁸⁰⁾. Es gelang den holländischen Kaufleuten Lampfins, welche sich vorher ebenfalls auf der Insel festgesetzt hatten, die furländischen Kommandeure Christoph Reiserling und Christian Tieffen durch die Mitteilung, der Herzog sei ein Gefangener, welcher niemals mehr in den Besitz seines Herzogtums gelangen werde, für ihre Pläne zu gewinnen. Diese scheinen dann die Söldner auf ihre Seite gezogen und so die Uebergabe bewerkstelligt zu haben, wobei freilich die Einzelheiten noch sehr fraglich sind. Es sollte dann noch zwei Jahrzehnte dauern, bis der Herzog in den Besitz Tabagos, wenn auch nur zeitweilig, wieder gelangte.

Aber nicht nur die großen europäischen Mächte, auch die deutschen Mittel- und Kleinstaaten versuchte der Große Kurfürst

für das Schicksal seines Schwagers zu interessieren, der mit manchen von ihnen in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Aber wie die Macht der betreffenden Höfe sehr beschränkt war, so fehlte die Absicht, in die schwedischen Angelegenheiten sich zu mischen, vielfach auch da, wo man den persönlichen Beziehungen nach das Gegenteil hätte erwarten müssen. Das hing vielfach mit der inneren deutschen Reichspolitik zusammen.

Seit dem Tode Kaiser Ferdinands III. war die Frage, wer sein Nachfolger werden würde, brennend gewesen. Eine große Partei unter den Fürsten, besonders der Kurfürst Johann Philipp von Mainz, waren gegen die Wahl des Sohnes des früheren Kaisers, des Erzherzogs Leopold, gewesen, und als diese sich nicht vermeiden ließ, war eine Vereinigung, die sogenannten Rheinische Allianz zustande gekommen, um dem neu gewählten Kaiser die Möglichkeit zu nehmen, das Reich durch seine Hauspolitik zu schädigen. Am 15. August traten Kurmainz, Kurköln, Pfalz-Neuburg, Hessen-Kassel, die braunschweigischen Herzöge und Schweden in Frankfurt a. M. zu einer Konvention zusammen, der am folgenden Tage auch Frankreich beitrug. Die Theilhaber verpflichteten sich zur Aufrechterhaltung des Friedens von 1648, wobei als praktische Bestimmung die hervorzuheben ist, daß die kaiserlichen Truppen, welche nach den Niederlanden den Spaniern zu Hilfe ziehen würden, von den Verbündeten weder Durchzug noch Quartier erhalten sollten, daß aber Schweden Hilfe zu leisten sei, wenn seine Besitzungen in Bremen und Verden von Polen oder Brandenburg angegriffen würden²⁸⁰). Hier in Frankfurt nun, wo auch nach dem Abschlusse der Allianz noch sehr viele Staatsmänner zusammen waren, nahm der schwedische Delegierte Björnklaui die Gelegenheit wahr, um bei den andern Deputirten, denen ja die kurländische Katastrophe bekannt war, gegen den Herzog Stimmung zu machen, indem er alle die Gründe vorbrachte, welche schon die politischen Flugschriften für das schwedische Verfahren geltend gemacht hatten²⁸¹). Unendlich mehr freilich, als diese Darlegungen, war es die Interessengemeinschaft mit dem verbündeten König von Schweden, welche viele Mitglieder der rheinischen Allianz abhielt, sich

des Herzogs Jakob anzunehmen und das war auch dort der Fall, wo man Sympathien für diesen hegte, wie besonders in Hessen-Kassel. Als Grenzgebiet war das Ländchen an die Rheinische Allianz gefesselt, welche es vor dem französischen Nachbar deckte und schützte. Gewiß war man hier über das Unglück des Herzogs Jakob um so mehr empört, als man ja mit ihm durch nahe Bande der Verwandtschaft verbunden war. Hedwig Sophie, des Landgrafen Wilhelm Gemahlin, war eine Schwester der Herzogin Louise Charlotte von Kurland, mit welcher sie die zärtliche Liebe für den großen Bruder und die treue Anhänglichkeit an die reformierte Kirche gemein hatte. „Die Action, so mein Schwester begegnet ist,“ schreibt die edle Fürstin an Otto von Schwerin, „betrübt Mich gewiß nicht Wenig, Zweiflle auch nicht, Gott würdt manche Seufzer erhören Und einen jeden seinen Lohn geben, wie er es verdient. Nun Wünsche ich, daß E. D. Wieder frey Wehren Undt man die Kinder bekommen künfte, ich sehe aber noch keine Mittel dazu, wann Gott es nicht sonderlich schickt“²⁸²). Um nun seinen Schwager von der Rheinischen Allianz abzubringen und zu einer größeren Aktivität für den Herzog von Kurland zu bewegen, sandte der Große Kurfürst den Dr. Johann Tornow nach Kassel (November 1658) mit dem Auftrag, den Landgrafen zu ersuchen, mitzuwirken „und dieses unglückliche Haus wiederumb in vorige Freiheit und Stand zu setzen und zugleich einer aus Unserm Churfürstlichen Stamm geborenen und sowol E. D. als uns so nahe angehörigen Fürstinne zugefügte Beschimpfung und Vergewaltigung zu rächen.“ Da Tornow durch andre Geschäfte an der Vollführung seiner Mission gehindert wurde, so schickte Friedrich Wilhelm ein besonderes Schreiben an seinen Schwager, worin er ihn zu gemeinsamer Aktion für den Herzog aufforderte²⁸³). Aber die Rücksicht auf die Rheinische Allianz, deren Mitglied ja auch Schweden war, ließen es zu einem gemeinsamen Vorgehen nicht kommen und noch im folgenden Jahre nahm der Kurfürst Veranlassung, dem Landgrafen sein unmutiges Bedauern darüber auszusprechen, daß er für das Unglück der Verwandten in Kurland nichts als „Beklagen

und schriftliche Remonstration habe“. Als man sich dann später doch zu Beschwerden beim König Karl Gustav entschloß, erhielt man zunächst keine Antwort²⁸⁴), der König war in diesem Punkte eben nicht gewillt, nachzugeben. Als er im Oktober des Jahres 1659 den Grafen Waldeck nach Kassel schickte, um durch des Landgrafen Vermittlung den Kurfürsten für sich zu gewinnen und von Oesterreich zu trennen, gab er ihm die Weisung, falls der Landgraf als Voraussetzung seiner Vermittlung die Freilassung und Restitution des Herzogs Jakob verlange, dieses Begehren abzuschlagen. Jedenfalls müsse er die Lehnshoheit über Kurland beanspruchen, da aber eine solche dem Herzog sehr unbequem sein würde, so würde er ihn lieber in Pomerellen, Samogitien oder Litauen entschädigen. Falls aber der Kurfürst die betreffenden Teile Litauens für sich wolle, so möge er dem Herzog das Stift Minden geben. Der Landgraf war damals geneigt, für Schweden in diesem Sinne zu wirken, aber die weiteren Ereignisse ließen seine Vermittlung unnütz erscheinen²⁸⁵).

Eine treue Seele vergaß der Gefangenen nicht, ohne daß sie freilich viel helfen konnte. Elisabeth Charlotte, die Kurfürstin Mutter, schrieb zweimal selbst an den schwedischen König, um für ihre Tochter zu wirken, aber als sie schließlich Antwort bekam, da war diese wenig tröstlich. Obwohl, führte Karl Gustav in einem längeren Briefe aus, er Kurland stets auf das beste behandelt und ohne zur Neutralität verpflichtet zu sein, diese doch dem Herzoge „zeitweilig gegönnet“ habe, so habe dieser und seine Gemahlin doch stets gegen Schweden gefährliche „consilia, Machinationen und heimliche Anfeindungen“ betrieben und besonders den Kurfürsten von Brandenburg zum Abfalle von Schweden verlockt. Es sei schließlich soweit gekommen, daß der Herzog als hochgefährlich habe beseitigt werden müssen und der Auftrag, „sich des Fürsten und seiner Lande zu bemächtigen“, sei Douglas bei seiner Abreise nach Livland erteilt worden, „daß aber derselbe sothaner seiner Instruction directe zuwider gelebet und sich verleiten lassen, mit dem Fürsten in einen gültlichen Tractat zu treten solches stehet zu

deselben künftigen Verantwortung“. Herzog Jakob trage die Schuld, daß „das Werk zu dieser Extremität gekommen sei“²⁸⁶). „Ich forge nur,“ schreibt die alte Fürstin bald darauf bekümmert an Otto von Schwerin, „sie werde wol eine Weil im Unglück leben müssen, sorg wol gar sterben; denn in solcher harte Luft ist meine Tochter nicht gewöhnet. Ich bekenne, daß ich ihr Zustand sehr entfindt, doch muß ich denken, daß Nichts ungefehr geschehe, sondern daß Alles zu ihrem besten gereigen möge.“ Bitter meint sie, daß sich kein Mensch ihrer annehme. Das war jedenfalls wahr, daß die herzogliche Familie und das Land noch viel Leiden zu durchkosten hatten, ehe der Friede anbrach. Der Kelch des Unglücks war noch nicht geleert.

III.

Kriegswirren in Kurland.

Das Reich, das sie beschützen sollten,
Es liegt geplündert und verheert.

Goethe, Faust 2. Teil.

Als im Jahre 1659 der Krieg wieder erneuert wurde, da hatte Kurland alle Gräuel deselben in vollem Maße zu durchkosten und dabei war es zunächst im Grunde ziemlich gleichgültig, wer die Oberhand im Lande behielt, denn die guten polnischen Freunde stellten sich als eine nicht geringere Landplage heraus, als die Schweden. In den ersten Monaten des neuen Jahres gewannen, obwohl das Kriegsglück gelegentlich schwankte, die letzteren im allgemeinen immer mehr an Boden und es gelang ihnen schließlich, das ganze Land, jedenfalls seine Hauptfestungen und Städte zu nehmen.

Zunächst freilich waren die Polen überaus siegesgewiß und schon um die Jahreswende hatte König Johann Kasimir Kommissarien ernannt, welche die Verwaltung des Landes in ihre Hand nehmen sollten. Da aber die kurländische Ritterschaft, wohl in der Erwägung, daß nach der Regimentsformel bei Abwesenheit

des Herzogs die Oberräte die Regierung führen mußten und da diese gefangen waren, vom Lande neue zu wählen seien, an dieser Ernennung Anstoß nahm und von Memel aus, wo sie sich zusammengefunden hatten, an den König am 11. Januar durch ihren Deputierten Karl von Sacken²⁸⁷⁾ die Bitte ergehen ließ, „selbst ihren Gebräuchen und Rechten“ nach stellvertretende Räte wählen zu dürfen, so bestätigte der König am 4. Februar²⁸⁸⁾ die von der Ritterschaft denominierten Räte Barthold von Plettenberg, Oberhauptmann zu Tuckum, Obersilientenant Ewald von Brincken auf Planen, den Mannrichter Eberhard Tordt und Otto Barthold Schending, ferner Ernst von Sacken und Eberhard von Lüdinghausen, gen. Wolff. Diese stellvertretenden Räte erhielten Vollmacht, im Namen des Herzogs „alle Kriegs- und Staatssachen“ wahrzunehmen, die Jurisdiktion auszuüben, die „Meineidigen“, welche dem Feinde geholfen, streng zu bestrafen, das herzogliche Siegel zu gebrauchen, kurz das Land so zu verwalten, daß „sie dem Herzoge, wenn er nechst Gott wird restituirt seyn, nur Rechenschaft von solch ihre Verwaltung geben“. Ein an demselben Tage erlassenes königliches Manifest befahl den polnischen Feldherren, das arme, ausgefogene Land zu schonen und sich mit den Kontributionen, welche die Regenten anweisen würden, zufrieden zu geben²⁸⁹⁾. Bald darnach erfolgte — am 24. Februar — eine neue königliche Kundgebung, welche an die Ritterschaft und Geislichkeit des Herzogtums Kurland gerichtet war. Man möge sich durch die Drohungen der Schweden nicht zur Untreue verleiten lassen, sondern unentwegt zu seinem Herzoge stehen. Zwar wurde dem gemeinen Manne ein „Dunst hochwichtiger Ursachen“ vorgespiegelt, „ja mit dem heiligen Evangelio, welches doch nirgends, weder den Lügen, noch dem Betrüge Schutz verheißet, beschönigt.“ Der religiöse Gesichtspunkt wurde von den Schweden zum Vorwand genommen, da Kurland auch unter Polen stets die „gedachte Religion und Freyheit“ genossen habe. Es seien darum nur „boßhaftige, wiewoll gar ungereumbte, lächerliche Rencde des Feindes“, mit denen man es zu thun habe. Indem der König baldige Hilfe und Befreiung in Aussicht stellte, forderte er die Prediger auf, dieses

Universal von den Kanzeln zu verlesen²⁹⁰). Und in der That wies der Beginn des Jahres einige Erfolge auf, welche es nicht unmöglich erscheinen ließen, daß ein Umschwung eintreten werde.

Im Januar nämlich glückte es dem Obersten Berg, das feste Schloß Saackenhausen, in welchem sich die Schweden festgesetzt hatten, mit Erfolg zu berennen. Der Aufforderung, sich zu ergeben, setzte der schwedische Kommandant, der Kurländer Saacken, „ein Untreuer seinem Vaterlande“, welcher sich mit seinen 60 Mann halten zu können glaubte, „spöttliche Worte“ entgegen. Da wurde denn am folgenden Tage das Schloß erüthien und die Besatzung niedergemacht. Der Kommandant wurde „von seinem leiblichen Bruder mit seiner eigenen Hand entleibet und ein Vorbild gelassen, daß sich niemand ins künftige Unterstehen möchte, seinen Herren und das Vaterland zu Verlassen“²⁹¹). Man fand bei Saacken auch mehrere schwedische Briefe, aus welchen sich ergab, daß er einen Anschlag auf Libau vorgehabt habe „solchergestalt, daß er ungefehr 60 Schlitten mit Getreide dahin senden wollen, wovon die Bauern, so solches geführt, die Stadt an unterschiedenen Orten in Brand setzen sollten. Alsdann er von aussen mit einigen schwedischen Völkern ansetzen und sein bestes thun wolte“²⁹²). Viel wichtiger mußte es erscheinen, als litauisch = polnische Truppen die Stadt Mitau „mit stürmender Hand“ einnahmen und das Schloß, in welchem sich auch der Feldmarschall Douglas befand, belagerten. Aber die großen Hoffnungen, die man darauf setzte, die Vermutung, Douglas werde sich nach Riga zurückziehen müssen, waren vor schnelle gewesen; nachdem anfangs Douglas die Stadt vergeblich vom Schlosse aus hatte stürmen wollen, gelang es ihm schließlich, die Feinde in den letzten Januartagen zum Abzuge zu bewegen, nachdem er sie vom Schloß und der deutschen Kirche aus, welche von den Schweden verschanzt und mit Kanonen versehen war, kräftig beschossen hatte²⁹³). Aber damit nahm der kleine Krieg überhaupt eine für die Polen viel unglücklichere Wendung an. Der Feldmarschall Douglas, welcher schon vor diesen Ereignissen 400 Mann nach Litauen abgesandt

hatte, um dort zu rekonoszieren, zog nun selbst nach Goldingen, wohin er auch Verstärkungen aus Riga und anderen Garnisonen Livlands nachkommen ließ. Der goldingensche Kreis mußte zum Unterhalte der Truppen große Opfer bringen, so sollte jeder Bauer „5 Lof Gerste, 5 Lof Hafer, 10 Lof Korn, 20 Fl. an Gelde, ein Paar Strümpfe und Handschuhe, ein Drittel vom Pelz, 5 Balken liefern und von 20 Haken, ein in blauer Liberey ausmundirter Reuter und ein Pferd zur Artillerie gestellt werden“. „Und damit sollen sie für dießmal“ — schreibt ein Zeitgenosse — „frey sein, bis ihnen was mehr gebrochen wird, der Teuffel hol die Freyheit!“²⁹⁴⁾ Die Polen, Litauer und Kurländer unter Komorowski, Pac und Oberst Korff versuchten nun die Schweden von Goldingen fort und zu einem Treffen zu verlocken. Sie zogen daher (20. Februar a. St.) nach Süden der Grenze Schamaitens zu und in der That folgten ihnen die schwedischen Truppen auf dem Fuße. Da diese aber von den feindlichen Scharen, welche auf „ungewöhnten Wegen“ zogen, nichts merkten, so gaben sie sich einer gewissen Sorglosigkeit hin. Da wurden sie plötzlich von drei Seiten durch Kurländer und Polen überfallen und zum großen Teile niedergemacht, ja das Gerücht verbreitete sich, Douglas selbst sei gefallen oder gefangen, was allerdings unrichtig war. Der Feldmarschall bezog vielmehr mit seinen Truppen eine feste Stellung bei dem herzoglichen Schlosse Schründen²⁹⁵⁾ und trotz dieser Schlappe machte die Sache Schwedens im großen und ganzen manche Fortschritte. Ende Februar entsendete der Kommandant von Goldingen, Major Spens, 100 Reiter unter dem Lieutenant Warmhof zu einem Streifzuge aus. Bei Alschwangen wurden sie von drei Schwadronen Kosaken und zwei Schwadronen polnischer Dragoner überfallen, aber es gelang ihnen, in nächtlichem Kampfe die Angreifer zu zerstreuen und 80 Mann niederzumachen. Dasselbe Streifcorps stieß auf dem Rückmarsche bei Lindeneß auf brandenburgische Truppen, tötete 50 von denselben und kehrte mit 34 Gefangenen und zwei Fahnen nach Goldingen zurück²⁹⁶⁾. Daran schloß sich ein noch größerer Erfolg. Der Oberstwachmeister Alderkas zog

in der Richtung auf Hasenpoth, wo sich in dem polnischen Lager unter dem Feldmarschall Komorowski 2000 Mann befanden. Unvermuthet fiel Aderkaß über das Lager her, hieb 200 Mann nieder und erbeutete zwei Fahnen. In panischem Schrecken flohen die Polen durch das Städtchen fort, nur 400 Mann unter den Obristlieutenants Korff und Bud flüchteten sich auf das feste, ehemals bischöfliche, Schloß Hasenpoth. Aber sie sahen die Unmöglichkeit einer Verteidigung bald ein und ergaben sich noch an demselben Abend auf Gnade oder Ungnade. Sechs Kanonen, neun Fahnen, viele Pferde und Bagage war der Lohn der Sieger außer den Gefangenen, unter welchen sich der Obristlieutenant Korff und der Landschaftsoberst Johann von den Brindken befanden; ersterer mußte 2000, letzterer 1000 Rthlr. für seine Freilassung „auf Parole“ der Schweden entrichten²⁹⁷⁾. Aderkaß zog dann weiter nach Norden, wo er in der Tuckumschen Gegend eine kurländische Truppenabtheilung unter dem Obersten Schwarzhoff auftrieb und 600 Mann, darunter zwei Obersten, zu Gefangenen machte²⁹⁸⁾. Nicht minder glücklich war der Kommandant von Doblen, Gustav Armfeldt, welcher auf einem Streifzuge bei Neustädtchen (im Talsenschen) den Polen eine Schlappe beibrachte²⁹⁹⁾.

Unter solchen Umständen hatte es nicht viel zu bedeuten, daß eine polnische Partei, welche der sogenannte blinde Lieutenant Johann Lübeck kommandierte, in der Umgegend Libaus im März auf eine schwedische Abtheilung stieß, 35 Mann niedermachte und 21 Gefangene nach Memel brachte, ohne selbst nennenswerte Verluste gehabt zu haben³⁰⁰⁾. Interessant ist dieses an sich unbedeutende Scharmügel deshalb, weil uns hier zum erstenmal der Name eines Mannes entgegentritt, welchem wir in der Folge öfter begegnen werden.

Johann Lübeck stammte aus einem Geschlechte, welches in Livland und Kurland seit langen Jahren ansässig war; über seine Jugend wissen wir nichts und können nicht einmal angeben, ob er der Lieutenant Lübecker ist, welcher uns im Jahre 1657 in Diensten König Karl Gustavs entgegentritt. Ist es

der Fall, so hat er in der Folge die schwedische Armee verlassen und sich in polnische Dienste begeben; jetzt, in den Kämpfen der Jahre 1659 und 1660 begegnet er uns als Führer kurländisch-polnischer Truppen, und bald finden wir ihn von einem eigentümlichen Nimbus umgeben. Obwohl er im Besitze beider Augen ist, heißt er im Volksmunde „der Blinde“ und später, wie es scheint, mit einer andern Persönlichkeit verwechselt, „der blinde Valentin“ oder „Valten“. Dem einfachen Mann mochte seine Art imponieren, mit Weg und Steg wohl vertraut, überfällt er den Feind, wenn dieser es nicht erwartet, und weiß sich immer seinen Verfolgern zu entziehen. So gewinnt er das Vertrauen der Seinen und die Anerkennung seines Fürsten, der den Kriegsereignissen mit eifriger Spannung folgte. Daher ließ die Herzogin Louise Charlotte aus der Gefangenschaft die Bitte nach Polen gelangen, daß „der blinde Rittmeister seiner treuen geleisteten Dienste halber von der Ritterschaft der Cron Polen aufgenommen werden möge“³⁰¹⁾. In den folgenden Ereignissen begegnet er uns als der blinde Rittmeister, Lieutenant, schließlich auch als Oberst, wahrscheinlich wohl seines kurzen Gesichts halber mit jenem Beiwort bedacht. Ein rechter Bandenführer, besitzt er die Vorzüge und Schattenseiten eines Landsknechtes, und auf nichts hat er, wie der Schluß unsrer Erzählung zeigen wird, weniger Anrecht, als darauf, in dem idealen Lichte eines selbstlosen Helden zu erscheinen. Wie ein Irrlicht erscheint er in dem trüben Nebel der Zeit bald hier, bald dort, ohne daß die Lückenhaftigkeit unsrer Quellen es erlaubt, ihn genauer auf seinem Kriegspfade zu geleiten³⁰²⁾.

Inzwischen hatte sich der Feldmarschall Douglas aus Ingermanland und Esthland 1000 Mann Infanterie und zwei Schwadronen Kavallerie kommen lassen, um einen energischen Vorstoß nach Litauen zu machen und sich womöglich mit den schwedischen Truppen in Preußen zu vereinigen³⁰³⁾. Aber trotzdem, daß die Obersten Uexküll und Glasenapp in Litauen, südlich von Bauske, erfolgreich gegen die Feinde kämpften, gab Douglas jene Absicht zunächst auf und zog über die gefrorene Windau in westlicher Richtung, auf Libau zu, um sich der

bisher unbotmäßigen Hafenstadt zu bemächtigen. Die Stadt, welche durch 300 polnisch-litauische Truppen besetzt war, konnte an eine Verteidigung nicht denken, und so kam denn am 15. April eine Kapitulation zu stande, durch welche die Besatzung freien Abzug erhielt. Die Stadt wurde schweren Kontributionen unterworfen, sie mußte 10 000 Pfund Brod, 40 Tonnen Bier, ferner 36 Pferde mit 18 Fuhrleuten zum Geschützwerk, welches in zwölf Kanonen und zwei Feuermörsern bestand, liefern und 8000 Thaler zahlen, von welchen 3000 Thaler gleich zu entrichten, der Rest in Hamburg und Lübeck zu beschaffen war³⁰⁴⁾. Kurz vorher war auch Windau — am 12. April — gefallen, wo ebenfalls Brandschatzungen vorgenommen wurden und auch die Stadt angesteckt worden zu sein scheint. Die Bürger mußten sich durch Reversale zum Gehorsam gegen die Schweden verpflichten und hier und in Libau wurden schwedische Licent- und Seekammern angelegt. Als sich dann bald darauf an den Fall Libaus der des herzoglichen Schlosses Grobin anschloß, war ganz Kurland in schwedischen Händen³⁰⁵⁾.

Von Libau zog der Feldmarschall ins Litauische nach Schoden, wo der polnische Oberstwachmeister Berg stand. Nachdem Douglas diesen besiegt und zum Rückzuge auf Memel gezwungen hatte, setzte er sich selbst bei Schoden zwischen der Windau und Wardau fest und beherrschte so nicht nur Südkurland, sondern auch das umliegende Litauen. Eine weitere Eroberung Litauens war vom Könige mit Rücksicht auf Moskau, das noch immer sein Augenmerk auf das Großfürstentum gerichtet hatte, verboten worden, vielmehr die Weisung an den Feldmarschall ergangen, nach Memel zu ziehen und sich dort zum gemeinsamen Operieren mit dem Bruder des Königs, dem Herzog Adolph Johann, zu vereinigen. Aber auch dieser Plan war unausführbar, denn der polnische Feldherr Komorowski, der inzwischen mit den Russen einen Waffenstillstand auf drei Monate abgeschlossen hatte, machte nun, auf der einen Seite entlastet, Anstalten, in Kurland einzufallen, so daß Douglas dieses nicht ungedeckt lassen konnte. Außerdem kam die Nachricht, daß

sich brandenburgische Truppen ebenfalls von Preußen aus den Grenzen Kurlands näherten³⁰⁶⁾. So beschloß denn Douglas, sich langsam die Windau herab zu bewegen und Goldingen zu gewinnen, gleichzeitig ordnete er eine Neubefestigung der Burgen, besonders die Verpallisadierung Doblens an³⁰⁷⁾. Von Libau aus wurden Streifzüge unternommen, um den Feind zu beunruhigen und das Land zu devastieren, „damit die Polen und Brandenburger bei ihrer Ankunft keine Lebensmittel finden möchten“. Das geschah z. B. in der Gegend von Rugau, wo eine polnische Truppenabteilung von den Schweden am 21. Juni aufgerieben wurde³⁰⁸⁾.

Inzwischen waren nämlich die brandenburgischen Hilfstruppen, die Regimenter Schöneich und Polenk, in Memel angelangt und hatten am 17. (7.) Juni den Befehl erhalten, sich mit der Hauptarmee unter dem polnischen Feldherrn Komorowski zu vereinigen. Als sie und noch eine Compagnie unter dem Lieutenant Brumsee bei Komorowski eintrafen, setzten sich die Verbündeten nach Kurland zu in Bewegung, und gleich eines der ersten Scharmügel war ein sehr glückliches. Ein polnisch-kurländisches Streifcorps unter dem Obersten Schwarzhof und dem blinden Lieutenant hatte das Glück, den schwedischen Generalmajor Aberkaß, welcher 1000 Pferde aus Livland Douglas zu Hilfe führte, unvermutet fünf Meilen von der litauischen Grenze zu überfallen, 300 Mann niederzumachen, 9 Standarten und 250 Gefangene zu erbeuten. Unter den letzteren befand sich neben vielen andern vornehmen Offizieren auch der Generalmajor Aberkaß selbst. Er hatte fliehen wollen, war aber mit dem Pferde in einem Morast stecken geblieben, wo ihn der blinde Lieutenant und der Fähnrich Schmerling — früher ein lettischer Bauer — antrafen und gefangen nahmen. Der General suchte sich durch seine goldene Taschenuhr freizukaufen, aber der blinde Lieutenant behielt zwar die Uhr, ließ jenen aber keineswegs frei. Infolge dieses glücklichen Ereignisses befahl Komorowski, am 3. Juli zu Kalwary — noch in Litauen — eine Generalmusterung und einen Betrag zu halten³⁰⁹⁾ und ließ Douglas, der sich auf Goldingen rück-

wärts konzentrierte, verfolgten, wobei der Rittmeister Brumsee eine kleine Schlappe erlitt, als er auf ein überlegenes schwedisches Corps stieß. Aber im allgemeinen war es nicht zu verkennen, daß, seitdem die konföderierten Truppen in Kurland eindringen, hier der Stern Schwedens im Sinken begriffen war. Als Douglas die Nachricht erhielt, daß Erich Kruse ihm Truppen zur Hilfe führe, ließ er seine Infanterie bei Goldingen zurück und zog mit der ganzen Kavallerie jenem entgegen. Diese Truppen vereinigte er dann mit den von Kruse kommandierten und postierte sie auf der Straße von Tuckum nach Schloß, er selbst aber eilte nach Riga, von wo er 800 polnische Gefangene nach Schweden abfertigte, um die Stadt von unnützer Bevölkerung zu entlasten, denn die Lage war für ihn in der That eine recht ernste geworden ³¹⁰).

Obwohl von den Schweden hier und dort behelligt, rückte die vereinigte Armee der Polen und Brandenburger, zu denen auch das kurländische Aufgebot gestoßen war, immer weiter in nördlicher Richtung vor. Am 22. Juli hatte eine Abteilung vom Regiment Schöneich einen Zug, um zu fouragieren, unternommen, was dem Kommandanten von Grobin, Obrist Armsfeld, zu Ohren gekommen war. Er entsandte daher am Morgen des folgenden Tages etwa 200 Reiter und Bauern unter den Rittmeistern Buddberg und Wulffen, um jene abzufangen. Diese stießen bei Bartau auf die Brandenburger, welche, von ihrem Nahen schon unterrichtet, sie erwarteten. Eine auf Buddbergs Befehl abgegebene Salve fügte keinen großen Schaden zu, wurde aber „von den Dragonern, die hinter einem Zaun verborgen standen, so beantwortet, daß die meisten schwedischen Dragoner zu Boden sanken“. Der Rittmeister Wulffen, welcher die verzweifelte Situation erkannte, versuchte mit seinen Soldaten in der Richtung auf die See zu entfliehen, Buddberg aber, welcher ihm folgen wollte, wurde abgeschnitten und mit einem großen Teile seiner Offiziere und Soldaten, soviel sie am Leben geblieben waren, gefangen genommen. „Die anderen Officiers jejn theils todtgeschossen, theils in die Barthau gesprengt und ist es diesen am schlimmsten und fast nachdendlich ergangen,

indem sie in die Gruben, die sie den unsrigen gemacht, selbst gefallen sind, denn sie wegen des tiefen Wassers und hohen Ufers an jener Seiten so bald nicht herauskommen können, sie von den obigen Bauern, welche der Feind zu seiner Hülfe und Vortheil bestellet, in Meinung, daß unsere Parthey geschlagen und diese von derselben waren, vor der unsrigen, wie auch des Rittmeisters Budbergen und vor der anderen Gefangenen Augen im Wasser mit Kartätschen niedergehauen; die auf Anordnung des Amtmannes aus dem Wasser gezogenen Leichen erwiesen, daß außer den 54 Reitern 7 Offiziere und 4 Unteroffiziere sowie dem Rittmeister Budberg selbst, welche gefangen wurden, Niemand am Leben geblieben war“. Das polnische Hauptlager sollte auch an jenem Tage überfallen werden, der Anschlag wurde aber rechtzeitig entdeckt und die Schweden zur Flucht genötigt¹¹⁾. Die Sache wurde für Douglas noch schlimmer, als die Hoffnung, welche Raschtschokin gemacht hatte, den Waffenstillstand zu verlängern, zu Schanden wurde. Der litauische Kronfeldherr Sapieha zog vielmehr jetzt, nachdem er den Moskowitern eine große Niederlage beigebracht hatte, unter gewaltigem Plündern und Rauben ebenfalls auf den kurländischen Kriegsschauplatz¹²⁾. So glaubte sich denn Komorowski in der letzten Juliwoche zu einem größeren Vorstoße entschließen zu können. Er kommandierte den Obristleutnant Schwarzhof mit einer größeren Abtheilung, unter welcher sich auch der blinde Lieutenant befand, ab, um womöglich Mitau zu nehmen. Am Abend des 23. Juli schlichen die kühnen Angreifer wirklich an die Stadt heran und drangen früh am Morgen des folgenden Tages mit 400 Reitern und 2000 Bauern in dieselbe ein. Alles, was an schwedischen Soldaten im Städtchen war — es hieß 200 Mann — wurde niedergemacht oder gefangen genommen. Unter den Gefangenen befanden sich außer 160 Gemeinen sehr viele Offiziere und der Kommandant der Stadt, der Obrist Wenzel, selbst. Ein kleiner Teil, zu welchem auch der Oberst Manderscheid gehörte, flüchtete sich auf das Schloß, dessen Kommandant, Generalmajor Valentin Meyer, sofort ein starkes Feuer auf die Stadt eröffnete. Infolge dessen zog Schwarzhof, nachdem er die in der

Stadt gefangen gehaltenen fürstlichen Oberräte in Freiheit gesetzt, die Hauptbefestigungen niedergerissen, die Kanonen bis auf vier, welche er mit sich nahm, vernagelt und in die Gräben geworfen hatte, aus der Stadt, deren Thore er sprengte und ausbrannte, wieder ab³¹³). War die Einnahme des Schlosses auch noch nicht zu erreichen, so war den Schweden doch eine große Niederlage beigebracht worden, wobei das Hauptverdienst dem blinden Rittmeister zukam. „Der gute Kerl,“ wurde dem Großen Kurfürsten berichtet, „hat mehr und nützlichere Dienste als der Komorowski und Sapieha mit ihren Armeen gethan“³¹⁴). Von hier zogen polnische Truppen dann weiter bis Riga, wo sich damals die fürstliche Familie noch im Gewahrsam befand. „Ob es Pohlen, Ehurländer oder der Blinde, wie sie ihn nennen (da er doch beide Augen hat), gewesen,“ schreibt die Herzogin darüber nach Preußen an Bogislaw Radziwill^{314a}), „wissen wir diese Stunde nicht, sie kamen jenseit der Düna und nahmen viel Weinwand von der Bürgerbleiche — die Düna war dazwischen — trieben auch einig Vieh weg, welches durch ziemlich viel Canonenschöße man gern gehindert, denn es währte von 3 Nachmittage bis umb 7 Uhr Abends. Umb 6 commandirte man mit Schiffe einige aus, Also wir sahen, wie sie auf einander schoßen, aber es ging zu beiden Theilen ohne Verlust ab, wir sahen es im Fenster zu und weil es ohne Blutvergießen, sahe ich es mit an, wiewohl nicht ohne Seufzen, daß da ich gehofft, ich in Ruhe meine graue Haare wollt in die Erde bringen, ich nun den Krieg selber muß sehen, denn ich mein Tag Gott davon gebeten und denselben gehaßet. Endlich stachen die, so der Herren Schweden Feinde waren, bei 9 Gefinde an, welches mich herglicb betrübet und mit König David gedachte, was haben diese armen Schafe gethan!“ Die Herzogin fürchtete auch eine Beschießung Rigas, „wo ich sollt' hier Granaten sehen fliehen, schlugen sie uns todt, denn wo wir logiren, sein sehr dünne Mauern.“ Ebenso meint sie, die Schweden möchten sich in Kurland für diesen Ueberfall rächen und die Aemter ruinieren, von welchen die fürstlichen Gefangenen ihren Unterhalt bezogen, doch kann sie selbst gleich darauf diese Befürchtung als unnütze bezeichnen.

Unterbrechen wir hier den Gang der Erzählung der kriegerischen Ereignisse, um uns das Geschick der herzoglichen Familie in Riga zu vergegenwärtigen. Die Milde, welche man anfangs den hohen Gefangenen hatte angedeihen lassen, nahm mit der Zeit immer mehr ab. „Man verwahre ich J. Fürstl D. beiderseits härter und genauer als zuvor geschehen ist, also gar, daß man keinen Menschen zu Ihnen lassen, auch allerdings keinen von Ihren Dienern, die in der Stadt liegen. Wollten Sie aber von Ihren bei sich habenden Leuten jemanden in die Stadt schicken, so muß immer ein schwedischer Soldat mitgehen. Wiewohl Sie bishero Ihrer bei sich habenden Sachen noch mächtig gewesen, so habe man doch nunmehr dieselbe alle versiegelt und davon 2 Kasten mit Briefen und allerlei Schriften weggenommen mit dem Bescheid, daß man es untersuchen und hernach wieder zustellen wolle³¹⁵⁾.“ Als eine Vertrauensperson beim Herzoge „zur Tafel und darnach noch 7 Stunden“ blieb, wollten die Schweden diesen nicht nur nicht mehr zu ihm lassen, sondern beobachten ihn sehr mißtrauisch und wurden ihm „sehr gehässig“³¹⁶⁾. Gelegentlich freilich ließ Douglas Briefe passieren und auch sonst fanden sich Mittel und Wege nach Polen und Brandenburg Mittheilungen gelangen zu lassen. Wie die fürstliche Dulderin selbst ihre und Kurlands Lage auffaßte, zeigt ein Antwortschreiben an den König von Polen³¹⁷⁾, welcher der Herzogin seine Hilfe versprochen hatte. „Ach Gott,“ ruft sie bekümmert aus, „es wehret ja allzulang, unser schön Land gehet gar zu Grund, die so es besitzen, fortificiren sich drein und wir sitzen in solchem Betrübniß als elende Gefangene pflegen.“ „Ich verlaß mich nächst Gott allein auf E. K. M. und weiß, weil wir treu gewesen, und treu und ehrlich hoffen zu sterben, E. K. M. Werden auch umb die Wunden Jesu willen uns nicht verlassen und länger in diesem melancholischen ungesunden Orte lassen, sondern auf Mittel denken, ehe Wir hinsterven vor Elend und ein Haufen kleine arme Waisen lassen, uns zu erretten, dann bleiben wir noch ein Winter hie, so frieren wir hie todt; dann ich mit den Kindern und Leuten hie großen Frost gelitten, auch theils bedienten gestorben, daß sie kein

wärmbde und gebürliche Wartung haben können. Iſo ſein viel arme Dänen überbracht, ſorge es werden Churſche Bauern wieder übergeſandt werden, denn ſie ſollen theils die Partei ſehr affectionniren, weil ſie nur den alten Kalender halten, aber die Rüge und Döſen ſich nehmen laſſen. Es iſt ein kläglicher Zuſtand im Land; man ſagt, alle Aembter ſein faſt leer. Sonſt müſſen wir Nichts wiſſen, nicht ein Rath darf zu uns kommen, noch an uns ſchreiben, nicht einer von unſern Dienern. Wo wir hiſchicken, muß ein Soldat hinten nachgehen. Todte Fiſche werden beſucht, ob Briefe drein. Mir und den Kindern iſt ein klein Gärtchen eröffnet, damit wir nicht gar der Luſt entwöhnen; aber ich kann meinen Herren nicht mit einem Fuß hineinbringen; grämet ſich ſo ſehr, daß ich ſorg, es nimpt ein böſ End, denn er ſo ohne Motion zu leben nicht gewohnt. Und ob ich zwar hineingehe, kann ich doch kein fröhliche Stunde haben, biſ mich Gott wieder in das meinige verhilft. Ach, ich fürcht ſo, die Brüder vergeſſen die arme Schweſter; doch tröſten mich ihre beſtändige treue Herzen. Man ſagt unter der Gemeine noch, uns nach Schweden zu ſchicken; ſo ſterbe ich mit den Kindern unterwegs. Wie oft wünſch ich mir mit meinem Herrn in E. Kön. Maj. gerin(g)ſtes Vorwerk; ich glaube, hätte ich gegen E. Maj. geſündiget, Sie wären noch gnädiger geweſen, und hätten noch vergönnt, daß Leute zu mir kommen, von meinem Land oder dem Ort, wo ich wohn. Kein Bürgersfrau darf kommen. Ich darf und kann nicht Alles ſchreiben. E. Maj. glauben ja nicht, daß Wir hier auf Roſen ſitzen; man ſagt, theils im Lande ſollen auch noch übel reden und meinen, uns ſchade nichts. Ach, löblicher König, E. Kön. Maj. glauben ja kein falſch Anbringen; ich fürcht, man ſuchet auch, uns E. Kön. Maj. Gnade zu entwenden. All unſer Unglück kompt aus Treu zu derſelben, ſo Gott wohl weiß, und was ich mehr denk, iſt mir verboten zu ſchreiben, bitte auch durch Gott, daß kein Menſch erfahre, daß ich dieſes noch geſchrieben, ſo allein die unabwegliche Treu ſoll verſichern, die bei uns ſoll bleiben biſ in den Tod; wie ich dann E. Kön. Maj. verſichert, daß in meinem Gefängnuß mein Gebet beſto kräftiger für derſelben; weil es

mit so viel Thränen geschieht, als Worten, weil ich weiß, wann Gott E. Kön. Maj. erhält, Sie nimmermehr verlassen werden, die all ihr Trost und Hoffnung auf denselben setzt.“ Der Herzog selbst könne nicht schreiben, „er antwort auch so gern, ist ihm so hoch verboten.“ Und in Erinnerung besserer Tage, da sie auf ihr Glück stolz sein konnte, schreibt sie an Bogislaw Radziwill: „Ew. Ed. erinnern sich, wie oft ich geschrieben, ich dient zu kein Soldatenfrau; aber, ach Gott, was hab ich ausgestanden und Gott weiß, was einer noch hier ausstehen wird ³¹⁸).“ Im Hinblick auf die Befürchtung, daß sie, wenn das Eis aufgehe, nach Schweden gebracht werden würden, ergeht nach Königsberg die Frage, „ob deswegen nicht zu practiciren stünde, daß die Holländer für den Schären aufpaffeten und Sie der gestalt liberirten.“ In Polen freilich geschah trotz der vielen Versprechungen, welche der König und auch der Erzbischof von Gnesen dem Herzoge zukommen ließen ³¹⁹), fast nichts. Umso mehr war es, zumal der König Karl Gustav auf mehrere Briefe des Herzogs gar nicht geantwortet hatte, von Wert, wenn Brandenburg für das kurländische Herzogshaus eintrat. Und in der That, nicht nur im kleinen, nicht allein darin, daß der Kurfürst die herzoglichen Pferde, welche der fürstliche Marstaller Johann Greif nach Memel gerettet hatte, auf seine Kosten unterhielt, und auch Drachensfels nach wie vor unterstützte, zeigte sich die Theilnahme Friedrich Wilhelms an dem Geschehe seiner Schwester ³²⁰). Er trat für sie auch in den großen politischen Verhandlungen ein, welche den von fast allen Beteiligten heißersehnten Frieden anbahnen sollten.

Schon im März 1659 trat zu Thorn ein Kongreß zusammen, welcher nach einigen Wochen erfolglosen Beisammenseins nach Warschau verlegt wurde, um dann am Ende des Jahres nach Danzig überzusiedeln. Im Frühjahr erschien eine an die polnische Adresse gerichtete politische Flugschrift, welche in antiösterreichischem Sinne den Frieden zu stande bringen wollte und dabei auch der Meinung Ausdruck gab, daß unter Umständen Kurland zwar restituirt, aber schwedisches Lehen werden müsse ³²¹). Derartigen, auch in Polen nicht ganz fremden

Anschauungen trat der Kurfürst entgegen, indem er am 23. April an den König Johann Kasimir schrieb und ihn dringend ersuchte, bei den bevorstehenden Traktaten die „Liberirung und Restitution“ des Herzogs zu betreiben. Er sei sehr bekümmert, daß ihm hinterbracht worden, daß die Schweden jenen nicht allein „in viel härterer Custodie hielten“, sondern auch „ungescheut vorgaben, daß sie schon etlicher Maßen versichert wären, das Herzogthum Kurland nebst angehörigen Ländern von der Cron Polen bei den allgemeinen Tractaten zu erhalten.“ Zwar schenke er, der Kurfürst, diesem Spargement keinen Glauben, doch ersuche er den König für den Herzog einzutreten, indem er dabei versichere, daß er „solches als eine seiner eigenen Person erwiesene Wohlthat ansehen werde.“ Es sei unzulässig, daß Kurland „demjenigen, so dem Königreich so viel Jammers und Elendes angethan, gleichsam zu einem Re-compens zugewendet werden solle.“ Als nun das Gerücht auch nach Deutschland drang, daß die Schweden den Herzog nach Schweden fortzuführen beabsichtigten, setzten die Bemühungen des Großen Kurfürsten ein, um seiner Schwester und den Ihrigen das schwere bevorstehende Los zu erleichtern oder womöglich zu ersparen. Noch im Juli klagte die Herzogin Louise Charlotte dem preussischen Statthalter Bogislaw Radzivil brieflich ihre Lage: „Vorgestern war hier wieder Angst, wir sollten nach Schweden. Ich frage Nichts mehr darnach, möglich, wenn die Reichsräthe uns sähen, hätten sie desto mehr Erbarmen und hülffen zu unser Erlösung. Ich bin in Allem wie es Gott beschloffen, nunmehr resolviret. Gott erhalte nur meinen herzliden Herrn hier und meinen Churfürsten dort und wohn mir ferners mit seinem Geist und Gnaden bei.“ Das Vertrauen, welches die Herzogin hier ihrem Bruder ausdrückt, war ein vollkommen begründetes. Am 18. Juli erging an einen Vertrauensmann der Befehl des Kurfürsten³²²⁾, die Schiffer, welche die herzogliche Familie an ihr Ziel bringen sollten, „dahin zu disponiren, daß sie mit der fürstlichen Familie im Pillauschen, Mümmelschen oder Danzger Hafen einlaufen und also dieselben aus dieser betrübten Gefängnuß erlösen mögen.“ Für den Fall

des Gelingens versprach der Kurfürst den Schiffen zur Belohnung drei- oder viertausend Rth. Eine geheime Relation, die bald darauf dem Kurfürsten wohl von dem Adressaten jenes Schreibens zugefertigt wurde, berichtete dann, daß die beiden Lübschen Schiffer (d. h. Kapitäne) Franz Bekmann und Hans Sadelers gemietet seien, um den Herzog von Riga an den neuen Verbannungsort zu transportieren. Der Schreiber dieser Mittheilungen habe dem erstgenannten Schiffer 3000 Thaler geboten und bereitwilliges Entgegenkommen gefunden, da der Mann dem Herzoge früher gedient und „große Begierde habe, ihn zu liberiren“. „Mißglückte der Anschlag, und es käme Weitaufsigkeit daraus, daß der Schiffer auf der Folter käme,“ so möge der Kurfürst gestatten, daß er sich auf seinen Befehl beziehe. Da es aber nicht feststehe, ob es ihm auch gelingen werde, den andern Schiffer zu gewinnen, dessen Schiff mit 30 Kanonen besetzt sei, so bringe er in Vorschlag, „ob nicht den holländischen, bei Danzig liegenden Schiffen Ordre gegeben werden möchte, daß sie auf ein Gafard die Küsten oder das Fretum zwischen Dommesnees und Desel in etwas bekreuzigen oder sonst ein paar Wagehälse und Capern gegen Versprechungen einer gewissen Summe Geldes auf der Abführung lauern oder auch eine kurländische und polnische Partei von Wagehelfen einen Versuch auf die schwedische Schanze, welche an der Düna zwischen der Sehe und dem Fluß Bultra auf der kurländischen Seiten lieget und der Schlüssel zu Liefland und Curland ist, auch den Fluß die Düna schließet, thun wollten, damit S. M. ferner nicht zu Wasser verführt werden könnten.“ Doch sei der Plan, die Schiffer zu gewinnen, „am practicabelsten“. Allein auch dieser konnte nicht ausgeführt werden und es wurde vielmehr den fürstlichen Gefangenen um so strenger aufgepaßt, als es offenbar wurde, daß ihre Korrespondenz viel mit ihrer Lage und der Rettung aus derselben sich beschäftigt hatte. „Anfangs,“ schrieb Douglas damals an den brandenburgischen Statthalter in Preußen, Bogislaw Radziwill³²³⁾, „habe er dem fürstlichen Hause Churland die Briefwechselung mit dero fürstlichen Hauses anverwandten zwar gegönnet und freigelassen, aber,“ fährt er

fort „Möchte wünschen, man hette von fürstl. Churl. seiten in solcher vergönnten Correspondenz sich unverdächtig erwiesen undt nicht weiter, wie vorhin alzeit dardurch verursacht, daß Ihr Königl. Majst., mein gnädigster Herr und König endlich bewogen worden, zu mehrerer Versicherung dero Estats dem fürstl. Hause solchen forthin zu untersagen und dasselbe in gegenwärtigen standt zu versetzen.“ Als nun die Truppen der Verbündeten immer größere Fortschritte machten und bis nach Riga streiften, wurde der Plan, den Herzog noch weiter fortzuführen, zur That. Am Anfang August wurde die herzogliche Familie nach der Dünamünder Schanze gebracht. „Hier,“ schreibt ein zeitgenössischer Bericht³²⁴⁾, „gehen die Schweden nicht anders mit der hohen Herrschaft aus Churland umb, als man sonst mit einem gemeinen Musquetirer zu procediren pfleget, sintonmalen die Schweden keinen in der Schanzen etwas zu Kauf zu bringen, verstatteten, sondern alles außerhalb der Schanzen verkauft werden muß, in Meinung, S. D. den Herzogen durch Hunger und Gewalt zu zwingen und von dieselbe zu erhalten, was sie sonst mit Recht in der Güte nicht bekommen können.“ Die letztere Vermutung war gewiß falsch, man sperrete vielmehr den gefangenen Herzog von aller Verbindung deshalb ab, weil man im Begriff war, ihn über das Meer zu entführen. Etwa am 9. August stachen die fürstlichen Gefangenen in See, aber das Ziel der Fahrt war nicht Stockholm, sondern das feste Schloß Zwangorod bei Narwa, der äußerste, nach Osten vorgeschobene Besitz der Schweden, welcher sich seiner abgelegenen Lage wegen zum Aufenthaltsort für den mißtrauisch beobachteten Herzog wohl zu eignen schien, zumal dort als Kommandant Simon Gründel Helmsfeld, der der fürstlichen Familie wohl bekannt war, waltete³²⁵⁾. Auch mochte die Annahme, daß der Transport die livländische Küste entlang ungleich sicherer war, und diese Reiseroute von den Feinden nicht erwartet wurde, dabei mitspielen. Ob aber dem Schiffer der strenge Befehl zugegangen war, das Schiff mit der fürstlichen Familie in die Luft zu sprengen, falls sich während der Fahrt Seeräuber einstellen würden, das muß nach dem Charakter der Quelle, welche uns

diese Nachricht überliefert, sehr fraglich erscheinen³²⁶). Am 3./13. August langte die herzogliche Familie in Narwa an und wurde gleich nach Zwangorod, welches nur durch den Narwafluß von der Stadt getrennt ist, abgeführt. Das Protokoll des Narwaer Rates, welches diese Thatsache registriert, begnügt sich mit der bescheidenen, aber charakteristischen Bemerkung, daß „die Ursache dieses Arrestes nur Gott und der hohen Obrigkeit bekannt sei“³²⁷).

Während der Herzog so aus der Nähe seines Landes entfernt und, wie es schien, in allen seinen Aktionen gelähmt war, waren die Waffen der Konföderierten in Kurland von immer größerem Erfolge gekrönt. Als Douglas mit Hinterlassung vieler Kranken und der Bagage von Goldingen fortgerückt war³²⁸), zog Komorowski mit den Regimentern Schoeneich und Polenß vor die Stadt, welche von den Brandenburgern nach erfolgreichem Kampfe mit den aus dem Schlosse ausbrechenden Schweden bald genommen wurde, während die Polen sich des größten Theils der schwedischen Bagage als guter Beute bemächtigten (13./23. August). Das Schloß aber, in welchem der Obrist Spens, der Sohn von Douglas' Schwager, kommandierte, hielt sich wacker, doch erlitten die Angreifer nur geringe Verluste; bei den Brandenburgern wurde der Rittmeister Wichert schwer verwundet, bei den Polen der Bruder Komorowskis erschossen, doch meinten manche, daß der letztere von seinen Landsleuten ums Leben gebracht worden sei. Die Stadt wurde von den Polen ordentlich geplündert und auch die Stadtkirche dabei demoliert; man nahm die Kirchengeräte und den Altarschmuck fort, eröffnete die Gewölbe, beraubte die Leichen und verübte dabei die entsetzlichsten Schandthaten. Auch die Stadtuhr und die große Glocke raubte man und riß die Stadtschule nieder, nicht minder mußten die Bewohner der Umgegend von den brutalen Freunden vieles erdulden³²⁹). Dann schritt man zur Belagerung des Schlosses und es gelang, mehrere Röhren, welche das Wasser den Belagerten zuführten, zu zerstören. Fünf Wochen hielt sich Jakob Spens in der tapfersten Weise in der Hoffnung, daß Douglas ihn bald entsetzen werde. In der That

zog der Feldmarschall von Riga zum Ersatze herbei und versuchte, die Belagerer von der Stadt abzuführen. Da diese aber stark verschanzt waren, so konnte er ihnen keinen Schaden thun und beschloß, um den Feind nach sich zu ziehen, nach Litauen abzumarschieren. Auf dem Marsche erhielt er aber die Mitteilung, daß zwei kurländische Edelleute, Buchholz und Nettelhorst, mit einer Schar kurischer Bauern das Schloß Doblen erstiegen und erobert hätten. Er kehrte daher um, um nach Doblen zu rücken, erhielt aber dabei die Nachricht, daß Buchholz mit einem Teile der gefangenen schwedischen Besatzung nach Birsen geeilt sei. Nettelhorst fand er noch in Doblen vor und nötigte ihn am 2./12. September zur Uebergabe. Ein großer Teil der gefangenen schwedischen Besatzung wurde befreit und die Burg ihrer Schanzen beraubt, um dem Feinde keine Verteidigungsstellung zu bieten. Während des Zuges auf Doblen hatte Douglas aber auch eine schwere Schlappe erlitten. Ein Trupp von 250 Reitern unter dem Oberstlieutenant Gastfer stieß auf eine überlegene, 2000 Mann große polnische Abteilung und wurde von dieser so übel zugerichtet, daß kaum 100 mit dem Leben davonsamen und der Führer selbst in feindliche Hände fiel. Inzwischen war aber auch das feste Schloß Goldingen gefallen, dessen Belagerung die Polen um so ungeörter betreiben konnten, als der Waffenstillstand zwischen Litauen und Moskau sie vor dieser Macht sicherte³³⁰).

Die Schweden behaupteten später, daß durch Spens' Schuld nicht genügend Proviant in das Schloß gebracht, und zu viel nicht zur Besatzung gehörige Menschen in dasselbe hineingenommen worden seien. Jedenfalls stellte sich in der Burg bald schon großer Mangel ein, so daß die Soldaten vier Wochen, die Offiziere und Frauen die letzten 14 Tage sich mit Salzfleisch und Wasser zufrieden geben mußten. Da die Lebensmittel schließlich ganz zur Neige gingen und die Soldaten meuterten und das Gewehr niederzulegen begannen, mußte Spens sich schließlich zu Unterhandlungen entschließen, welche am 8./18. September zu einer ehrenvollen Kapitulation führten. Diese war übrigens von seiten der Belagerer wohl auch aus dem Grunde

beeilt worden, weil man die Stärke der Schweden überschätzte. Um so bedenklicher mußte es erscheinen, daß die versprochene Kapitulation, welche den Belagerten mit Artillerie und Bagage freien Abzug nach Dünamünde gewährte, von den Siegern treuloferweise nicht eingehalten wurde. Denn als die Schweden „mit 7 metallenen Kanonen und einem Mörser, fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, Saß und Paß aus dem Thore zogen, wurden sie plötzlich von den Polen überfallen, ihnen die Artillerie und Bagage genommen, die Offiziere — über 100 — arretirt und die gemeinen Knechte, deren 1500 waren, untergesteckt“³³¹⁾. Als Grund dieses unerhörten Verfahrens gaben die Polen nicht nur an, daß sie die Besatzung so besser vor dem Haße der Solbateska hätten schützen wollen; sie meinten auch, es sei doch nur die gerechte Vergeltung für die von den Schweden ehemals bei Wolmar verübte Persidie. Unter den Gefangenen befand sich außer dem Obrist Spens und mehreren hohen Offizieren auch der Major Dietrich Klüwer, welcher uns früher schon als Verräter des Herzogs entgegengetreten ist. Er und sein Schwager Rump wurden in strengen Gewahrsam genommen und Klüwer später — am 30. Oktober — zu Schrunden als Verräter hingerichtet. Die Beute, welche in die Hände der Polen fiel, als sie das Schloß erstiegen, war bedeutend: zwölf eiserne und sechs metallene Kanonen, zwei Feuermörser, viel Munition und zusammengeraubtes Gut; doch waren sie damit keineswegs zufrieden, denn als die Beute verteilt wurde und die Soldaten dabei offenbar ihre Wünsche nicht erfüllt sahen, wollten sie das Schloß stürmen, so daß Komorowski, welcher inzwischen weitergerückt war, aus Libau mehrere Compagnien zum Schutze desselben zurücksenden mußte. Doch entging das schöne Schloß der Vernichtung nicht; man wollte es möglichst unbrauchbar machen, damit es unter Umständen dem Feinde nicht nützen könne, obwohl es ohnehin außer der Ringmauer keine Befestigungen besaß. Die Polen vernichteten oder entführten auch das Schloßarchiv, um dessen Wiedergabe die Stadt Goldingen sich später, wenn auch vergeblich, bemühte, weil ihre Privilegien und deren Konfirmationen sich darunter befanden³³²⁾.

Duglas hatte indessen die Absicht gefaßt, sich bei Schagarren zu verschanzen, aber als Goldingen gefallen war und ein Streifcorps von 800 Mann, das er nach Samogitien entsandt hatte, um Vieh zu rauben, von einer 3000 Mann großen polnischen Abtheilung fast gänzlich niedergehauen worden war, entschloß er sich dazu, Kurland dem Feinde zu räumen und sich auf Riga zu zurückzuziehen. Er zog daher längs der Aa herab, versah Mitau und Bauske mit Proviant und setzte sich dann am 30. September (10. Oktober) bei Annenburg an der Aa, obwohl stets von den aufständigen Bauern behelligt, in einem Lager fest³³³).

Am 25. September war das Gros der polnisch-brandenburgischen Armee vor das Schloß Schrunden gerückt, hatte aber bald einsehen müssen, daß man es nicht, wie man hoffte, in zwei Tagen einnehmen könne. Erst nach 15tägiger Belagerung gelang es, den tapferen schwedischen Kommandanten Erich Lode zur Kapitulation zu bewegen. Schon vorher hatte sich das Heer geteilt, um die einzelnen Städte und Burgen, welche noch schwedische Besatzung hatten, zu nehmen. Eine kleinere Abtheilung zog in den letzten Tagen des September die Windau herab und begann das Schloß Windau zu stürmen. Aber da zwei schwedische, mit Kanonen wohlversehene Schuten, die im Hafen lagen, die Angreifer beschossen, so mußten diese abziehen. Doch kehrten sie alsbald mit einer Verstärkung von 500 Dragonern zurück. Die Lage des Kommandanten Wikerton gestaltete sich jetzt der größeren Uebermacht gegenüber, zumal da die Schiffe wegzufahren sich beeilten, zu einer überaus schwierigen. Die Soldaten, meist widerwillig dienende Dänen, meuterten und weigerten sich zu kämpfen. So war der Oberstlieutenant Wikerton denn schließlich gezwungen, am 22. September (2. Oktober) zu kapitulieren. Aber auch diese Kapitulation ward nicht eingehalten; die Offiziere wurden zwar nach Riga geschickt, die Soldaten aber in die polnischen Regimente eingesteckt³³⁴). Ein andres Corps wandte sich von Schrunden nach Libau. Hier aber hatten die Schweden sich nicht sicher gefühlt, sie verbrannten daher die Stadt und begaben sich dann

auf Böten trotz heftigen Sturmes nach Riga. Ein kleiner Teil — 40 Mann — wurde vom Oberflieutenant Arenfeld, dem Kommandanten von Grobin, nach dieser Burg gezogen, in welcher er sich, nachdem er Weib und Kind nach Riga geschickt, bis zum äußersten zu halten entschlossen war. Um sich besser zu verteidigen, ließ er das Städtchen Grobin anzünden, und dabei wurde unter anderem auch die lutherische Stadtkirche ein Raub der Flammen.

Unter solchen Umständen war es dem brandenburgischen Regimente Schöneich nicht schwer, das fast verlassene Libau am 3. Oktober zu nehmen. Ein Generalquartiermeister, ein Lieutenant, ein Sergeant und 24 Gemeine mußten sich auf Discretion ergeben. Der erstgenannte jener Offiziere, dem auch Schründen und Grobin ihre Befestigungen verdankten, hatte auch Libau mit festen Schanzwerken versehen, welche beinahe beendet waren. Denn eigentlich war es die Absicht der Schweden gewesen, sich in Libau zu konzentrieren und Grobin preiszugeben. Da aber die Verproviantierung wegen des schnellen Anmarsches des Feindes nicht möglich war, so mußte Grobin jetzt zum letzten Stützpunkt genommen werden. Die Polen, welche sich plündernd über Libau hermachen wollten, wurden von den brandenburgischen Truppen daran gehindert. Dafür mußte aber die Bürgerschaft über 20 Tonnen Bier, Brod und sonstigen Proviant für die konföderierte Armee liefern. Dann ging man daran, Grobin zu belagern³³⁵).

Noch am 3./13. Oktober erschien Bogislaw Radziwill, der brandenburgische Statthalter in Preußen, welcher, inzwischen vom Krankenlager erstanden, den Oberbefehl über die kurfürstlichen Truppen übernommen hatte, vor dem grobinschen Schlosse und ließ dessen Kommandanten, den Obristen Arenfeld, zur Uebergabe auffordern. Dieser schlug zunächst die verlangte Kapitulation ab; er ließ antworten, es sei zwar eine große Ehre, von einem so berühmten Felbherrn wie Radziwill angegriffen zu werden, aber weil er dem Könige von Schweden verpflichtet sei, so müsse er sich bis zum letzten Mann halten. Darauf ließ Radziwill auf den Brandstätten des eingeäscherten Städtchens

Batterien und Laufgräben in der Nacht fertigstellen und es begann jetzt eine von beiden Seiten mit Erbitterung geführte Kanonade. Die Brandenburger schossen mit solchem Erfolge, daß bald drei Bollwerke und fünf Kanonen der Verteidiger ruiniert waren. Diese Verluste riefen bei dem Kommandanten die Besorgnis wach, er möchte, wenn er schließlich doch zur Kapitulation gezwungen werden sollte, schlechtere Bedingungen erhalten, und so schickte er denn die Kapitäne Douglas und Brackel hinaus, um einen Vergleich anzubieten. Dieser kam auch noch an demselben Tage, am Abend des 8./18. Oktober, zu stande; die ganze Besatzung mit Ober- und Untergewehr, Weib und Kind und persönlichem Eigentum, sowie Kraut und Lot zu drei Schüssen erhielt freien Abzug, dagegen sollten die Kanonen, Mörser und alle Munition, sowie alles, was die Schweden „auf dem fürstlichen Hause vorgefunden“, zurückgelassen werden, ebenso alle zum Schloß gehörigen Personen und Diener. Um 7 Uhr morgens des 9./19. Oktober sollte das äußerste Thor den Brandenburgern überliefert werden und dann die Besatzung nach der Dünamünder Schanze konvoyiert werden, bis zur Rückkehr des Konvois aber der Kapitän Douglas und ein Lieutenant als Geiseln zurückbleiben. Am verabredeten Tage zogen die Schweden in der That mit ihren Fahnen ab, aber 160 Soldaten und Offiziere traten gleich in brandenburgische Dienste über. Im Schlosse fanden die Konföderierten große Beute, 15 Kanonen, 1 Mörser, 100 Musketen, 3000 Musketenkugeln, 2 Pfd. Kartätschen, 2 Tonnen Pulver und vieles andere fiel in ihre Hände. Die Verbündeten mußten den errungenen Sieg wohl zu schätzen und Bogislaw Radziwill gab im Lager den polnischen Generälen Komorowski und Polubinski ein Gastmahl. Bei der Rückkehr von demselben erkrankte und starb Komorowski plötzlich und nun trat Polubinski an die Spitze der polnischen Armee³³⁶). Infolge dieser Eroberungen war ganz Kurland, außer den Festungen Mitau und Bauske, von den Schweden gesäubert und Douglas hielt es nun für besser, das Land zu räumen. Nachdem er noch in Mitau alle Kirchen und die größeren Gebäude, welche bei der Verteidigung des

Schlosses hemmen konnten, in Brand gesteckt hatte, zog er am 15./25. Oktober eilig über die Düna und setzte sich jenseits des Stromes fest. Bald darauf folgten die Brandenburger und Polen und nahmen auch die Stadt Mitau wieder in ihren Besitz. Schon am 1. November konnte ein Einwohner der herzoglichen Residenzstadt frohen Herzens melden: „Vom Feinde hat man hier ganz keine Noth³³⁷⁾.“ Aber von den lieben Freunden hatte man um so mehr zu leiden, denn die polnischen Truppen hausten in der schlimmsten Weise und benachteiligten dabei die Brandenburger bei der Verteilung der Beute zc. so viel sie nur konnten. Von brandenburgischer Seite suchte man dem Lande alle mögliche Schonung angedeihen zu lassen und zu diesem Zwecke erließ Bogislaw Radziwill von Libau aus am 24. Oktober ein Patent³³⁸⁾, welches das Rauben auf das strengste verbot. „Die fürstlichen Häuser und Ämter, sowie die adeligen Höfe wurden von Einquartierungen befreit, alle Plünderungen und Exorbitantien“ vollständig untersagt. Zur besseren Regelung des Verpflegungs wesens wurde ein Kommissarius in Libau bestellt, auf dessen Assignation allein Lebensmittel verabfolgt werden sollten. Werbungen im Volk durch List oder Gewalt sollten nicht vorkommen. In Libau war nur der Garnison, dem Obristen Schöneich und den Kommissaren zu wohnen gestattet und „damit das viele Ausreiten und der daraus erwachsende Ruin des Landes präcavirt werden möge“, wurde allen Pässen, welche nicht von Schöneich ausgestellt waren, die Gültigkeit abgesprochen und für alle Kontravenienten harte Strafen in Aussicht gestellt. Wenn trotzdem die Brandenburger auch als nicht unerhebliche Last im Lande empfunden wurden, so galt das noch in höherem Grade von dem polnischen Heere, das jeder Zucht und Ordnung bar war.

Als durch die glückliche Eroberung der Stadt Mitau im Juni die fürstlichen Oberräte, der Landmarschall Johann von der Recke, der Kanzler Melchior von Földersahm und der Landmarschall Wilhelm von Rummel befreit worden waren, hatten sie sich mit ihrer Familie nach Memel begeben. Hier fanden sich nun die Edelleute der Herzogtümer Kurland und Semgallen

zu einer Landesversammlung zusammen und fertigten am 18. August ein „Memorial und Bitte um Restitution Herzogs Jakobi“ aus, dessen Vertretung dann den Obrerräten übertragen wurde. Diese begaben sich bald darauf auch nach Warschau, „um die Eliberation unserer gnädigsten, landesfürstlichen Obrigkeit zu bewirken und was mittelst bei diesem elenden, verwirreten Zustande dero herzogthumb und Lande präjudicirliches bereits eingerißen war und noch bei Hofe ex practicirt werden könnte, zu avertiren.“ Die Delegierten wurden vom Könige in Audienz empfangen, der ihre Wünsche, besonders hinsichtlich der Restitution des Herzogs zu erfüllen versprach, soweit er es könne. Von diesem Resultate gaben sie dem brandenburgischen Residenten Adersbach genaue Kenntniss und eilten dann nach Preußen zurück. Auf der Reise erhielten sie Kunde von der Verwüstung des goldingenschen Schlosses und richteten daher von Königsberg aus im Oktober 1659 ein Schreiben an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, in welchem sie ihm von dem Verfahren der Polen berichteten. Es habe, lesen wir in ihren Darlegungen, den Anschein, als ob sie es überall so machen würden und geneigt seien, der Gefangenen Herrschaft und Leute in die Asche zu setzen und alles auf den äußersten Grad zu ruinieren. Sie knüpften hieran die Bitte, der Kurfürst möge beim Könige Johann Kasimir intercedieren und auch bei den Friedenstraktaten die Restitution des Herzogs betreiben, auch den brandenburgischen Vertretern die Kooperation mit den kurländischen ans Herz legen. Friedrich Wilhelm antwortete schon im selben Monate³³⁹⁾, daß er, wie bisher, gern und willig, nichts ermangeln lassen werde, was zu des Herzogs „Restitution in vorige Freiheit in einige Wege gereichen kann“. Wegen der polnischen Plünderungen habe er an Johann Kasimir schon geschrieben und hoffe, daß das helfen werde. Auch dieses kurfürstliche Schreiben hat sich erhalten und zeigt uns, daß man am brandenburgischen Hofe über das Verhalten der Polen sehr verstimmt war. Friedrich Wilhelm wies den König auf den Mangel an Disziplin im polnischen Heere hin und ersparte ihm nicht den Vorwurf, daß durch Raub und Brandstiftung jetzt mehr Orte verwüstet würden,

als früher vom Feinde. Auch hielt er dem Könige vor, wie selbstsüchtig und unbillig die Polen gegen die Brandenburger vorgingen, sowohl hinsichtlich der Verteilung der Gefangenen und Beute, als auch in der Anweisung der Quartiere. Man wolle die durch die Brandenburger gewonnenen Schlösser nicht in deren Händen lassen und gehe so weit, zu verlangen, daß die kurfürstlichen Truppen Kurland räumten. Das Schreiben verlangte dringend Abhilfe der Beschwerden und Schonung des Wenigen, was sich im Herzogtum noch aus dem allgemeinen Ruin gerettet habe. Auch sei es geboten, die Regierung jetzt wieder den herzoglichen Räten zu übertragen, die ja jetzt in Freiheit gesetzt und am geeignetsten zu ihr seien. Diesem letzten Ansinnen ist dann auch alsbald entsprochen worden³⁴⁰).

Während sich nun diese Ereignisse in Kurland abspielten, war die herzogliche Familie in Zwangorod in recht strengem Gewahrsam gehalten worden. Die Interzessionen, welche von Deutschland aus stattgefunden hatten, waren von keinem Erfolge begleitet gewesen. Schon am 13. Juni war eine derartige Kundgebung auf Anregung von Drachenfels vom Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen nach Schweden übermittelt worden und am 20. September war ein Kollektivschreiben an König Karl Gustav abgegangen, zu welchem sich nun auch die meisten Teilnehmer der rheinischen Allianz bereit gefunden hatten. Johann Wilhelm, Kurfürst von Mainz, Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln, Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg, Christian Ludwig von Braunschweig, Herzog August von Lüneburg und schließlich auch des Herzogs bisher passiver Schwager Wilhelm von Rassel hatten dieses Schreiben unterzeichnet. Dieses Vorgehen, welches eine Restitution des Herzogs „in vorige Freiheit und Stand“ bezweckte, war bei einem großen Teile der Teilnehmer nur durch die Aenderung der allgemeinen politischen Lage zu erklären. Frankreich nämlich, welches zwar Schweden nicht fallen lassen, aber auch nicht ins Ungemessene wachsen lassen wollte, hatte im Sommer 1659 im Einverständnis mit England und Holland durch das sog. Haager Konzert auf

Schweden die Preßion ausüben wollen, sich mit Dänemark auf Grundlage des für jene Macht so günstigen Röskeilber Friedens zu vertragen, diese Forderung war aber von beiden beteiligten Mächten abgelehnt worden. Auch die für Dänemark weit günstigeren Friedensvorschläge, welche das sog. zweite Haager Konzert an die beiden nordischen Königreiche gelangen ließ, fanden dieses Mal nur den Beifall König Friedrichs von Dänemark. So war denn bei Frankreich eine gewisse Bestimmung gegen Schweden eingetreten und da außerdem auch eifrig an dem Abschlusse des französisch-spanischen Friedens gearbeitet wurde, so fiel für die Rheinbundfürsten manche Rücksicht weg. Aber mehr als eine Sympathieeindregung war diese Interzession doch nicht und es lag in der Natur der Sache, daß König Gustav durch solche platonische Meinungsäußerungen nicht viel beeinflusst werden konnte³⁴¹). Je kritischer sich zudem seine Situation gestaltete, um so weniger konnte er daran denken, einen Mann in Freiheit zu setzen, welchen er sich naturgemäß zum eifrigen Feinde durch seine brutale Behandlung gemacht hatte. Darum mußte auch das Memorial³⁴²) von wenig Bedeutung bleiben, welches Herzog Jakob von Zwangorod aus an den schwedischen König gelangen ließ und in welchem er in dringendster Weise seine Restitution verlangte. Er könne sich noch immer nicht, hieß es in dem Schriftstücke, der Zuversicht versagen, daß der König „den Totaluntergang seiner und seiner Leute ponderiren und nicht zulassen werde, daß der Herzog durch solche lange Haft an den Bettelstab sollte gebracht werden und unverschuldet sein Leben und graue Haare mit Herzeleid in die Grube bringen werde“. Er wies ferner auf seine Verdienste hin, welche er, sowie seine Vorgänger um Schweden hätten, und betonte den Treubruch, welcher darin liege, daß er trotz der Verträge, die Douglas und Helmsfeld mit ihm geschlossen hätten, überfallen worden sei. Wenn der König meine, daß die betreffenden Generale ihre Ordre mißachtet hätten, da diese ihnen Verträge nicht gestattete, so hätten sie doch jedenfalls „Parole halten müssen und es der Krone zum Schimpf nicht retractiren dürfen“. Während er sich durch die Neutralität dem

Mißtrauen Polens ausgesetzt habe, sei dieselbe für Schweden stets vorteilhaft gewesen und noch jetzt ziehe dieses aus Kurland hohe Einnahmen durch die Lizenzinstitutionen. So wie mit ihm sei noch mit niemand umgegangen worden, selbst offenbare Empörer, wie Gaston von Orleans, der Bruder König Ludwig XIII., habe bei seinem Bruder Gnade gefunden, selbst der Prinz Condé, der eben noch in den Kämpfen der Fronde gegen die Krone Frankreich gekämpft, sei soeben noch — durch den pyrenäischen Frieden — restituirt worden. Was habe er aber schließlich verbrochen, daß er jetzt „seit Jahr und Tag das Seinige von außen ansehen müsse, welches ein unerhörtes und dergleichen in keine Historien zu finden“. Er sei unglücklicher als seine Unterthanen, welche doch ausgewechselt werden könnten, wenn sie in Feindeshand gefallen seien. Wenn der König ihn nun restituire, so werde das „der equitet gemäß sein, J. R. M. Feinde besanftmüttigen, dero Lob egrandiren“. Er, der Herzog mit den Seinigen werde „alle Zeit dem Könige zu dienen bereit sein, sonderlich nach abermahliger Vergewisserung der beständigen Neutralität, unter dero Hand und Reichsversicherung sich ersten Vermögens seinem muneri procuratorio gemäß die Krohnen hinwieder in gutes Vernehmen zu bringen, sich weiter bemühen“. Allerdings war der Zeitpunkt zu einer derartigen Forderung, welche doch auf Restitution und Neutralisierung hinauslief, nicht schlecht gewählt, denn es konnte wohl geltend gemacht werden, daß ein neutrales Kurland für den König ungleich nützlicher sei, als ein in den Händen der Polen und Brandenburger befindliches. Aber man hat sich in Schweden eben gewiß nicht zu dem Glauben entschließen können, daß Herzog Jakob nach allem Vorgefallenen dauernd neutral bleiben werde, sondern ihm vielmehr im höchsten Grade mißtraut. So mußte er denn noch viele Monate schwerer Haft durchleben, bis ihn der ersuchte Friede erlöste, denn alle die diplomatischen Verhandlungen, welche wir später berühren werden, nützten dem Herzoge augenblicklich auch nichts und brachten eine Restitution vor dem allgemeinen Friedensschlusse nicht zuwege.

Ueber das schwere Leben, welches die Verbannten in Zwan-

gorod führten, verbreiten die Briefe der Herzogin Louise Charlotte ein erwünschtes Licht. Wiederum tritt ihre Korrespondenz in den Vordergrund, weil man ihr allein erlaubte, eine solche zu unterhalten. Wir sehen sie mit ihrem Bruder, ihrer alten Mutter in Grossen, mit den polnischen Majestäten und mit Bogislaw Radziwill in eifrigem Briefwechsel, welchen der Kommandant Helmsfeld nicht allein gestattete, sondern auch gelegentlich beförderte, wie er denn überhaupt viel Rücksicht nahm und zwar vielleicht in einem höheren Grade, als ihm seine Vorgesetzten gestatteten; jedenfalls fügt die Herzogin der an ihre Mutter gerichteten Bitte, ihr unter Helmsfelds Adresse zu antworten, die Worte hinzu: „aber nur secret, damit er nicht in Unglück voñr sein guht gemüht komme“³⁴³). Meist waren die fürstlichen Gefangenen an ihre Wohnräume gefesselt, welche wenig verlockend waren. „Es haben,“ so schreibt ein Mann³⁴⁴), der es selbst miterlebte, „sich die fürstliche Herrschaft gar elendiglich in vier niedrigen und geringen, von Holz zusammengefügten und mit Erde bedeckten Häuserchen behelfen müssen, welche mit einer alten starken Mauer umgeben waren, daß man nichts als die Wolken über die Mauern und unsere Wacht neben und die Erde unter sich sehen konnte. Niemand von Bürgern aus Narwa noch irgend ein Fremdbder ward zu uns hinauf gelassen, dörfte auch Niemand der Unsrigen, ehe die Zeitung kam, daß der König von Schweden todt wäre, heruntergehen, er hette denn zuvor seine Expedition dem Officierer von der Wacht angesaget und einen Soldaten, auf seine Geschäfte Acht zu haben, mitbekommen.“ Die Herzogin wunderte sich selbst, daß sie „in ihrer schwarzen Hütte und miserablen Herberge noch lebe, wo es aber noch länger dauere, werde man bald das Gegentheil hören“. „Ich bitte Gott täglich, mir vergeßen zu laßen, wehr ich gewesen und wie ich gelebt. Ist ein Haus da man nur gegen Himmel kann sehen und Alles verzehrt und wo man krank wirt, nichts in die aptek was krigen kan.“ Das Geld der Herzogin geht allmählich zur Neige und schließlich können alle Wagen — so die für den Informator — nicht mehr beschafft werden. „Hier zehren wir voñr unser gelt und werde

ich so naßend herauskommen, dann all das meine gehet hin.“ Schon im November hatte die Fürstin in Zwangorod 8000 Thaler verausgabt. Dazu kam noch die veränderte Lebensweise. Helmfeld und seine Gemahlin luden zwar die fürstlichen Gefangenen alle acht Tage zu sich, „aber,“ schreibt die Herzogin, „meines Herrn Gewohnheit, die in großer Bewegung bestanden, wirt nun ganzs verendert, in dem S. L. nirgends hin dürfen noch kommen.“ Ferner stellten sich viele Unzuträglichkeiten in der Verpflegung ein, „die armen Kinder sein bleich, wie der todt und werden recht mager, weil die Küch hie nicht so gut, wie in den seinigen, dann hie Alles teuer und übel zu krigen; zuweillen schickt der gouverneur ein Dchs, aber das fleckt wenig, dan wir noch zimlich starck ahn Vold. Man bringt aus, man hält uns frei, aber unser beuttel wird das Contrarii wohl innen.“ Wie die Dinge sich in Kurland gestalteten, konnte Douglas aus den herzoglichen Aemtern keine Lebensmittel senden, nur Wein versprach er zu schicken. So stellte sich öfters Mangel ein und der Pastor Stern in Zwangorod, sowie seine Gemahlin halfen dann in freundlicher Weise der fürstlichen Familie mit Sendungen aus ihrer Küche aus. Als dann der Winter mit Macht ins Land gezogen war, brachte die Kälte den Verbannten manche schwere Stunde und nach all dem Gesagten kann man sich nicht wundern, daß der Gesundheitszustand des Herzogs litt. „Mein Herr,“ klagt die Herzogin, „siehet aus wie der Tod,“ obwohl er nicht eigentlich krank sei. „Aber der Gram ist ein heimliches Gift, da ich wol angst für mein Herrn, denn S. L. solch Leben nicht gewohnet. Unsere Promenade ist aus die Stube in die Cammer.“ Auch sie selbst ist natürlich tief deprimiert. „Der Doctor sagt, es sey kein Hülf, bis ich wider zur Ruhe, sei nur melancoley.“ Ueber die Ereignisse in Kurland wurde man nur spärlich unterrichtet. „Ich weis, sehe noch höre nichts, als ein Hof vol unflat, da mein arme Kinder müssen durchplatschen.“ Kurland, hofft sie, werde bald befreit sein: „Wir müssen von da nichts mehr wissen, so Recht betrüblich.“ Die Haft „in diesem schönen Bauernhause“ wurde übrigens mit der Zeit immer strenger. „Nachdem anfangs in

dis Zwangrot einige von Adel gelegen, auch teutsche, seien die nun alle entfernt worden.“ „Nun wirt ein Thor zwischen uns und unsre Leuth gemacht. Man bewacht uns nun viel Stercker, haben 2 Compagnie mehr. Man ist vor uns,“ spottet sie bitter, „mehr angst, als uns vohr ihnen.“ Im Hinblick auf die Gerüchte, die schwedischerseits über sie ausgesprengt wurden, meint die fürstliche Dulderin: „Es wird so brav von uns gelogen, das die mauren davon krachen mochten. Summa, Sie schlaffen nicht, wie Sie uns wol verwahren und wir schlaffen Recht wohl, weil wir nie Schelmstück begangen, auch keine besorgen und die heilige Engel zu unsern Wächter und den gerechten Gott zum Richter und unseren Erlöser zum Vorsprach.“ Dieses feste Gottesvertrauen erscheint besonders in den Briefen, welche die Herzogin an ihre alte Mutter richtete. Doch sucht sie dieser ihre Lage in noch besserem Lichte darzulegen, als es den Thatfachen entsprach, um die alte kränkliche Frau nicht noch mehr zu erregen. So versichert sie der alten Mutter, daß sie in ihrer schwarzen Höle — so nenne ihr Prediger Zwangorod — so ruhig wie in dem schönsten Palast schlafe „weil ich weis, das wir für menschen unschuldig leiden; und da es ja von Gott beschloßen gewesen, das unser armes landt undt leucht So hart ausgesteupt werden, es einen noch lieber, es nicht selber zu sehen oder Alles zu hören, wie wir hir Recht der Welt abgestorben leben; mein treu Gebeht wil ich doch für mein Volk zur mauwer machen. Gott wird sich ihr und unser nun wider So gnädig erbarmen, als ehr uns alle hart gezüchtigt, unsere sünden haben es alles gegen ihn verbint, aber ehr ist auch so gnädig, als zornig er ist; er wirt sich wider erbarmen und des Königs hergs erweichen; wan Ihr Maj. nur alles wüsten und wieviel Blut Churlant gekost hat und nicht erreicht, als das wir nun gangß ruinirt und das wenige, so wir noch gehabt, hir vollents alles verzehren.“ Trotzdem fährt sie fort: „Ich bitte E. G. auf mein knieh, E. G. betrüben Sich doch nur nicht wegen mein, es möcht E. G. gesundtheit und leben schaden und wann ich dann arm und verlassen außem und hette E. G. nicht mehr, so hielt ich mich recht arm.“ Da die alte Kurfürstin

damals schon schwer leidend war, so erging von Zwangorod auch nach Berlin die Bitte, jener nicht die volle Wahrheit zu sagen. Für den schlimmsten Fall hofft die Herzogin auf ihren großen Bruder: „Gott las mich doch nur hier nicht sterben! Ich Sollt Mich nicht drein schicken können und mein Herr würde mich bald folgen. Was würden dann die arme Kindelein ahnfangen! E. L. verlassen sie doch nicht, wo es geschieht.“ Sie weiß, daß sie zu diesem Glauben ein gewisses Recht habe. „Sterbe ich unterdeßen, so glauben E. Ld. das es soviel freudiger geschieht, weil ich für ein Bruder leide, der es meritirt und den, ich hoff, Gott brauchen wirt, Ein gut Friden zu machen und die Bedrengten zu erlösen.“ „Ich sagt so gern noch Viel, verlerne lesen und schreiben, aber nicht das Gebeht, so ich teglich für E. L. Wolfart thun.“ Zuweilen übermannt sie das Gefühl und sie schreibt: „Ach E. Ld. lassen uns doch auf den Schlittweg abholen,“ um gleich darauf hinzuzufügen: „Es ist unmöglich!“ Aber es sollte erst Sommer werden, bis der Friede zu stande kam und die Befreiungstunde für die Bedrängten schlug. In der Zuversicht, daß der Friede doch jedenfalls das Ende ihrer Leiden bringen werde, bittet sie ihren Bruder, doch ja diesen zu betreiben und Polen für ihn zu gewinnen. Brandenburg und Polen sind ihre Rettungsanker. „Verlassen mich die, so bin ich für alzeit miserabel.“ Doch hofft sie auch, daß Frankreich ihrer Lage ein wohlwollendes Interesse schenken werde und von England glaubt sie nach der Restitution der Stuarts, welche Herzog Jakob gleich nach König Karl I. Hinrichtung mit Schiffen unterstützt hatte³⁴⁵⁾, sich auch des Besten versehen zu dürfen. Bogislaw Radziwill wird ersucht, er möge den Kurfürsten von Sachsen vermögen sich zu interponieren, damit sie noch vor Winter freikommen, sonst gehe das Land zu Grunde. „Die Relion stehet in Hasart, dan mit Krigen gehet Alles zu Grundt.“ Aber sie weiß wohl, warum man sie dem Lande fern hält, „es geschehe,“ meint sie, „um auf Kurlands Kosten die Armee zu unterhalten, weil in Liv- und Esthland Alles verdorben und Glendt“. Freilich machten sie die Blünderungen der Polen besorgt, daß es bald im Gottesländchen

nicht besser stehen werde. „Ach Gott gebe doch Friede und ein jeden sein Erbe, so seine hant ihn gegeben, so frig ich ..ein liebes Ehurlandt auch halt wider, an dem ich ohn tränen Nicht kan denken.“ Vorsorglich ergeht an den befreundeten Bogislaw Radziwill die Bitte, die herzoglichen Schlösser zu schonen und besonders dafür zu sorgen, daß das mitauische Schloß nicht gesprengt werde, denn dort sei ein versiegelttes Gewölbe mit ihren Sachen, welche sich zum Teil auch in der Rüst- und Materialkammer befänden. Diese, sowie ihre gestickten Karossen möge man sich von den Schweden, wenn diese das Schloß übergeben müßten, inventarisiert liefern lassen, „sonst wirt es heißen, die pohlen und landsaßen haben alles genommen“. Aber nicht nur die Dinge in Kurland, nicht nur die Friedensunterhandlungen, bei welchen Hoverbeck, der brandenburgische Agent den herzoglichen Räten zur Hand gehen soll, auch die fernen Kolonien sind ein Gegenstand der Fürsorge der fürstlichen Gefangenen. Inständig ersucht sie daher den Kurfürsten, den Faktor in Amsterdam Henri Momber zur Treue zu ermahnen, damit der Herzog in Gambia und Tabago nicht alles verliere. „Forcht, sie sein bestochen und bringen uns umb Alles!“ Viel besser lagen die Dinge in der That nicht.

Dagegen gelang es dem polnischen Generalissimus Polubinski um die Jahreswende, sich des mitauischen Schlosses zu bemächtigen. Als er nach Mitau gerückt war, ließ er in der Stadt „Blendungen von Balken machen, in welchen mehrere Musketiere stehen und sicher Feuer drauß geben konnten und selbige meistens um das Schloß herum in der Nacht herbeibringen“. Am folgenden Tage schickte er dem schwedischen Kommandanten von Mitau, Generalmajor Valentin Meyer, eine schriftliche Aufforderung, sich unter günstigen Bedingungen zur Uebergabe des Schlosses zu verstehen, damit unnützes Blutvergießen vermieden werde. Meyer antwortete schriftlich, daß er zur Zeit noch keinen Grund zur Kapitulation habe, sich vielmehr zu verteidigen gedenke. Da nun Polubinski unterdessen die Nachricht erhalten hatte, daß 2000 Mann unter dem Obristen Pac von Bauske her zur Verstärkung heranrückten, beschloß er

zu stürmen und begann am 27. Dezember (6. Januar) 1659 die Kanonade, welche vom Abend bis ein Uhr nachts währte und den Pallisaden viel Schaden zufügte. Am folgenden Tage wurde die Kanonade nicht fortgesetzt, dagegen am 29. Dezember wieder an den schwedischen Kommandanten die Aufforderung gerichtet, sich zu ergeben; thue er es nicht, so könne er auf günstige Kapitulationsbedingungen nicht mehr rechnen. Der Kommandant erbat sich einige Stunden Bedenkzeit und erklärte nach diesen sich zur Uebergabe bereit, wenn man ihm die Kapitulationsbedingungen wirklich halten wolle. Die Verhandlungen führten in der That zu einem Akkord. Am 30. Dezember (9. Januar 1660) erfolgte die Uebergabe zweier Posten und am 31. Dezember (10. Januar) der Abzug der Schweden³⁴⁶). „Am selbigen Tage seind die Schweden über 300 Mann stark, Kranke und Gefunde mit guter Soldatenmanier, mit Trummel und Pfeifenklang, brennenden Lunten, fliegenden Fähnlein abmarschiret.“ Am 1./11. Januar langte die Besatzung in Riga an, wo Meyer „nicht zum besten aufgenommen wurde“³⁴⁷). Er wurde verhaftet und im Arrest behalten, in welchem sich schon der Kommandant von Goldingen Obrist Spens und der Obrist Aderkaß befanden. Die Schweden glaubten nämlich allgemein, daß das mitauische Schloß, welches mit Lebensmitteln und Besatzung hinreichend versehen war, sich noch recht gut hätte halten können. Nicht so leicht wurde die Eroberung Bauskes³⁴⁸), welches die Polen alsbald mit der auf dem mitauischen Schlosse gefundenen Artillerie zu belagern begannen. Aber alle ihre Angriffe wurden abgeschlagen und erst im Juni, nach dem Friedensschlusse, wurde die Festung den Polen übergeben. Trotzdem konnte Kurland im großen und ganzen als von den Feinden gesäubert gelten, ja die Streifzüge der Konföderierten dehnten sich über die Grenzen des Herzogtums aus. Noch während der Belagerung Mitaus waren 200 polnische Reiter in die diesseits der Düna gelegene Vorstadt Rigas eingefallen und viel Schweden niedergehauen, die Feinde hatten ihnen dann nachgesetzt und es war zu einem erbitterten, für beide Teile verlustreichen Kampfe gekommen. Aber wesentlich gefährdet war die Düna-

stadt dadurch nicht worden und auch in der Folge begnügten sich die Konföderierten mit dem Besitze des Herzogtums Kurland und Piltens³⁴⁹⁾.

Obwohl die Herzogtümer von den Feinden nun befreit waren, so waren die Oberräte, welche mit dem Beginne des Jahres die Regierung von Libau aus wieder führten, keineswegs auf Rosen gebettet. Ihre Haupt Sorge war nun darauf gerichtet, die Truppen der Verbündeten zu unterhalten, wozu möglichst aber, aus dem Lande zu entfernen, denn der Große Kurfürst hatte in der That recht gehabt, wenn er gemeint hatte, daß die Polen noch ärger als die Feinde im Lande hausten. Gewiß ist es nicht zu leugnen, daß auch die Brandenburger nicht gerne im Lande gesehen waren. Aber wie der Kurfürst den Wünschen der Oberräte auch darin entgegenkam, daß er die herzoglichen Pferde, welche man eigentlich jetzt nach Kurland zurückschicken wollte, doch noch bis „zur nächsten Weid“ auf seine Kosten in Memel verpflegen ließ, wie er den kurländischen Oberräten wieder das fürstliche Vicent- und Accisewesen überwies, so war der Kurfürst auch geneigt, sobald die Verhältnisse es gestatteten, die Truppen wieder aus Kurland zurückzurufen. Am 20. Mai hatten sich die kurländischen Oberräte in dieser Sache bittend an den Kurfürsten gewandt, am 11. Juni erfolgte die Antwort, daß die Truppen abziehen sollten, wenn der Herzog zurückgekehrt sein werde. Das war im Grunde im Sinne des Herzogs gedacht, denn manche Erfahrung sprach dafür, daß es sein Bedenkliches habe, wenn die polnische Armee allein im Lande blieb. Es liegt in der Natur der Sache, daß auch gegen die brandenburgischen Truppen hier und dort Klagen laut wurden. Der Amtmann von Niederbartau, Peter Roskull, beschwerte sich beim Fürsten Radziwill, daß³⁵⁰⁾ der Obrist Schöneich wegen angeblich restierender 400 Thaler mit Exekution drohe, obgleich er vom 18. Juni 1659 bis zum 9. Februar 1660 dem letzteren für 4239 Fl., d. h. 851 Fl. über das Abgemachte, Lebensmittel, als Brot, Bier, Fleisch und Hafer geliefert habe. Da man sich oft nicht gütlich einigen konnte, so hatte der kurfürstliche Kriegskommissarius Bogislaw

von Podwils nicht wenig zu thun, um zwischen den Streitenden zu schlichten und zu entscheiden. Wie schwer es übrigens dem ausgefogenen Lande fiel, überhaupt noch Viktualien zu kontribuieren, ersieht man daraus, daß es z. B. im Februar 1660 im herzoglichen Amte Bartau gar keine Ochsen und an Getreide nur $1\frac{1}{2}$ Last Gerste und ein paar Last Roggen gab. Noch am 12. Juni fanden in Grobin Verhandlungen in dieser Lieferungsache statt, als die brandenburgischen Regimente schon im Begriffe waren, das Herzogtum zu verlassen. Aber ungleich gefährlicher und lästiger waren die Polen.

Wie diese die Situation auffaßten, das zeigte sich deutlich, als der Generalissimus Polubinski den Obrist Egidius von Bremer zum Kommandanten des mitauischen Schlosses ernannte. In den „Bedingungen“, welche dieser bei der Uebnahme der Kommandantur zu halten sich verpflichten mußte (10./20. Januar), versprach er nicht nur im allgemeinen, das Schloß treu zu bewahren, er erhielt noch ganz spezielle Verhaltensmaßregeln. Kein Kurländer oder Livländer sollte auf das Schloß gelassen werden, so lautete eine der charakteristischen Weisungen, welche Bremer zu teil wurden. Ferner durfte er das Schloß (die Burg) auch auf königlichen Befehl nicht jemand überliefern, sondern sich erst an den Oberbefehlshaber des Heeres wenden und dessen Zustimmung einholen. Sollte er deshalb beim Könige Ungnade erfahren, so würden Feldherr und Heer ihn schützen. Man sieht, zu welcher Rolle dieses königliche Heer den König verurteilen wollte, wie es seiner Politik mißtraute und wie sorgfältig es die deutschen Landesfinder scheute. Man ist versucht zu glauben, daß es im Sinne der polnischen Generalität gewesen wäre, wenn das deutsche Lehnsherzogtum überhaupt nicht mehr erstand. Ferner wurde in jenen Bedingungen bestimmt, daß zum Unterhalt der Festungstruppen monatlich 100 Thaler vom Lande zu liefern seien und daß sich der Kommandant, so oft in der Artillerie oder im Verpflegungswesen sich Mangel einstellen sollte, an die Oberräte zu wenden habe, die seinen Requisitionen Folge geben mußten. Zur besseren Regelung aller dieser Verhältnisse sollte ein kur-

ländischer Edelmann mit der Generalvollmacht der Oberräte stets im Schlosse residieren³⁵¹). Wie man sieht, sollte das arme Land selbst seine Freunde unterhalten und sich deren Wünschen durchaus fügen. Am 30. Januar verlangte Bremer, daß die Oberräte für seine Soldaten Munition, Geschütz und Zeug liefern und einer von ihnen sich nach Mitau begeben solle. Die Oberräte lehnten diese Forderung ab, schickten dagegen den Kapitän Georg Wilhelm von Roskull mit der Weisung nach Mitau, dem polnischen Kommandanten gegenüber das Interesse des Herzogs zu wahren³⁵²). Roskull hatte dann in der Folge einen schweren Stand und konnte es doch nicht verhindern, daß die polnische Soldateska die Umgegend Mitaus plünderte und brandschatzte. Aus dem Echhöfchen (Paulsgrube) schleppten sie z. B. bei nachtschlafender Zeit 11 Pferde, 13 Kühe, sowie das Korn, welches die Leute sich mit Mühe und Not aus Riga gebracht hatten, ja sogar das Brot aus den Backöfen fort³⁵³). War es dann zu verwundern, daß das durch die lange Kriegszeit verwilderte Landvolk rebellisch wurde, gelegentlich über die polnischen Soldaten herfiel und sie niedermachte? Um so wichtiger mußte es sein, sich so einzurichten, daß man der unbequemen Freunde und Helfer wirklich entraten konnte. In diesem Sinne bewegten sich dann die Beschlüsse des Landtages, welchen die Oberräte, außer Melchior von Földersahm, welcher damals in Danzig diplomatisch thätig war, zum 3. Februar nach Goldingen zusammenberufen hatten³⁵⁴). Zunächst wurde auf diesem festgesetzt, daß der ordentliche Kopfdienst wieder geleistet werden und die persönlich Verhinderten an ihrer Stelle einen Reiter stellen sollten, welcher der deutschen Sprache mächtig wäre. Am 1. März sollte die Versammlung des Aufgebots in Goldingen stattfinden. Strenge Maßregeln wurden gegen eigenwillige Kontributionen beschlossen und nur das Eintreiben des Raufutters durch Selbsthilfe gestattet. Um aber mehr Militär zur Verfügung zu haben, wurde beschlossen, „den Rittmeister Lübeck zu bewegen, daß derselbe mit seinen Böldkern ein Quartal lang hier aufzuwarten und das Land wieder des Feindes Einfall treulich schützen soll“. Um schließlich die zur Ausführung dieser

Beschlüsse nötigen Mittel zu beschaffen, hielt der Landtag es für unumgänglich, wiewohl das Land schon ganz ausgemergelt sei, doch eine neue Steuer, 70 Fl. poln. vom Kopfdienstpferde, d. h. im ganzen 14000 Fl. zu bewilligen. Auch gegen die mörderischen Bauern, über welche die polnische Generalität geklagt hatte, wurden strenge Strafen in Aussicht genommen. Aber es gab doch eine Reihe von Differenzpunkten zwischen den Oberräten und den Polen, über welche keine Einigung zu stande kam. Bremer weigerte sich, die mitauische Festung den Kurländern abzutreten, und zu allem Ueberfluß forderte das polnische Heer im Frühjahr die Oberräte auf, sie möchten das kurländische Aufgebot mit der polnischen Armee vereinigen und besser für die Zahlung der Kontributionen sorgen. Infolge dessen sendeten die Regenten zu Beginn des Mai den Landmarschall Wilhelm von Rummel an den litauischen Obersten Pac ab, um ihn zum Aufgeben seiner Forderungen zu bewegen. Namentlich sollte er hinsichtlich „der Konjunktion mit der polnischen Armee“ das Recht des Herzogtums betonen, nicht außerhalb der Landesgrenzen den Kopfdienst zu leisten und im schlimmsten Falle an den König selbst gehen. Ferner sollte er anbieten, daß die Kontributionen in zwei Terminen geleistet würden, nachdem die betreffenden Summen vorher in den Kirchspielen unterschrieben worden seien³⁵⁵). Rummel scheint mit seiner Mission Erfolg gehabt zu haben, aber das Versprechen, Bauske den Oberräten zu überliefern, falls die Schweden es räumten, konnte er dem Polen nicht abringen, obwohl der Friede in der sichersten Aussicht stand und noch im Verlaufe des Mai in der That abgeschlossen wurde. In heißem Streite war Kurland den Schweden entrissen worden, ohne deshalb frei zu werden. Nun erhob sich die Frage, ob es möglich sein werde, die Interessen des kleinen Herzogtums auch bei den Friedensverhandlungen, sei es auch nur in dem Maße zu wahren, daß ihm die Existenz gesichert blieb und seine Lebensadern nicht unterbunden wurden. Eine ernste Frage; denn das ist klar, daß von Wohlwollen für den charaktervollen Herzog Jakob, abgesehen von Brandenburg, ernstlich nicht die

Rebe war, nicht einmal im polnischen Heere. Es mußte darauf ankommen, ob die Rivalität der streitenden Parteien nicht am Ende doch in einer Restitution des Herzogtums Kurland auf alter Grundlage ein erwünschtes Auskunftsmitel sehen würde.

IV.

Der Friede.

Der Friede war da und doch nicht Friede.

Droyßen,

Der Staat des Großen Kurfürsten II, 360.

Es kann unsre Aufgabe nicht sein, im einzelnen den vielferschlungenen Fäden nachzugehen, welche von den Diplomaten geknüpft wurden, als es galt, in Danzig das Friedenswerk zu beraten und zu beenden. Der am 7. November abgeschlossene pyrenäische Friede hatte die Interessen Spaniens und Oesterreichs geschieden und andrerseits Frankreich die Hand frei gemacht, um mit desto größerem Erfolge seine Stimme in den nordischen Händeln geltend zu machen und den bevorstehenden Frieden für Schweden möglichst vorteilhaft, möglichst nachtheilig für Oesterreich und Brandenburg zu gestalten. Für König Karl Gustav war diese diplomatische Unterstützung der Franzosen, welche freilich nie Zweck, sondern stets nur ein Mittel war, das unter Umständen auch aussetzen konnte, von höchster Bedeutung, denn als das Jahr 1660 anbrach, hatte Schweden fast ganz Westpreußen und Pommern, in welches die Oesterreicher schon im August 1659 eingefallen waren, verloren, und durch die Schlacht bei Nyborg am 24. November war von den Holländern und den Konföderierten die schwedische Kriegsmacht auf Fünen ebenfalls gebrochen worden. Aber die hochmögenden Herren im Haag beabsichtigten, die schwedische Macht nur insoweit zu schwächen, daß diese zu einem den niederländischen Handelsinteressen Rechnung tragenden Frieden genötigt wurde, und hätten bei den Verhandlungen gern in diesem Sinne eine entscheidende Rolle gespielt. Auch das Auftreten der zum Rhein-

bunde gehörigen Fürsten war, obwohl dieser neutral war, thatsächlich bei der ausgesprochenen Sehnsucht nach Frieden um jeden Preis, für Oesterreich und Brandenburg höchst fatal³⁵⁶⁾. So war es denn eine überaus schwierige Aufgabe, welche an den Mann herantrat, welcher dazu ausersehen war, bei dem Friedenswerke den Herzog Jakob und sein Land zu vertreten.

Melchior von Földersahm³⁵⁷⁾, der herzogliche Rat und Kanzler, stand im 60. Lebensjahre, als er sich nach Danzig begab. Er war als kandauscher Hauptmann, goldbingenscher Oberhauptmann, dann als Kanzler mit den Verhältnissen seiner Heimat wohl vertraut geworden, hatte in seinen jüngeren Jahren als Hofmeister in Emden, dann als Hofmarschall in Mecklenburg und Holstein auch deutsche Höfe und die diese bewegenden Interessen kennen gelernt, und durfte auch durch seine vielen diplomatischen Missionen als mit den Verhältnissen der nordischen Mächte eingehend bekannt gelten. Das Tagebuch, welches dieser treffliche Mann in Danzig, später in Oliva führte, ermöglicht es uns, die eigentümlichen Verhandlungen, in welche er eintrat und seine Thätigkeit eingehend kennen zu lernen³⁵⁸⁾. Schon auf den vorbereitenden Versammlungen in Thorn hatten die polnischen Diplomaten verlangt, daß ein kurländischer Staatsmann ihnen zur Hand gehe³⁵⁹⁾, und in der That stellte es sich bald heraus, daß Földersahms Anwesenheit in Danzig für die Sache des Herzogs von höchster Bedeutung war. Die polnischen Staatsmänner, selbst der Großkanzler von Polen, Prasmowski, der litauische Kanzler Pac, der Wojewode von Posen und andre vornehme Würdenträger waren so wenig orientiert, daß sie nicht einmal wußten, wie und wann Kurland zum polnischen Reiche in Konnex getreten sei. So fragte man ihn denn stets um Rat, wo es galt, die schwedischen Forderungen hinsichtlich Kurlands zu widerlegen, und es gelang ihm auch meist, seine Desiderien in den Noten der polnischen Delegierten zum Ausdruck zu bringen. War er schon in seinen Entschlüssen fast nur auf sich selbst angewiesen, so war ein weiteres Moment, welches seine Stellung erschweren mußte, die Frage, wie er eigentlich jene völkerrechtlich zu bestimmen habe.

Als Delegierter des vertriebenen Herzogs Jakob konnte er nicht auftreten, da diesem jede Möglichkeit zur Ausstellung einer Vollmacht genommen war, so daß, als diese Frage zu einem Konflikt Anlaß gab, die polnischen Diplomaten den kurländischen Kanzler als ihnen vom Könige Johann Kasimir zudelegiert hinstellten. Ein weiterer Hemmschuh für Földerfahm war, daß die polnischen Agenten zu einem energischen Vorgehen für den Herzog nicht gerade geneigt waren und ohne das Versprechen materieller Vorteile zu einem solchen auch nicht gebracht werden konnten, falls nicht das polnische Interesse mit dem kurländischen zusammenfiel. Der Kanzler Pac machte die unzweideutigsten Anspielungen und Földerfahm fand sich veranlaßt, als er sich „etwas kaltfinnig zeigte“, ihm im Namen des Herzogs 10 000 Gulden in Aussicht zu stellen. „Wie der Herr Kanzler diß hörte, ward sein Geist erquickt und er ließ sich etwas hitziger heraus, Kurland nimmermehr fahren zu lassen, eher sollten die Tractaten zergehen.“ Schließlich gab es auch unter den polnischen Delegierten solche, welchen die Existenz eines eigenen Herzogtums Kurland ein Dorn im Auge und die selbständige Rolle Herzog Jakobs sehr tadelnswert erschien. Man machte ihm daraus einen Vorwurf, daß er sein Schicksal nicht bedingungslos an das Polens geknüpft habe und neutral geworden sei. Der Unterkämmerer Gninski sprach es offen aus, „die verfluchte Neutralität sei die Ursache alles Uebels“. Diesen mußte nun der Beweis erbracht werden, daß die Neutralität für Polen doch viel vorteilhafter gewesen sei, als wenn Kurland als integrierender Teil des Königreiches dem direkten Angriffe der Schweden preisgegeben gewesen wäre, wie ja das Beispiel Samogitiens und Litauens zeige. Der König Johann Kasimir selbst hatte allerdings guten Willen, aber seine charaktersschwache Persönlichkeit bedeutete nicht viel in der königlichen Republik.

Unter den Aufgaben, welche der kurländische Kanzler zu lösen hatte, standen zwei obenan, gegen welche alle andern weit zurücktraten: einmal die Restitution des Herzogtums Kurland auf alter Grundlage und in demselben staatsrechtlichen Ver-

hältnisse zu Polen wie bisher, und sodann die sofortige Befreiung des Herzogs und seiner Familie aus der Gefangenschaft, noch vor dem definitiven Abschlusse der Traktaten, welche sich noch Monate hinziehen konnten. Als nun Földersahm in Danzig seine Thätigkeit begann, schloß er sich eng an die kurbrandenburgischen Gesandten Somniz und Goverbeck an, welche, wie wir sahen, vom Kurfürsten desbezügliche Weisungen auch erhalten hatten und ihn auch warm mit Rat und That unterstützten. Doch suchte er auch sonst Fühlung zu gewinnen, und er besuchte deshalb den französischen Gesandten de Lumbres und Afakia, sowie die kaiserlichen Vertreter Kolowrat, der ihm schon in Warschau seine Hilfe zugesagt hatte ³⁶⁰), und Franz von Lisola, zu welchem er schon in Königsberg im Jahre 1657 in Beziehungen gekommen war; beide Diplomaten zeigten wohlwollendes Verständnis, ebenso war der holländische Ambassadeur nicht unzugänglich, aber eine weitere Hilfe hatte man an ihnen nicht und ihr Interesse für des Herzogs Restitution reichte im Grunde so weit, als damit eine Schädigung Schwedens verbunden war; aber da diese Dinge nicht zu trennen waren, so war man im allgemeinen auf der Schweden feindlichen Seite gerne bereit, im Prinzip die Restitution für natürlich und notwendig zu halten. Auch Frankreich, welches in der Rolle eines Vermittlers eifrig für Schweden wirkte, war in diesem Punkte nicht ablehnend, und es mochte den Thatfachen entsprechen, wenn der französische Diplomat Földersahm mittheilte, er sei bevollmächtigt, auch für des Herzogs Interessen einzutreten, soweit dieses möglich sei. Auch in Paris wünschte man schließlich doch nicht, daß die Bäume Schwedens in den Himmel wuchsen, aber das hinderte im allgemeinen nicht, daß die französischen Vermittler nichts weniger als ehrliche Makler waren, vielmehr gegen die Interessen der Konföderierten nach Möglichkeit agitierten. Ihr Einfluß äußerte sich besonders darin, daß zum Schaden Polens und besonders Dänemarks die Verhandlungen mit der letzteren Macht nicht gemeinsam mit den schwedisch-polnischen in Danzig, sondern separiert zu Kopenhagen geführt werden sollten. Oesterreich und Polen sahen sich gezwungen,

schließlich auf den Separatfrieden einzugehen und Dänemark seinem Schicksal zu überlassen. Holland hätte gerne in der Stellung eines Vermittlers maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung der Friedenstraktate gewonnen, wurde aber von den Franzosen und Schweden schroff zurückgewiesen, und der holländische Gesandte mußte Földerfahm am 16. Februar die Mittheilung machen, daß für ihn nun die Möglichkeit aufhöre, für Kurlands Interessen etwas zu thun.

Zunächst hatte es so ausgesehen, als ob Schweden auf dem Besitze Kurlands und mindestens auf der Lehnshoheit über das Herzogtum bestehen werde, und so lange die Dinge so lagen, war an die Befreiung des Herzogs vor beendetem Friedensschlusse nicht zu denken. Unter diesen Verhältnissen kann man es erklärlich finden, daß eben damals an den Kurfürsten von Brandenburg ein überaus abenteuerliches Projekt herantrat, wie dem Herzoge geholfen werden könne.

Der Kurländer Johann Christoph Pfest³⁶¹⁾, welchem wir schon früher begegnet sind, als er im Auftrage Herzog Jakobs in Sonderburg mit dem Großen Kurfürsten verhandelte, wandte sich jetzt — im Januar 1660 — an diesen und legte ihm einen Plan zur Befreiung der herzoglichen Familie brieflich vor, indem er an Aeußerungen des Herzogs, welche dieser in Riga ihm gegenüber gethan haben sollte, anknüpfte. Diese seien nämlich dahin gegangen, es wäre gut, wenn der Kurfürst einen Friedenskongreß berufe, dann die zu demselben abdelegierten schwedischen Gesandten auf der Reise überfalle und so lange gefangen halte, bis König Karl Gustav den Herzog frei gebe. Damals sei der Plan des gefangenen Fürsten unausführbar und gefährlich gewesen, jetzt könne er unbemerkt ins Werk gesetzt werden. Es sei doch sehr möglich, daß die Danziger Traktate sich zerklüften; in diesem Falle würde es sich empfehlen, sich der schwedischen Diplomaten Magnus de la Gardies, Schlippenbachs und Ogenstiernas zu bemächtigen. Man müsse sie dann ganz so wie die Schweden den Herzog behandeln, und auf die Heiligkeit der Gesandtenstellung und das ihnen zugestandene freie Geleite brauche man um so weniger Rücksicht zu

nehmen, weil auch Schweden seine Verträge mit dem Herzoge nicht gehalten habe. Man könne sie dann mit dem alten Sprichwort abspeisen „Quod tibi non vis fieri, id alteri ne feceris“ und ihnen „das Axioma, daß man demjenigen, welcher Treu und Glauben nicht hält und denselben meineidig bricht, wieder keinen Glauben zu halten schuldig, in die Nase reiben.“ Wenn der Kurfürst selbst diesen Plan ausführen zu lassen Bedenken trage, so könne es eine kurländische Partei thun, da Kurland ja ohnehin wenig zu verlieren habe. Er bitte nun um die Ermächtigung, sich mit Földersjahn und mit dem brandenburgischen Agenten in Polen deshalb zu verständigen. Der Plan habe sein Bedenkliches, aber „wo man die Extrema nicht gebraucht, werden die Herren Schweden doch nimmermehr zu keiner Raison gebracht werden“. Der Plan war so abenteuerlich und verwegen, daß Pfest selbst den Kurfürsten bat, er möge denselben „ihm jungen Kerl nicht zur Levität, sondern zu einer ungefärbten Standhaftigkeit bei seiner fürstlichen Herrschaft“ ausdeuten. Wir dürfen gewiß annehmen, daß dieser Anschlag kaum ernst genommen worden ist, jedenfalls ist von ihm in der Folge nicht mehr die Rede, und zudem führen die Verhandlungen ja schließlich zum Frieden.

Die schwedischen Gesandten, unter welchen Magnus de la Gardie eine wohlwollende Haltung für den Herzog beobachtete, operierten anfangs mit der Behauptung, daß Kurland ja eigentlich ein Teil von Livland sei und somit zu Schweden gehöre; auch sei das Herzogtum thatsächlich im Besitze der schwedischen Truppen. Beide Gründe zu widerlegen war nicht schwer und Földersjahn unterzog sich dieser Mühe dem französischen Gesandten Afakia gegenüber, der ihm jene mitgeteilt hatte. Doch erfuhr der kurländische Kanzler bald auch von dem brandenburgischen Gesandten, daß aus Holland eingelaufene Nachrichten die Absicht des Königs von Schweden klarlegten, Kurland nicht aufzugeben. „Doch wolle er von dem Gelde, welches ihm die Polen für die Zurückgabe Westpreußens zahlen würden, dem Herzoge Jakob eine Million geben, wofür er in Hinterpommern wieder was kaufen und davon leben könnte.“ Man sieht, es

ist derselbe Plan, den wir schon früher bei Gelegenheit der Mission Waldeks nach Kassel erwähnten. Noch Ende des Januar wurde Földersahm von denselben Gewährsleuten davon benachrichtigt, daß König Karl Gustav wenigstens das *directum dominium*, d. h. die Oberhoheit über Kurland betonen wolle. Es ist auf der Hand liegend, daß hier ein Lebensinteresse Polens vorlag, und daß dieses alles thun würde, um Litauen nicht durch schwedisches Gebiet vom Meere abschneiden zu lassen ³⁶²).

Biel schwieriger war es, die Sympathien der Polen für eine energische Aktion zu gunsten der sofortigen Befreiung und Restitution des Herzogs zu gewinnen. Als Földersahm am 25. Januar deshalb mit dem in Danzig anwesenden Könige Johann Kasimir Rücksprache nahm, lehnte dieser jeden Schritt für des Kanzlers Wünsche ab und motivierte das damit, daß der französische Gesandte ihm gesagt habe, eine derartige Forderung könne das ganze Friedensgeschäft zerstören. Man dachte offenbar in polnischen Hofkreisen nicht anders als der Franzose Afakia, der es selbst Földersahm gesagt hatte: „ob es ein paar Monate länger währte, so wäre doch wenig damit verloren.“ Doch wurde der Kanzler nicht müde, stets dieser Auffassung entgegenzutreten, aber er erreichte doch nur, daß die polnischen Diplomaten die Restitution des Herzogs im allgemeinen sowohl in ihre Forderungen, als auch in ihre Beschwerdepunkte aufnahmen ³⁶³). Das war immerhin erfreulich, denn der brandenburgische Agent Hoyerbedt machte Földersahm in jener Zeit aufgefangene schwedische Schreiben zugänglich, aus welchen sich ergab, daß König Karl Gustav seine Pläne nicht aufgegeben hatte. Wenn der Plan einer Entschädigung des Herzogs in Hinterpommern aussichtslos sei, so wolle er jedenfalls Kurland als schwedisches Lehen erhalten, ohne an die Bedingungen gebunden zu sein, unter welchen die Herzöge es von Polen bekommen hätten. Die Schlösser wolle er besetzen, dagegen sollte der Unterhalt der Garnisonen dem Herzoge obliegen und das Stift Pilten nach Zahlung von 40 000 Thaler an den Herzog eine schwedische Grafschaft werden. Dem Adel Kurlands waren dieselben Rechte, welche der livländische genoß, zugesacht.

Unter diesen Verhältnissen suchte der Kanzler die Holländer für ein energisches Vorgehen gegen die schwedische Macht im Sunde zu gewinnen, um so Frankreichs Plänen entgegenzuwirken. Er schlug dem holländischen Gesandten vor, die Generalstaaten zu einer Allianz mit Polen zu bewegen. Polen würde gewiß den Holländern Riga abtreten, wodurch der ganze russische Handel in ihre Hände gelangen würde. Holland und Polen würden dann durch gemeinsame Interessen sowohl gegen Schweden als auch gegen Moskau verbunden sein. Obwohl diese Anerbietungen im Auftrage des polnischen Kanzlers geschahen und der holländische Ambassador sich zuerst nicht abgeneigt zeigte, so verliefen diese Pläne im Sande und wir erwähnten schon, daß der holländische Gesandte bald ganz zurücktrat, da er als Mediator auf Betreiben der Franzosen nicht acceptiert wurde. Damit war denn auch das Uebergewicht der letzteren auf dem Kongresse entschieden ³⁶⁴).

Die brandenburgischen Vertreter hatten wie Földersahm die Befürchtung, daß die französischen Vertreter es durchsetzen würden, daß die kurländische Frage ganz zuletzt vorgenommen würde, damit man sie dann, wenn die friedensbedürftigen Polen mürbe geworden seien, im schwedischen Sinne über das Knie brechen könne. Aber diese Befürchtung war schließlich grundlos und schon am 19. Februar ³⁶⁵) bot der französische Vermittler als Grundlage der Verhandlungen im schwedischen Auftrage an, daß Schweden Preußen und Kurland herausgeben, dagegen Pommern und die Anerkennung im Besitze Livlands erhalten solle. Nachdem nun am 1. März die polnischen Staatsmänner im Prinzip sich bereit erklärt hatten, ihre Ansprüche auf Livland fallen zu lassen, war die Frage ihrer Lösung um einen großen Schritt näher gekommen und es konnte als wahrscheinlich gelten, daß Kurland nicht schwedisch werden würde. Bei dem allgemeinen Drängen nach einem Abschluß hatte der Tod des Königs Karl Gustav, welcher am 23. Februar 1660 einer schnell dahinraffenden Krankheit erlag, für den Gang der Friedensverhandlungen nur episodische Bedeutung. Földersahm riet (17. März) selbst den polnischen Deputierten, sie möchten trotz des Ablebens des Königs

den Kongreß ruhig fortsetzen, da bis zur Beendigung desselben gewiß schon von der vormundschaftlichen Regierung, welche für Karl XI. Schweden nun regierte, Vollmachten für ihre Vertreter angelangt sein würden. In diesem Sinne wurde auch verfahren.

Für eine sofortige Restitution des Herzogs hatten die etwas indolenten polnischen Vertreter, welche zu Földersahms Leidwesen schon Dänemark hatten fallen lassen, wenig Interesse. Der kurländische Kanzler hatte deshalb mit dem polnischen eine eingehende Unterredung, in welcher der letztere schließlich ärgerlich fragte, ob man denn um Kurlands willen die Traktate ein halbes Jahr aufschieben solle. Aber es glückte Földersahm, ihn umzustimmen, und seit dem 4./14. März ist die Frage, wie und wann der Herzog freigelassen werden solle, ein stets wiederkehrender Beratungsgegenstand. An diesem Tage erklärten sich die schwedischen Delegierten wirklich bereit, an Douglas oder Helmsfeld zu schreiben, daß der Herzog in sechs Wochen nach Riga gebracht und von hier im Falle des Friedensschlusses im Laufe von acht Tagen in sein Herzogtum entlassen werden solle. Dagegen sollten die Danziger den schwedischen Grafen Königs-marc, der im Laufe des Krieges gefangen worden war, ebenfalls ausliefern. Aber als die Schweden und Polen über die Grenzen zwischen Livland und Kurland aneinander gerieten, lehnten die ersteren schon fünf Tage später die Befreiung des Herzogs wieder ab, und erst am 6. April (n. St.) wurde beschlossen, daß der Herzog mit seiner Familie innerhalb sechs Wochen, gerechnet vom 5. April (n. St.), nach Riga gebracht und von dort in 14 Tagen in sein Land geleitet werden solle³⁶⁶). Auch wurde die Rückgabe seines Eigentums sowie aller privater und öffentlicher Dokumente an den Herzog beschlossen. Es war das immerhin ein Erfolg, den Földersahm zu verzeichnen hatte, denn durch diesen Beschluß wurde die Befreiung des Herzogs unbedingt in Aussicht genommen.

Unter den weiteren Fragen, welche für Kurland von Bedeutung waren, befand sich auch die, wie eigentlich zwischen dem schwedischen Livland und dem Herzogtum Kurland die Grenze zu ziehen sei. Földersahm brachte die polnischen Diplomaten

so weit, daß sie die ursprüngliche Grenze, welche 1561 zwischen Gotthard Kettler und dem Könige Sigismund August von Polen festgesetzt worden war, also die Düna, für Kurland in Anspruch nehmen sollten. Doch wandten die Schweden nicht mit Unrecht ein, daß der Zustand vor dem schwedisch-polnischen Kriege nicht mehr jener ursprünglichen Grenzfizierung entsprochen habe. Durch einen Vertrag, den die Herzöge Friedrich und Wilhelm im Jahre 1615 mit der Stadt Riga abgeschlossen, sowie durch den Stuhmsdorfer Vertrag von 1635 sei ein Teil des linken Dünaufers an Livland gekommen, und es sei zudem für den Handel der Stadt Riga zu gefährlich, wenn die Mündung der Düna nicht ausschließlich in schwedischen Händen sei ³⁶⁷). Man mußte in dieser Angelegenheit nachgeben und es wurde in Aussicht genommen, daß das Amt Dahlen, die Spilwe und ein schmaler Strich an der Mündung der Düna, sowie die Insel Runö bei Schweden bleiben sollten. Damit hing auch die Frage zusammen, ob durch die Böderaa zollfreier Handel nach Mitau in Zukunft statthaft sein solle, was die Schweden nicht zugeben wollten, weil sie fürchteten, der litauische Handel werde sich dann nach Mitau statt wie bisher nach Riga konzentrieren. Man einigte sich schließlich dahin, daß auf der Düna und der Aa den Unterthanen Polens, Litauens, Kurlands und Polens freier Handel zu gewähren sei, daß aber Zölle von den beteiligten Mächten nur dort wo es früher geschehen sei, und in dem Umfange wie bisher, erhoben werden sollten ³⁶⁸).

Es kann nicht unser Zweck sein, alle Detailfragen, welche im Verlaufe des Kongresses zur Sprache kamen, etwa wie die nach dem Titel des Herzoges, im einzelnen zu verfolgen, es wird genügen, das Wichtigste herauszugreifen. Unter den Punkten, über welche eine Einigung auch nicht ohne Schwierigkeit erzielt wurde, steht auch das Stift Pilten. Sowohl Schweden als auch Polen machten darauf Ansprüche und die erstere Macht wollte von der vollzogenen Union am liebsten gar nichts wissen. Der polnische Kanzler machte in dieser Hinsicht „widerliche Discurse“, und der Große Kurfürst, über den Stand der Sache unterrichtet, nahm Veranlassung ³⁶⁹), dem Könige von Polen

zu schreiben, daß Herzog Jakob es um Polen wohl verdient habe, daß ihm eine Entschädigung für seine Verluste zu teil werde und daß sich dazu das Stift Piltten besonders empfehle. In demselben Sinne instruierte der Kurfürst auch seine Gesandten auf dem Friedenskongresse³⁶⁹⁾. Földersahm, der auch über die Lage der pilttenschen Angelegenheit ein Memorial für die polnischen Staatsmänner ausarbeiten mußte, war hierbei glücklicher als in der Grenzfrage. Die Schweden verzichteten im ersten Artikel des Friedensinstrumentes auf den pilttenschen Distrikt und auch die Polen erhoben gegen die Union schließlich nicht mehr Einwendungen, obgleich der pilttensche Präsident Gwald von Sacken auch auf dem Kongreß eifrig gegen dieselbe intriguierte. Ein Punkt, welcher Földersahm am 26. März in einen heftigen Wortwechsel mit dem französischen Gesandten brachte, war die Frage, inwieweit das während des Krieges Geschehene rechtliche Geltung beanspruchen könne. Man gab Földersahm darin nach, daß von den Schweden erzwungene Obligationen keine Gültigkeit haben sollen, aber als der Kanzler der Meinung Ausdruck gab, daß Urteile, welche in Riga gegen kurländische Unterthanen gefällt worden seien, ungültig sein sollten, und die polnischen Vertreter ihn dabei unterstützten, ließ sich de Lumbres, dem an einer schnellen Erledigung der Sache lag, zu einigen schroffen Aeußerungen fortreißen. Er fragte Földersahm, in welcher Eigenschaft er eigentlich anwesend sei und wessen Legitimation er besitze? Es ziemte sich nicht, daß er als Unterthan eines Vasallen der Krone Polen bei deren Vertretern sitze. Die Polen traten nun für den Kanzler ein und rechtfertigten seine Anwesenheit damit, daß er als Sachverständiger vom Könige ihnen zugeordnet sei. Auch Földersahm selbst remonstrirte und betonte, daß er sich bei König Ludwig XIV. beklagen werde. Da gab der Franzose schließlich nach und der Zwischenfall hatte keine weiteren Folgen. In der Sache mußte Földersahm freilich sich fügen, man beschloß³⁷⁰⁾, daß alle während des Krieges gefällten Urteile zu Recht bestehen, jedoch bei noch nicht rechtskräftig gewordenen die Appellation erlaubt sein solle. Auch mit vielen andern Forderungen drang der Kanzler nicht

durch; er konnte es nicht erwirken, daß dem Herzoge für in Windau genommene Schiffe eine Entschädigung von 100 000 Thalern von Schweden zuerkannt und auch für andern „Schimpf und Schaden eine Satisfaction“ geleistet werde. Während die Schweden sich dazu verstanden, Bauske nach dem Friedensschlusse in drei Wochen zu räumen, vermochte Földersfahm die Polen nicht dazu, das Schloß Mitau, das Polubinski erobert hatte, den kurländischen Obrerräten auszuliefern, man verweigerte es ihm einfach unter dem Hinweis auf den Moskowiter, welcher das Schloß wohl besetzen werde, wenn die Polen es verließen. Ebenso war die Abberufung der litauischen Truppen aus Kurland nicht zu erreichen, es war ja viel bequemer, sie auf Kosten des Herzogtums, als aus der eigenen Tasche zu unterhalten. Sehen wir von Einzelheiten ab, so war das für Kurland wesentliche Resultat des Friedenskongresses, daß der Herzog nach Abgabe der feierlichen Erklärung, daß er jeder Rache an Schweden entsage, auf der früheren Grundlage restituiert werden sollte. Außer der preussischen Souveränität war der Gewinn des großen Krieges überhaupt ein viel geringerer für den europäischen Norden, als man hätte denken sollen. Polen behielt Westpreußen, Schweden Livland; die schwedische Monarchie verlor auch, als sie am 6. Juni zu Kopenhagen mit Dänemark Frieden schloß, nichts Wesentliches. So war viel Blut geflossen und die Kraft von zwei großen Staaten erheblich geschwächt worden, ohne daß die Welt ein neues Aussehen bekam.

Nun schlug auch die Befreiungstunde für den Herzog und die Seinen; am 10. April hatte er das verlangte Reversal, auf jede Rache an Schweden zu verzichten, unterzeichnet³⁷¹⁾ und seitdem sah man der Rückkehr des Fürsten mit Sicherheit entgegen. In dieser Zeit ist wohl auch ein poetischer Erguß entstanden, welcher den Frieden und die bevorstehende Befreiung Herzog Jakobs berechtigt preist:

Von hier weiß Kurland ich, ich nichts dann Fried zu schreiben,
Gotte gebe, daß du stets darinnen möchtest bleiben

Und deinen Fürsten bald mit Jauchzen nehmen an,
Weil zweifeln sonder ohne den diers nicht wohl sein kann.

Wo Fürst und Unterthan, beysam in Friede stehn,
Wie kann es anders doch, den Beide wohl ergehn?
Drums wünsch ich Beides hier von Grundt der Seele zu:
Hab deinen Fürsten bald und leb mit ihm in guter Ruh!

Am 9. Mai³⁷²⁾ theilte der Gouverneur Helmsfeld früh morgens dem Herzoge mit, daß er frei sei. Nun wurden nicht nur die fürstlichen Gefangenen, sondern auch ihre Bedienung auf freien Fuß gesetzt. Aber es dauerte doch noch einige Zeit, bis die Kutscher, Pferde und das sonst zur Reise Nötige in Bereitschaft gebracht worden war. Erst am 3. Juni um 3 Uhr nachmittags brach der Zug — es waren 34 Personen — von Zwangorod mit feierlichem Gepränge auf. Zweimal ertönten von der Zwangoroder Festung 25 und aus Narwa 26 Kanonenschüsse; der Gouverneur Helmsfeld gab dem Herzoge zwei Meilen weit das Geleite und kehrte dann um, um die Reise der übrigen Gefangenen, 52 fürstlicher Bediensteten, welche mit der Bagage zur See nach Libau fahren sollten, zu beschleunigen. Nachdem die herzogliche Familie in Lagingen, einem Gute Reinhold Wrangels, prächtig aufgenommen worden war und dort die Nacht zugebracht hatte, komitierte sie der Kommandeur von Narwa, Obrist Franz von Knorring, „mit der Landschaft und anderm Volk in 300 Personen“ bis nach Reval, wo ein neuer Convoy an die Stelle des bisherigen treten sollte. Die Reise ging über verschiedene adlige Höfe, wo man nach Kräften bewirtet wurde nach Wesenberg und dann nach Reval. Schon vor der Stadt vom Kommandanten Oberst Fersen, dem Statthalter, von Rat und Bürgerschaft feierlich empfangen, langten die hohen Reisenden am 10. Juni bei Sonnenuntergang in Reval an, „worauf die Stücke gelöst und Ihro Durchlaufs Schloß einquartieret und herrlich aufgenommen wurden“. Nach einer Rast von zwei Tagen brach der Zug, unter dem Donner der Kanonen, wieder auf und traf am 17. Juni am Abend in Pernau ein, wo er vom Kommandanten und der Stadt mit denselben Ehren wie in Reval begrüßt wurde. Nach

prächtiger Aufnahme ward die Reise fortgesetzt. Am 20. Juni erreichte die fürstlichen Reisenden ein Bote in Salis, welcher ein Schreiben von Douglas überbrachte und in Kolken empfing sie der Bürgermeister von Riga mit festlicher Bewirtung. In Wilkenhof an der livländischen Aa erwartete die Gemahlin des Statthalters Douglas und eine große Anzahl Damen, Offiziere und Edelleute aus Livland und Kurland die herzogliche Familie; doch erhielt die Herzogin hier zuerst auch Kunde von dem Tode ihrer geliebten Mutter, welche schon lange schwer gekränkelt hatte. Im neuermühlenschen Krüge, in welchem zu Mittag gespeist wurde, erfolgte der solenne Empfang durch die livländischen Landräthe, den Landmarschall Mengden, sowie rigasche, mitauische und russische Kaufleute. Als man nach der Mahlzeit aufgebrochen war, kam den Zurückkehrenden auf dem halben Wege nach Riga der Generalfeldmarschall Douglas, welchem der rigasche Rat³⁷³⁾ eine Karosse mit sechs Pferden gestellt hatte, mit einem großen militärischen und bürgerlichen Gefolge entgegen, um sie zu begrüßen. Es schien, als ob die Ereignisse von zwei Jahren nicht geschehen wären. Am 25. Juni, gegen Neigung des Tages, hielt die herzogliche Familie in Riga unter dem Donner der Kanonen ihren Einzug. Zweitausend kurländische Bauern hatten sich ebenfalls eingefunden, um, wie ein zeitgenössischer Bericht sagt, „mit lachender, weinender, dankender Stimme und aufgehobenen Händen, knieend, halbstehend ihren Landesherrn zu empfangen“. In Riga wurde bis zum 7. Juli Raft gemacht und dabei den Einladungen rigascher Patrizier, soweit die Trauer um die alte Kurfürstin gestattete, Folge geleistet. Unter dem Geleite des Feldmarschalls Douglas, des rigaschen Rats und vieler Offiziere, sowie einer großen Menschenmenge zog der Herzog über die Düna; auf dem kurländischen Ufer hielt im Namen der versammelten Oberhauptleute, Hauptleute und der ganzen Ritter- und Landschaft der Landhofmeister Recke und für den piltenischen Kreis der Landrat Wigand die Bewillkommungsrede. Eine von sechs kastanienbraunen Pferden gezogene Kalesche führte die fürstliche Familie, welcher ein großes Gefolge das Geleite gab, nach Clivenhof an der Aa,

wo das Nachtlager gehalten wurde. „Am 9. Juli gingen sie nach Bershof, alwo der Kanzler Földersahm, die Ritter- und Landschaft und der Obrist Lübeck und vier Estandarten in tiefster Unterthänigkeit ihren Glückwunsch ablegten. Der Herr Kanzler hielt eine sehr bewegliche Rede, hernach hielten Ihro Durchl. das Mittagsmahl, fahmen nach Doblehn.“ Hier fand man das Schloß gänzlich wüste, Fenster und Thüren fehlten, alles war verwahrlost. Trotzdem verweilte der Herzog dort bis zum 11. Juli; dann ging es weiter über Auß und Luttringen, von wo die an den Blattern erkrankten fürstlichen Kinder nach Frauenburg gebracht wurden, über Schründen und Tadaiken nach Grobin, wo der Herzog am 16. Juli anlangte. Diese Reise hatte dem zurückgekehrten Fürsten die trostlose Beschaffenheit seines Landes gezeigt, alle Aemter waren ausgeplündert, fast alle ohne Fenster und Thüren, die Menschen verarmt und elend. Hier in Grobin hieß es zunächst, sich nach Kräften einzurichten, denn in Mitau behauptete sich noch immer der Kommandant Bremer, der nicht Anstalten machte, das Schloß zu räumen und auch Bauske³⁷⁴⁾ war von den Schweden am 9. Juli, nicht den herzoglichen Räten, sondern den Polen ausgeliefert worden.

Zwar hatte Herzog Jakob schon von Salis aus³⁷⁵⁾ an den litauischen Kanzler Pac und den litauischen Feldnotarius Alexander Polubinski geschrieben und sie ersucht, Bremer die Uebergabe Mitaus anzubefehlen, denn mit Recht konnte er darauf hinweisen, daß er nicht wisse, wohin er seine Familie in Sicherheit bringen solle, „da das ganze Land wie notorium ist, totaliter ruinirt, die Schlösser Candau, Doblen und sonderlich Goldingen verbrannt und verwüstet sei“. Abgesehen von der Unrechtmäßigkeit des Verfahrens Bremers sei dieses für den Herzog hochgefährlich, da zu befürchten stehe, daß der Moskowiter die Besetzung der kurländischen Schlösser durch polnische Truppen nicht dulden, sondern „mit seinen Völkern in das Land rücken, die Häuser anfallen und dadurch das ohnehin ruinirte Land dergestalt verödet werden möchte, daß nicht ein Mensch darinnen würde bleiben“. Wie Mitau, so begehre er auch

Bauske. Verweigere man die Erfüllung seiner Forderungen, so sei das „ein schlechter Recompens für seine Treue und Beständigkeit“ und er müsse vor der ganzen Generalität und dem Heere deshalb protestieren. Gleichzeitig war vom Herzog an Bremer die Aufforderung ergangen, das Schloß zu räumen, aber das hatte nicht mehr Erfolg, als das Schreiben an die polnisch-litauischen Feldherrn, vielmehr antwortete der mitauische Kommandant, daß er von Polubinski widersprechende Befehle habe und es nicht wagen könne, die Festung auszuliefern, doch werde er den Oberstlieutenant Remer und den Kriegskommissar Pekalski zu Unterhandlungen an den Herzog schicken. Diese konnten natürlich nichts nützen und so mußte denn der König Johann Kasimir selbst um Hilfe angegangen werden³⁷⁶).

Schon am 30. Juni hatte Herzog Jakob den Kammerjunfer G. F. von Trandwitz zu seinem Oberlehnsherrn entsandt und ihn bevollmächtigt, eine Audienz zu erbitten und dann beim Könige persönlich zu erwirken, daß Mitau ausgeliefert, die polnisch-litauischen Truppen abgeführt und ihre Lizenzen nicht mehr erhoben würden. Da aber keine Aenderung in den Verhältnissen eintrat, so wiederholte der Herzog diese Bitte am 12. Juli in einem an den König gerichteten Briefe und erhielt eine vom 20. Juli datierte königliche Antwort, welche in sehr allgemeiner Weise den Wunsch aussprach, der Herzog möge sich an einen andren Ort des Landes begeben³⁷⁷). Weder wurde Mitau ausgeliefert noch die Truppen abgeführt, obgleich der Herzog ausdrücklich gebeten hatte, zum Schutze des Landes nur den Obersten Lübeck, der ein Einheimischer sei, mit seinen Truppen dort bleiben zu lassen. Bei solcher Bewandnis wurden noch andre Hebel in Bewegung gesetzt, um die indolente Warschauer Regierung aus ihrer gleichgültigen Ruhe zu bringen. Der Herzog ersuchte durch seine Gemahlin die preußischen Oberärzte³⁷⁸), sie möchten den brandenburgischen Agenten in Warschau, Hoverbeck, dafür interessieren, daß er beim Könige die Auslieferung Mitaus erwirke, sonst würde die fürstliche Familie genötigt sein, in Memel ein Obdach zu suchen. Die preußischen Oberärzte berichteten darüber dem Kurfürsten, welcher schon von

Otto von Schwerin auf des Herzogs Bitte für die Sache gewonnen war³⁷⁹⁾. So erging denn am 3. August an den König von Berlin aus das dringende Ersuchen, dem getreuen Lehnsfürsten nicht länger das Seine vorzuenthalten. Das Schlimme war, daß der König sich offenbar mit den Wünschen einer mächtigen Partei, besonders des Heeres, in Gegensatz setzte, wenn er dem Herzog entgegenkam. Doch erging ein drohender Befehl am 20. Juli nach Mitau, Bremer solle sofort das Schloß dem Herzoge ausliefern, „sonst werde er ihn mit dem Galgen verfolgen lassen“. „Wan Ihr ein reblicher und treuer Cavalier wehret, so soltet Ihr auff unsere Verordnung dem Moscomiter zum Nutzen des Vaterlandes nebst Andern unter den Augen ziehen, nicht aber vergeblich und so verächtlich hinter den mitauischen Wällen bey dieser Friedenszeit an dem Orthe liegen bleiben.“ Daß aber der König nicht ganz sicher war, ob dieser Weisung entsprochen werden würde, ersieht man daraus, daß er noch an demselben Tage³⁸⁰⁾ die kurländische Ritterschaft beauftragte, in ihrem Interesse darauf bedacht zu sein, „daß Bremer auß der Residenz gehoben oder sonst lebendig oder todt zur Hand gebracht und nach Warschau zur gebürlichen Straffe übersandt und ausgelieffert werden möge“. Aber die Landschaft selbst konnte sich nicht helfen, wie der am 13. August in Grobin zusammengetretene Landtag zeigte³⁸¹⁾. „Ein sufficient Defensionswerk konnte bei dem jetzigen Zustande des Landes, da Alles nicht allein von Freunden und Feinden verheeret und verzehret, sondern auch ein groß Theil der armen Unterthanen Hungers halber dahin gefallen und verstorben, dahero die Güter größtentheils öde und verwüestet“, nicht beschossen werden, die Willigungen, die nicht zu umgehen waren, erschöpften die Kräfte vollständig und vieles mußte auf den nächsten Landtag verschoben werden. Wie sollte das Land daran denken, Bremer mit Gewalt aus Mitau zu entfernen? Schließlich haben die Befehlshaber des Heeres sich doch zum Nachgeben entschlossen.

Schon am 2. August kündigte Pac dem Herzog einen polnischen Delegierten an, welcher in Gemeinschaft mit herzoglichen

Vertretern das Werk der Uebergabe Mitaus bewerkstelligen werde. Am 13. August traf der polnische Kommissarius, der Palatin von Brest in der That in Mitau ein, und gleichzeitig auch die herzoglichen Vertreter Johann von der Necke, Eberhard von Lüdinghausen, genannt Wolf, und der Tuchumsche Oberhauptmann Bartold von Plettenberg, welche den Auftrag hatten, möglichst schnell das Schloß zu evakuieren und Bremers Truppen nach Litauen zu führen. Bis die Kommissarien eintrafen, hatte die zügellose Soldateska Bremers Gelegenheit gehabt, die ärgsten Exzesse sich zu schulden kommen zu lassen. Erbittert schrieb der Herzog an seinen Obersekretär Bartholomäus Meyer, genannt Rautensfeld ³⁸²⁾, daß der Kommandant „eine sonderliche Compagnie expresse dazu hält, so er ausschicket und den armen Leuten daß wenige, so sie noch haben, abnehmen läset und daher Verursachet, daß die Leute alle nach Lieffland überlauffen, sich daselbst niederlassen, mit der außantwortung derselben schlecht daher gehet, daß also durch ganz Semgallen öde und wüste werden muß“. Dazu kam noch, daß zwischen den Obersten Lübeck und Bremer Zwistigkeiten entstanden waren, welche dazu führten, daß der erstere seinem Regimente erlaubte, Bremers Soldaten zu überfallen, so daß in der Umgegend Mitaus eine allgemeine Unsicherheit herrschte. Als die fürstlichen Bevollmächtigten nun in Mitau anlangten und Bremer das königliche Mandat an sie vorwiesen, bat sich dieser bis zum Mittage Bedenkzeit aus und machte auch dann noch verschiedene „Diffikultäten“, bis man ihm das königliche Schreiben an ihn zeigte. Da erst erklärte er sich zur Uebergabe des Schlosses unter gewissen Bedingungen bereit ³⁸³⁾. Die herzoglichen Delegierten mußten versprechen, dem Obrist Bremer ein herzogliches Reversal zu verschaffen, in welchem der Herzog erklären sollte, daß ihm das Schloß „gebürlicher Maßen“ abgetreten sei, und daß er an Bremer keine weiteren Ansprüche habe. Ferner verlangte Bremer, daß alle Klagen gegen seine Untergebenen noch vor seinem Abzuge eingereicht und daß die Ansprüche, welche er noch an die Landschaft habe, zu Michaelis 1660 befriedigt werden sollten ³⁸⁴⁾. Die Kommissarien, welche auf seine For-

derungen schließlich eingehen mußten, standen nun vor der schwierigen Aufgabe, das Schloß neu zu besetzen und Bremers Truppen zu konvoyieren. Der Landhofmeister Recke, auf welchem zunächst die Sorge um diese Maßnahmen lag, stand oft ratlos. Die Krüger und Buschwächter, welche er aufbot, damit sie das Schloß besetzten, kamen nicht, die Bauern, welche einexerziert waren, waren im Kriege theils umgekommen, theils hatten sie sich verlaufen, die wenigen, welche im Gesinde waren, mochten der Saatzeit wegen nicht von Hause fort. „E. F. D. glauben nicht, was groß Ungehorsam unter den Bauern ist,“ berichtete Recke bekümmert an seinen Landesherrn. So war man auf 100 Mann angewiesen, denn die Landschaftreiter — etwa 300 Mann — mußten zum Konvoi benutzt werden und die Dragoner Obrist Lübeds waren ein unbändiges Volk, welches den Dienst verweigerte, weil, wie sie behaupteten, ihr Kommandeur „in den Quartieren“ Geld genommen habe, ohne es ihnen auszukehren. Es war in der That schlimm, daß gerade damals, wo Lübeds Anwesenheit von großen Nutzen gewesen wäre, zarte Beziehungen ihn fernhielten; in Windau hatte er eben in jenen Tagen — am 11. August — Elisabeth Magdalena Groll, die Tochter des windauschen Amtmannes, als Frau heimgeführt und³⁸⁵⁾ es lag nicht in seinen Wünschen, gleich wieder in das militärische Getriebe zurückzukehren. Erst als Recke seinen meuternden Soldaten erklärte, daß der Herzog, wenn sie in seine Dienste treten würden, sie ordentlich bezahlen würde, daß aber ihre Händel mit ihrem Obrist ihn gar nichts angingen, kamen sie zur Besinnung. Doch mußten sie mit Spenden von Bier und Tabak in guter Laune erhalten werden.

Selbst der Abmarsch von Bremers Truppen gestaltete sich nicht ungefährlich. Kaum waren sie zum Stadthore hinaus, so erhob sich „ein großes Parlament“ zwischen einem Lieutenant von Lübeds Regiment und dem Obristen Bremer. Da dieser „schwere Worte gab“, so nahmen die anwesenden Lübedschen Soldaten allesamt Partei für ihren Offizier und Recke konnte nur mit Mühe großes Blutvergießen verhindern³⁸⁶⁾. Der beabsichtigte militärische Konvoi wurde von Recke nach diesen

Ereignissen vorsorglicher Weise den abziehenden Polen nicht mitgegeben, doch geleiteten die herzoglichen Kommissare Plettenberg und Lüdinghausen Bremer bis zur Grenze Litauens. Bald darauf traf in Mitau ein polnischer Kommissar ein und es stellte sich nun heraus, daß Bremer die fürstlichen Vertreter beim Heere eifrig angeschwärzt hatte. Zwar gelang es diesen, den Kommissaren, welcher von Recke als ein „aufrichtiger und wackerer Herr“ geschildert wird, von Bremers Lügen zu überzeugen, aber es blieb nicht verborgen, daß man im polnischen Heere die Uebergabe Mitaus an den Herzog für vorzeitig hielt und meinte, diesem sowohl wie dem Könige könnten aus derselben Unannehmlichkeiten erwachsen. Nach längeren Verhandlungen fand schließlich am 31. August die formelle Uebergabe des mitauschen Schlosses an die herzoglichen Räte durch den polnischen Kommissaren im Namen des Königs und der Republik statt.

Des Landhofmeisters Recke Leiden waren mit dem Abzuge der Bremerschen Truppen nicht zu Ende, dafür sorgten die zuchtlosen Lübedschen Reiter. Sie überfielen hier und dort polnische Trupps und es war ein sehr fragwürdiger Gewinn, daß etliche Compagnien auf Befehl des Herzogs an die Grenze verlegt wurden, um diese zu schützen. Die in Mitau gebliebenen wollten den Wachtdienst nicht dauernd leisten und nur zur Nacht 100 Mann für denselben stellen. Durch ihr sonstiges Verfahren brachten sie es so weit, daß kein Landmann, aus Furcht vor ihnen, zu Markte kommen wollte und die Afahre insolge dessen auch fast nichts eintrug. Streng mochte Recke gegen sie nicht vorgehen, er fürchtete, „wenn er sie urgiren würde, möchten sie aufs Haus und es ansengen“. Ohne Gage wollten sie nichts thun und blieben auch in Mitau nur insoweit es ihnen genehm war, so zogen am 31. August 120 Pferde ohne weiteres von dannen; und doch konnte man den Rest nicht ganz entbehren, da sich die Mittel nicht fanden, um bessere Kräfte anzuwerben, denn die Accise warf auch nichts ab. Der Unterhalt dieser unerbetenen Gäste fiel natürlich der armen Stadt zur Last, welche schon Uebermenschliches geleistet hatte, „diese Zeit über

haben die Bürger die (!) Regiment mit Brott und Honig und Bier Unterhalten. Die Leute seind blutarm, haben nichts mehr zum Beißen, es ist zum Erbarmen, wann man den Jammer sihet, . . . es ist unter ihnen Heulen und Weinen“³⁸⁷). Außerdem mußte Jede noch das 30 Mann große Gefolge des polnischen Kommissarius speisen, was natürlich auch nicht leicht zu machen war. So war denn der Geplagte oft der Verzweiflung nahe und klagte seinem Herrn bitter seine Not vor. „Jederman will haben, wo bekommt man was?“ Und doch mußten noch 10000 Gulden den Polen für die Auslieferung Baustes gezahlt werden.

Es war überhaupt eine sehr schwierige und unendlich viel Hingabe fordernde Arbeit, welche nun an den Herzog Jakob und seine Räte herantrat. Ein Land, welches bis an den äußersten Grad des Verderbens gebracht worden war, dessen beste Lebenskräfte geschwächt waren, sollte wieder zu geordneten Verhältnissen geführt werden. Und dabei hatte der Abschluß des Oliva'schen Friedenswerkes noch keineswegs eine dauernde Ruhe dem Lande verbürgen können, vielmehr finden wir die unruhige Spannung, welche noch die allgemeinen europäischen Verhältnisse in Atem erhielt, auch in den kleinen Verhältnissen des Gottesländchens wieder, „der Friede war da und doch nicht Friede. Die Nahestehenden hatten von dem, was geschehen, was Neues geworden war, kaum eine andere Empfindung, als die der Mühe und Gefahr“³⁸⁸).

Die allgemeine Lage ließ einen ruhigen Genuß des Friedens nicht aufkommen und das umfoweniger, als der Krieg für einige Kurland benachbarte Mächte ja noch fortdauerte. Allerdings wurde der Waffenstillstand, den Schweden und Moskau im Jahre 1658 geschlossen, am 1. Juli 1661 durch den Frieden von Kardis feierlich besiegelt, aber zwischen Polen und Rußland hörte der Krieg keineswegs so bald auf und noch manches Jahr ward in der Ukraine und im nördlichen Litauen eifrig gekämpft. Der Herzog Jakob gab sich gleich dem Großen Kurfürsten alle Mühe, den Frieden zu vermitteln. Der Zar, welcher nicht nur gegen den Kurfürsten, sondern wegen seines Lehns-

verhältnisses zu Polen auch gegen den Herzog mißtrauisch war, lehnte anfangs die Vermittelung beider Fürsten ab, wandte sich aber zu Ende des Jahres 1660 doch an den Herzog und dieser konnte dem König von Polen die erfreuliche Mitteilung machen, daß Moskau auf die Thronfolge in Polen verzichten und die eroberten Plätze herausgeben wolle, sowie, daß sich auch wegen Smolensk „Expedientia“ finden würden. Der Herzog und seine auch hier wieder staatsmännisch thätige Gemahlin waren nahe daran, den Frieden zustande zu bringen, da brachte die entscheidende Niederlage Scheremetjews durch die Polen, welche den Verlust der Ukraine zur Folge hatte, eine Wendung herbei, welche die Friedensaussichten wieder in weite Ferne rückte. Im folgenden Jahre ist man durch die Vermittelung des Kurfürsten und des Herzogs wieder so weit, daß sich das Beste hoffen läßt. Schon teilt der Zar dem Herzog Jakob mit, daß er in Königsberg die Friedensverhandlungen zu führen wünsche, aber wiederum verläuft die Sache im Sande und der Krieg dauert noch bis zum Jahre 1667, in welchem zu Andrussow ein 13jähriger Waffenstillstand abgeschlossen wurde³⁸⁹).

Bei den Beziehungen zu Polen war der Friedensschluß auch für den Herzog von höchster Bedeutung, denn es braucht nach dem Gange unsrer Erzählung nicht erst gesagt zu werden, daß die polnische Armee das Herzogtum auf ihren Durchzügen nicht schonte. Im Oktober 1665 rückte der litauische Unterfeldherr Pac mit dem linken Flügel seiner Armee in Kurland ein, „ließ die adeligen Höfe beziehen und eine ungebührliche Station einfordern und die herzoglichen Ämter mit starken Salvaguardien besetzen.“ Zur „Contentirung“ dieser Truppen mußte die Landschaft 80 000 Gulden aufbringen, während der Herzog für seine Lehnsleute und seine Städte 32 000 Gulden bewilligen mußte und diese Forderungen wurden erhoben, nachdem das kleine Land für die polnische Armee schon erhebliche Opfer gebracht hatte. Im Juni 1661 mußte der Landtag den Kronfeldherren Sapieha und Polubinski und dem Regimentar Pac „wegen geleisteter Assistenz und vermeinter Kriegesdienste“ 52 Gulden, welche noch restierten, bewilligen und³⁹⁰), bis diese

Summen erlegt waren, blieben polnische Kommissarien im Lande und auch ihr Unterhalt verursachte demselben nicht unerhebliche Kosten. Dazu gesellen sich in den folgenden Jahren noch sehr bedeutende Getreidelieferungen³⁹¹⁾.

Zu diesen Kalamitäten, welche von außen drohten, hatten sich noch sehr fühlbare Mißstände im Lande selbst eingestellt und unter diesen ist der Unfug und die Brutalitäten, welche sich die Reiter des Obersten Lübeck erlaubten, besonders von den Zeitgenossen empfunden worden. Man hatte sie allmählich ganz aus Mitau entfernt und ihnen Quartiere auf den Gütern in den verschiedensten Teilen des Landes angewiesen, wo sie monatlich einen Thaler zum Unterhalt bekommen sollten. Da aber diese „Brodgelder“ häufig nicht gezahlt werden konnten, so fanden gewaltsame Kontributionen statt und es ist in den folgenden Jahren eine ungezählte Menge von Klagen, sowohl Lübecks gegen die säumigen Güter, als auch besonders der Betroffenen gegen seine Reiter erhoben worden. Das zuchtlose Volk erlaubte sich die größten Excesse. Aus Windau, wo der Rat einem Lübeckischen Kapitän und Trompeter Geldspenden hatte entrichten müssen, aus dem Hasenpothschen, Piltenschen, aus Stenden (bei Talsen), aus Dubena und vielen andern Orten liefen Klagen über Bedrückungen und Plünderungen an die herzogliche Regierung ein. Wie Wegelagerer überfallen sie Reisende und wir hören, daß nicht nur preussische Fuhrleute, sondern auch polnische Edelleute von ihnen ausgeraubt werden. Es hilft wenig, daß der Obrist Lübeck ein strenges Mandat an seine Soldaten erläßt und auf herzoglichen Befehl Offiziere zur Untersuchung in die heimgesuchten Gebiete sendet. Die Frechheit der unbändigen Schar wächst von Tag zu Tage. Konrad von Uexküll wird von Lübeckischen Reitern (1662) eines Abends durch einen tödlichen Schuß verwundet und Ulrich von Behr muß es sich gefallen lassen, daß ein Reiter „ihn in seinem Rücken in Praesenz ehrlicher Leute häßlich injurierte“³⁹²⁾. Diese Zuchtlosigkeit dauerte noch lange und im Grunde war der Oberst Lübeck selbst, wie tapfer er sich auch im Kriege bewährt hatte, doch nur ein Landsknecht rohester habgüchtigster Art, der auch unersättlich immer

neue Gaben heischte. Allerdings hatte der Landtag, der am 3. Januar 1661 zusammentrat, ihm mit der Bedingung, daß den wegen der Excesse klagbar Gewordenen Gerechtigkeit widerfahre, für seine „dem Vaterlande geleisteten treuen Dienste“ 10 000 Gulden bewilligt, welche in drei Jahren erlegt werden sollten. Nicht minder hatte der Herzog den Obersten fürstlich belohnt. „Da er,“ so hieß es in der herzoglichen Belehnungsurkunde, „Zeit unseres Abwesens allhier im Lande tapffere Kriegesdienste geleistet, das es ihm und den Seinigen zu sonderlichen Nachrumb gereichet“, so verließ ihm der dankbare Landesherr am 1. Juni 1661 den im Mesotenschen belegenen Hof Bershof mit allem Zubehör und allen Nutzungen, welchen er ihm, nachdem am 30. Juli die königliche Konfirmation erfolgt war, am 5. Oktober durch den hauseischen Hauptmann Wilhelm von Korff und den mesotenschen Amtmann Dietrich von Franck einweisen ließ³⁹³). Es wird vielleicht die Annahme nicht unstatthaft sein, daß nicht nur die Dankbarkeit, sondern auch die Absicht, den lästig werdenden Söldnerführer zu beruhigen, bei dieser Schenkung maßgebend gewesen ist. Jedenfalls kommt es im Jahre 1662 zu höchst ärgerlichen Konflikten zwischen Lübeck und seinem Herzog, als die Dienstzeit des Obersten und seines Regiments kontraktlich ihr Ende erreicht hatte. Als der Herzog ihn „auf Abschied oder Neuwe Capitulation“ nach Mitau citierte, zog er kurz vor Ostern mit seinem Regimente vor Mitau, wo er mehrere Tage in drohender Haltung liegen blieb. Da der Herzog verlangte, daß er liquidieren sollte „Was die seinen Bohr schaden in den Aembttern gethan“, sowie an den Mördern und Straßenräubern, insbesondere an demjenigen, welcher „den Oberst Urstel in der Stadt (Mitau) in sein Haus leichtfertiger Weis erschossen,“ Recht übe, da, so lesen wir in einem Schreiben der Herzogin an Otto von Schwerin, „oppiniatirt ihr sich und bravirt Uns Und gehet in Alle Meines Herrn Aembtter, da Noch Was ist, Und verhindert die sacht. Ist ein Mensch, der kein Nachdenken (hat), Wil Seine Zahlung, Und Wen ehr hatt, Ist man Nicht gewis, ob ehr gehen Wirt. . . Also gedend ehr, Wie Wir sigen, Und Wie so ein Kerl Mein Hern Unlust Machet,

Und . . . Was man sich auf einen Verlassen kann, so Man erhoben“³⁹⁴). Wir wissen nicht, wie der ärgerliche Handel beigelegt worden ist, der jedenfalls charakteristisch für das zuchtlose Wesen jener Jahre ist. Bald darauf verschwindet Lübeck vom Schauplatz seines bisherigen Wirkens und wir sehen ihn in den Kämpfen Polens gegen Moskau bei Pleskau und Pologk kriegerisch thätig, bis im Mai 1664 eine wohlgezielte Kugel seinem Leben ein jähes Ziel setzte³⁹⁵).

Aber sein Verfahren stand keinesweges beispiellos da. Der polnische Oberst Schwarzhof³⁹⁶) erwirkte sich vom Könige Johann Kasimir, unter dem Vorwande, den dünenburgischen Distrikt in Kurland vor dem Moskowiter schützen zu wollen, die Erlaubnis, das zum Unterhalt seiner Truppen erforderliche Getreide und Viktualien sich liefern zu lassen. Statt dessen plünderte er den Kreis in der schändlichsten Weise und brandschatzte die Gegend dermaßen, daß auf dem Landtage im März 1663 konstatiert wurde, daß die Eingefessenen jenes Distrikts die Landesabgaben in der vollen Höhe zu leisten nicht im stande seien³⁹⁷). Daneben trieben häufig die sog. Voluntarier im Lande ihr Wesen, welche aus Livland und Litauen einfielen und hier und dort plünderten. Noch Jahre hindurch wird auf den Landtagen über die Straßenräuber und „das muthwillige herrlose Gefindlein“ Klage geführt und die Bauern waren in der langen Kriegszeit ebenfalls verwildert und ließen sich von gewissenlosen Rädelsführern zu Widerspenstigkeit und Aufruhr anreizen³⁹⁸). So war in der That die Lage eine überaus trübe.

Die Städte, welche sich in Kurland nie zu größerer Bedeutung hatten emporheben können und als kleine Landstädte eine bescheidene Existenz gefristet hatten, waren durch das Elend des Krieges ganz heruntergekommen und vielleicht am meisten die herzogliche Residenzstadt Mitau. Der Ort hatte viel durchmachen müssen, auf die Plünderung durch die Schweden war der Besuch der polnischen Freunde gefolgt und die Stadt war „trotz ihrer geringschätzigen Armuth“ der Verraubung und Verwüstung der Häuser und Buden ausgesetzt gewesen. Im Jahre 1658 hatte sie nach der Katastrophe den Oberräten

10 000 Gulden vorschießen müssen, um die dringendsten Forderungen des Feldmarschalls Douglas zu befriedigen. Um der vermutlichen Plünderung der Stadt und zum Teil auch dem „befahrenden Kirchenraub“ vorzukommen, hatte man Polubinski gegen das Versprechen, in Zukunft von allen Lasten befreit zu werden, 3000 Gulden und Bremer 600 Gulden zahlen müssen. Zum Unterhalt des Obrist Roskull war dieselbe Summe verausgabt worden und die Verpflegung der polnischen Kommissarien war auch meist auf Kosten der Stadt bewerkstelligt worden. Als Polubinski das Schloß belagerte, hatten die Bürger ihm Geld, Pulver, Blei und Kriegsmunition liefern und später große Massen Lebensmittel, Brot, — allein 639 $\frac{1}{2}$ Lof Korn, Bier, Fleisch und Branntwein in das Magazin Bremers verabsolgen müssen, außerdem waren aus der Accise monatlich 100 Reichsthaler ausgekehrt und als die Summe ausblieb, das Geld brutal von den Bürgern eingetrieben worden, so daß abgesehen von dem Schaden, welcher den einzelnen zugefügt war, die Stadt im Laufe des Krieges 24 830 Gulden entrichtet hatte. Daran schlossen sich dann die Unordnungen der Reiter Lübecks, und später wurde für die Garnison monatlich von jedem Hause, auch wenn es nicht bewohnt oder zerstört war, ein Thaler erhoben. Die Stadt, welche das Unabänderliche „mit Thränen“ gethan hatte, bat schließlich den Herzog, sie von weiteren Steuern zu befreien; sie machte mit Recht geltend, daß die Exekutionen zu nichts führten, da niemand „auf die eingerissenen und zerfallenen Häuser“ auch nur $\frac{1}{2}$ Thaler zahlen oder dieselben kaufen werde. Handel und Wandel lagen darnieder und die Gemeinde nahm täglich an Zahl ab. Man war nicht im Stande, die Brücken und Pforten der Stadt in Ordnung zu bringen und die Thore „zur See und Mühlenwärts“ waren monatelang zum Schaden der Anwohner gänzlich unpassierbar. Schließlich war der Wachtendienst eine große Last, da er jede vierte Nacht die einzelnen traf³⁹⁹). Sehr viel besser sah es im Grunde auch in den andern, noch kleineren Gemeinwesen nicht aus.

Die fürstlichen Schlösser befanden sich, wie schon der Gang unsrer Erzählung gezeigt hat, in nicht viel besserer Ver-

fassung. Am bewohnbarsten waren noch Grobin und Mitau, aber auch das letztere Schloß war nach Redes Bezeichnung „unflätig“; Thüren, Fenster und Mobiliar mangelten, das Meiste, was nicht in den versiegelten Gemälden gewesen war, war in den Wirren des Krieges zu Grunde gegangen, wozu die Polen als wahre Freunde, und nicht zum mindesten die Generalität beigetragen hatten. Die meisten kostbaren Karossen des Herzogs, „die blaue, die spanische, die aus Fuchtleber gefertigte,“ sie alle hatten den polnischen Offizieren gefallen und waren von ihnen mitgenommen worden; auch die zur Verteidigung des Orts dienlichen Dinge waren theils nicht mehr da, theils, wie das Pulver, gänzlich verdorben. So mußte denn die herzogliche Familie noch längere Zeit, bis Mitau wieder in stand gesetzt war, im „engen Neste Grobin“ ihre Residenz aufschlagen⁴⁰⁰⁾.

Auch die Aemter des Herzogs und die abligen Güter befanden sich in einem verwahrlosten Zustande. Wie sehr die Naturallieferungen die Güter mitnahmen, zeigte das Beispiel Niederbartaus und die Kontributionen an barem Gelde verfrachten auch große Summen; hat doch die litauische Armee allein in den Jahren 1658—1665 nicht weniger als 430 326 Gulden aus dem Lande gezogen*). Die Bauern waren vielfach, der schweren Verhältnisse in der Heimat überdrüssig, nach Livland und Preußen weggezogen und in den Grenzgebieten wurde der Mangel an Arbeitern bald lebhaft als Mißstand empfunden, zu dessen Beseitigung von der herzoglichen Regierung und den Landtagen⁴⁰¹⁾ in den folgenden Jahren oft Maßregeln ergriffen wurden. Aber im allgemeinen scheint der Adel mehr aus dem allgemeinen Ruin gerettet zu haben, als der Herzog selbst, dessen Aemter durch die nur sehr allmählich abziehende litauische Armee besonders zu leiden hatten. „Gott wolle uns,“ schreibt die Herzogin am 22. April 1661 an Otto von Schwerin, welcher sie soeben auf einer Reise nach Preußen persönlich besucht hatte, „Von Unsere Gästen befreien, sonst sehe ich nur noch ein kleglicheren

*) 1 Floren = $\frac{1}{3}$ Reichsthaler.

Zustandt Bohr Augen, denn ehr Albereiß Ist, da ehr doch ieko, so das kein Menschen Zung Ihn so kan beschreiben Als die Armuth Und das Elendt des landes, Und theils des Adel; denn einige haben sich Wohl Conservirt, meins Herrn und mein Aembter Aber stehen so elendt, das ich es nicht mag Ahnhero setzen. Aber ich kan Ihn, Als meinen Vertrauten gutten gönner sagen, das die schweden und Pohlen mich Von einer glücklichen, Wolfstehenden Fürstin Zu einer Unglückseligen gemacht, Und Unsere Schuttfreunde Und nachbahren Machen den garaus, dann ich mus Alles, Was sie gegen Meinen Churfürst (haben) entgelten.“ Welchem Mangel die herzogliche Familie ausgesetzt war, zeigen die Worte der edlen Fürstin in einem Briefe an Otto von Schwerin, den sie bittet, ihr zur Erlangung der Ehegelder behilflich zu sein, welche die preußischen Stände ihr schuldeten. Das Geld habe sie durchaus nötig, „das ich Wol schwehren kan, Seint in mangel, Wenn ein stück Fleisch zu kauffen, darüber Wir auch so Viel Fisch essen, das alle das Fieber frigen und Wolt gott, ehr sehe Unser Elendt, es solt Ihn iammern. Wir haben silber Wollen versetzen, kauffen Wil es ein ieder, aber keiner Wil gelt drauf geben. Und das biägen, Was ich von J. G. D. gehet — durch, Weil ich al die Kinder Und Ihre leucht erhalt Und besolde, Und mein Wenig Aembter einricht. Und das zu verkauffen, Was ein schutz des hauses, thut Recht Wehe Und Wie Würden sich meine feinde freuen!“⁴⁰²⁾

So war der Ruin ein durchgehender, Stadt und Land waren in gleicher Weise durch das Elend des Krieges und seine treue Gefährtin, die Pest, in ihren materiellen Gütern um viele Jahre zurückgebracht. Es galt von neuem anzufangen und das vor der Katastrophe errichtete Werk zwanzigjähriger Regentenarbeit abermals aufzubauen. Und fürwahr, mit Hingabe trat der Herzog gleich nach seiner Rückkehr an diese Arbeit heran und wir finden seine Fürsorge nicht minder seinem verarmten, entvölkerten Ländchen, als den fernen überseeischen Besitzungen zugekehrt. Es gelang auch in der piltenischen Frage, wenn auch nicht ohne Mühe, zu einer befriedigenden Lösung zu kommen. Am 25. Februar 1661 wurde zu Grobin

eine Transaktion zwischen dem Adel des Bistums Piltens und dem Herzoge vereinbart, welche die Verfassung und Verwaltung des Ländchens regelte; aber Ulrich von Behr hatte inzwischen ein königliches Reskript zuwege gebracht, welches die Justiz des Kreises den Landräten allein überwies und die herzogliche Gewalt in Rechtsfachen beiseite schob. Doch erreichte der Herzog, daß König Johann Kasimir dieses Reskript für erschlichen und ungültig erklärte und ihn im Besitze Piltens bestätigte. Es liegt nicht im Rahmen unsrer Darstellung, alle die kleinlichen Händel und politischen Intriguen eines großen Theiles der Landfassen Piltens zu verfolgen, welche in jenen Jahren eine beträchtliche Reihe tendenziöser Staatschriften hervorbrachte. Es glückte nach vielen Sorgen und Mühen, die Geschehnisse des kleinen Gemeinwesens jedenfalls auf eine Reihe von Jahrzehnten an die des Herzogtums Kurland zu fesseln¹⁰³). Aber obgleich das rührige Streben Herzog Jakobs auch nach dem Frieden zu Oliva unverkennbar ist, so ist doch zwischen seinem Walten vor dem großen Kriege und nach demselben ein beträchtlicher Unterschied. Er ist nicht mehr der Mann, welcher dem Könige Karl Gustav für einen König zu arm, aber für einen Herzog zu reich erschienen war. Vielmehr tritt uns fortan in vielen Beziehungen eine Enge und eine kleinliche Misere entgegen, welche der ersten Periode der Regierung Herzog Jakobs fremd ist. Der Gewaltstreich von 1658 ist ein Wendepunkt in der Geschichte dieses hochstehenden Fürsten. Wenn trotzdem im Laufe einiger Jahrzehnte das Land wieder aufblüht, so zeigt das, welche frischen wirtschaftlichen Lebenskräfte in ihm und seinen Bewohnern noch pulsierten.

Aus dem großen europäischen Konflikte, in welchen Kurland verflochten worden war, war das Herzogtum im Innersten geschwächt hervorgegangen, aber es überdauerte doch den Krieg und verschwand nicht von der Karte Europas. Und doch mußten die Zeitgenossen mit Sorge in die Zukunft schauen; es war doch keine Lösung von innen heraus gewesen, das Land hatte sich nicht selbst gerettet, sondern die Interessenkollision der großen Mächte seine Fortexistenz gesichert. Das abgeschnürte Glied

Alt-Livlands, die Schöpfung Gotthard Kettlers, hatte die Probe auf ihre Lebensfähigkeit nicht bestanden und jeder neue politische Konflikt konnte das Ende der kurländischen Herrlichkeit bringen, jedenfalls so lange es so blieb wie es war. Das alte landständische Gemeinwesen war ein unüberwindliches Hemmnis für eine erfolgreiche Politik im größeren Stil und doch vermochte der Gedanke des modernen Staates, welcher die preußische Libertät über den Haufen geworfen hatte, sich in Kurland nicht siegreich durchzuringen. Als der große Herzog seine Augen geschlossen, und auch der Glitterglanz der Regierung seines Sohnes verblichen war, als schließlich die Dynastie der Kettler erlosch und sich äußeres Unglück zu eigener Schuld gesellte, da trieb die Entwicklung unabänderlich den Dingen entgegen, die da kommen sollten, denn in stetem Wechsel von Ursache und Wirkung, von Schuld und Sühne vollzieht sich der Lauf allen geschichtlichen Werdens.

Anmerkungen.

Verzeichnis der Abkürzungen.

- Kurländisches Provinzialmuseum = K.P.M.
 Kurländisches Ritterschaftsarchiv = R.A.
 Herzogliches Archiv = H.A.
 Königl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin = B.St.A.
 Königl. Geh. Staatsarchiv zu Königsberg = K.St.A.
 Danziger Stadtbibliothek = D.B.
 Bibliothek des Mitauer Gymnasiums = M.G.B.
 Kopenhagener Reichsarchiv = K.R.A.
 Stockholmer Reichsarchiv = St.R.A.
 Rigasche Altertumsgesellschaft = R.A.G.
 K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien = W.A.
 Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurf. Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Polit. Verhdlg. = U.A.
 Pufendorf, De rebus a Carolo Gustavo Sueciae rege gestis = Pufend. C.G.
 Pufendorf, De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni = Pufend. F.W.

Sitzungsberichte der Kurländischen Gesellschaft für Litt. und Kunst = R. G. B.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands = Mitt.

Sehr fühlbar machte sich der Mangel einer Reihe größerer Darstellungen, so der von Kochowski und Rudawski und vieler Einzelschriften. Trotzdem darf der Verf. hoffen, daß seine Darstellung zur Aufhellung einer Periode der heimischen Geschichte beitragen möge, welche in wissenschaftlicher Weise noch nie dargestellt worden ist oder doch nur in sehr allgemeinen Umriffen, wie von Eruse und dem trefflichen Gebhardi.

- ¹⁾ Weygands Genealogie der Herz. von Kurl., Mss. R. B. M. p. 217. — ²⁾ Der Text bei Weygand l. c. und in Londorpii Acta publica VII cap. CLXIV. — ³⁾ Schiemann, Histor. Darstell. u. Archival. Stud. p. 177; Mitauische Monatschrift 1784 I p. 252. — ⁴⁾ Für das Folgende: Stenzel, Preuß. Gesch. II p. 78; Rühls, Schwed. Gesch. V p. 17; Herrmann, Gesch. Rußlands III p. 628 ff.; Aktenstücke und Urkunden zur Geschichte des Großen Kurfürsten II, Einleitung. — ⁵⁾ E. v. Rummel, Kurländische Landtags- und Konferentialschlüsse 1618—1759, Dorpat 1851 p. 107 (Landtagsschluß vom 27. Juli 1652). — ⁶⁾ Mytaw, den 26. Juni 1654, Bibliothek des Danziger städt. Archivs I Abt. V n. 11 Blatt 14 b (Kopie). — ⁷⁾ J. Radziwill an Herz. Jakob den 16. Mai 1654, 27. Februar 1654, 6. Dezember 1654, R. A. (Orig.). — ⁸⁾ U. A. IV p. 704; Herz. Jakob an den Kurf. den 17. Juli 1654 u. der Kurf. an den Zaren den 10. Juli st. vet. 1654. — ⁹⁾ Pufend. C. G. lib. III § 43. — ¹⁰⁾ Ebdtschß. vom 24. Juli 1654; Rummel p. 112—118. — ¹¹⁾ Ebdtschß. vom 20. November 1654; Rummel p. 118—124. — ¹²⁾ Rummel l. c. p. 122. — ¹³⁾ Ziegenhorn, Staatsrecht der Herzogtümer Kurland u. Semgallen, Beilage 180. — ¹⁴⁾ Ebdt. vom 12. März 1655 p. 124, bei Rummel l. c. — ¹⁵⁾ „Nachstehende Rationes sind dem M. Hassse den 22. Februar 1655 nachgeschickt worden“, R. A.; Ziegenhorn l. c. p. 226 Beil. Nr. 181; cfr. auch Beil. 50 p. 55. — ¹⁶⁾ Pufend. F. W. lib. V § 18, 19. — ¹⁷⁾ Pufend. C. G. II § 49. Ebenso „Wiederlegung der von Schwedischer Seiten ausgestreuten Ursachen“ zc. cfr. unten. — ¹⁸⁾ Pufend. l. c. — ¹⁹⁾ Herrmann, Gesch. Rußlands III p. 630 ff. — ²⁰⁾ Carlson, Gesch. Schwedens IV p. 87 ff. — ²¹⁾ Pufend. C. G. I. II § 40. — ²²⁾ Janus Radziwill an Herz. Jakob den 28. Juli 1655 (utpote neutralitatis munimento ab omni hostilitate tectis) R. A. (Orig.). Der Kurf. Friedr. Wilhelm an denselben den 23. Oktober 1655 (Orig.) R. A. — ²³⁾ Herz. Jakob an Janus Radziwill den 15. Juli 1655, R. A. — ²⁴⁾ Ebdtschß. vom 22. Juni 1655, Rummel p. 127 bis 131. — ²⁵⁾ Pufend. C. G. II § 49: „Puncta, welche Sr. Fürstl. Gnad. im Namen Sr. Excellenz des Grafen Magni Gabrielis de la Gardie von mir endesbenannten demüthigt übergeben, Mitau den 25. Julii 1655“ (Paul von Helmersen), in einem Sammelbande der Rigaschen Gesellschaft für Gesch. u. Alterthumskunde (Winkelman, Bibl. Liv. hist. Nr. 8501). — ²⁶⁾ Th. Schiemann in den Mitteil. z. livl. Gesch. XII p. 299. — ²⁷⁾ Schwarz, Vollst. Bibliot. Kurl. u. Pilt. Staatschriften Nr. 17 p. 30.

— ²⁸) Ueber Piltten cfr. auch Ziegenhorn, *Kurl. Staatsrecht* p. 100 ff.; Winkelmänn, B. L. H. Nr. 9366. — ²⁹) In „Ursachen, wo durch eigentlich die R. M. z. Schweden bewogen worden, den Herzog von Churland aus seinem Fürstenthum hinweg in Verwahrung zu ziehen“ (cfr. auch Winkelmänn, *Bibl. Liv. hist.* Nr. 8669) und in „Wiederlegung der von Schwedischer Seiten ausgestreuten Ursachen 2c.“ (Winkelmänn l. c. Nr. 8671). — ³⁰) Der Briefwechsel im N.A. Janus Radziwill an Herzog Jakob den 27. Februar 1654, 16. Mai 1654, 6. Dezember 1654, 12. Juli 1655, 28. Juli 1655, 21. August 1655 2c. — ³¹) Es wird von Pufend. C.G. II § 49 behauptet, der freilich hierin nur schwedischen Berichten folgt. — ³²) Janus Radziwill an Herzog Jakob den 21. August 1655, N.A. — ³³) Seine Gesandtschaftsberichte aus Siebenbürgen in der Ungar. Revue 1892 Dezember. — ³⁴) Puncta, welche der H.H. Legat Skytte eingegeben de anno 1655, zeitgenöss. Kopie in Libau im Rammereiarchiv gefunden. — ³⁵) Herz. Jakob an Friedrich von Medem den 6. August 1655, N.A. — ³⁶) Mich. Casp. Londorpil Acta publica 7. oder Continuation 3. Teil, Frankfurt a. M. 1669, VII. Buch p. 1017 Kap. CLXV u. CLXVI. — ³⁷) R.S.B. 1888 p. 31 des Anhangs. — ³⁸) Londorpil l. c. cap. CXCIV p. 1042—1043; Drenst. an Herz. Jakob den 27. Oktober 1655, N.A. — ³⁹) Das wird von Pufendorf mehrfach hervorgehoben, C.G. I. c. — ⁴⁰) Schreiben des Königs Joh. Kasimir vom 6./16. November bei Ziegenhorn l. c. Beil. Nr. 183, u. 18. November, Kopie im N.A. — ⁴¹) Pufend. C.G. I. c. — ⁴²) Stenzel l. c. p. 110. — ⁴³) Der lat. Text der Proposition Skyttes vom 26. Februar 1656 bei Ziegenhorn l. c. Beil. Nr. 184. — ⁴⁴) Pufend. C.G. III § 61 p. 196, 197. — ⁴⁵) Herz. Louise Charlotte an den Kurf. Friedr. Wilhelm den 9. März 1655, B.St.A. — ⁴⁶) Herrmann l. c. p. 632. — ⁴⁷) Herz. Louise Charlotte an D. v. Schwerin den 4./14. Oktober u. 3. Nov. 1656 bei Orlich, Friedr. Wilhelm der Große Kurf., Beil. p. 47, 48. — ⁴⁸) Herrmann p. 630. — ⁴⁹) N.A. IV p. 590. — ⁵⁰) Instruktion de dato Mitau, den 8. Mai 1656, R.B.N. — ⁵¹) Pufend. l. c. p. 197. — ⁵²) Pufend. F.W. VI p. 30 ff. — ⁵³) Für die Geschichte der Union von 1656 kommt in erster Reihe ein zeitgenössisches Memorial in Betracht, welches auch im Anhange Kopien der betr. Staatsurkunden aufweist. Hingewiesen hat auf dasselbe Th. Schiemann, *Mitt.* XII p. 299. Es befindet sich im ehemals Pilttenschen Archiv, jetzt N.A. („Pilttens Zustand unter der Regierung Karl Gustavs von Schweden in den Jahren 1655 bis 1657“). — ⁵⁴) Befehl von de la Gardie vom 28. August 1655, Beilage zum *Memoire* in Nr. 53. — ⁵⁵) De la Gardie an die pilt. Ritterschaft den 29. April 1656 eod. l. — ⁵⁶) Winkelmänn, *Bibl. Liv. hist.* 9369. — ⁵⁷) De dato Riga, den 17. Mai 1656, eod. l. — ⁵⁸) Der Pilttischen Vollmacht den 9./19. Juni 1656, Riga A.G. (siehe auch Winkelmänn l. c. Nr. 9370). — ⁵⁹) Beil. z. Memorial in Nr. 53; Winkelmänn l. c. 9373. — ⁶⁰) Consensus Regius D. Maidelio datus den 12. Junii 1656 u. Consensus Regius D. M. Curl. Duci datus den 12. Juni 1656, beide Beilagen zum Memorial in Nr. 53 u. Winkelmänn, *Bibl. Liv. hist.* Nr. 9370 u. 9372. — ⁶¹) Beil. z. Memorial in Nr. 53. — ⁶²) Des Herzogs Erklärung, Beil. z. Memorial u. Winkelmänn Nr. 9375; der Delegierten Erklärung, Beil. z. Memorial. — ⁶³) Ldtg. vom 6. Juli 1656, Rummel l. c. p. 140. —

- ⁶⁴) Schiemann, Mitt. XII p. 403. — ⁶⁵) Herrmann l. c. p. 631; Rühls, Gesch. Schwedens p. 72 ff.; Gadebusch, Liv. Jahrb. III, 1 p. 445. — ⁶⁶) Herzog Jakob an den Kurf. Friedr. Wilhelm, de dato Mitau, den 8. Juli 1656, Orig. B.St.A. — ⁶⁷) Pufend. C.G. II § 84. — ⁶⁸) Drachensfels an den Kaiser Ferdinand, 2 Schreiben ohne Datum, praes. den 20. u. 24. September 1656, W.A. (Orig.). — ⁶⁹) Lettres de Pierre de Noyers, secrétaire de la reine de Pologne, Berlin 1859 p. 179. — ⁷⁰) U.A. V p. 18. — ⁷¹) U.A. V Einleitung p. 5, ferner p. 23. — ⁷²) Die Berichte des kaiserlichen Gesandten Franz von Bisola aus den Jahren 1655—1660, herausgeg. von Dr. Alfred Francis Pribram, im Archiv für österreichische Gesch. Bd. LXX (1887), Bericht vom 7. September 1656 p. 191. — ⁷³) U.A. V p. 18 ff., p. 24 ff. — ⁷⁴) Orig. des zar. Schreibens vom 12./14. September 1657 (1656) im R.A., cfr. auch R.S.B. 1874 p. 20, wo falsch 1657 steht. — ⁷⁵) U.A. V p. 34. — ⁷⁶) So in den „Ursachen zc.“. — ⁷⁷) Cfr. oben Anm. 66. — ⁷⁸) Schwerin an den Kurf., de dato Frauenburg, den 16. September 1656, U.A. V p. 117. — ⁷⁹) Die Herzogin an D. v. Schwerin den 4./14. Oktober 1656, bei Orlich l. c. p. 46. — ⁸⁰) Dieselbe an denselben den 3. November 1656, bei Orlich l. c. p. 48. — ⁸¹) Rühls l. c. p. 76. — ⁸²) Louise Charlotte an Schwerin den 4./14. Oktober 1656, bei Orlich p. 47. — ⁸³) Dieselbe an denselben den 3. November 1656, bei Orlich p. 49. Für die Belagerung Rigas im Jahre 1656 ist die Hauptquelle „Gründliche und wahrhaftige Relation von der Belagerung der kön. Statt Riga“ (Winkelmann 7430), die zu Grunde liegt der „Geschichte der Belagerung von Riga unter Alexei Michailowitsch, Riga 1791“ von R. G. Sonntag. — ⁸⁴) Droysen, Preuß. Politik III, II p. 228 ff. — ⁸⁵) Die Herzogin an den Kurf. den 16. März 1656, B.St.A. — ⁸⁶) Die mir nicht zugängliche Akte über die Grotthußsche Mission im S.A. — ⁸⁷) U.A. V p. 194. Die Oberräte an den Kurf. den 15. August 1656. — ⁸⁸) Orlich l. c. p. 14. — ⁸⁹) Pufend. F.W. VI § 46. — ⁹⁰) Pufend. C.G. III § 56 u. 62; U.A. V p. 36. — ⁹¹) Herrmann l. c. p. 636. — ⁹²) Der Briefwechsel zwischen Herzog Jakob und dem Könige Friedrich im R.H.A. Schreiben Herzog Jakobs de dato Mitau, den 2. Juni 1656, 1. September 1656, 18. Juni 1658, König Friedrichs, den 10. Juli 1656, 8. August 1657 zc., cfr. auch Solowjews Russ. Gesch. X p. 426 u. Orlich Beil. p. 57. — ⁹³) Pufend. C.G. VI § 62. — ⁹⁴) Rummel l. c. p. 137 ff. — ⁹⁵) Rummel l. c. p. 142 ff. — ⁹⁶) Rummel l. c. p. 144 ff. — ⁹⁷) Pufend. C.G. IV § 50. — ⁹⁸) Rühls l. c. p. 88 ff. — ⁹⁹) Die Herzogin an den Kurf. den 13. April (ohne Jahreszahl, kann nach dem Zusammenhang nur 1657 sein), Orig. B.St.A. — ¹⁰⁰) Pufend. C.G. IV § 50 u. Schreiben Herzog Jakobs den 26. Oktober 1657, R.A. — ¹⁰¹) „Ursachen zc.“, Solowjew, Russ. Gesch. X p. 423. — ¹⁰²) Ziegenhorn l. c. Beil. Nr. 187. — ¹⁰³) Pufend. C.G. IV § 54. Pufend. gibt als Ort der Unterredung eine Dünainsel an, was ein Versehen ist. Sie fand nach den Berichten de la Gardies den 6. u. 15. Juni (im St.H.A., Mitteilung Herrn C. F. Odhners), am 7./17. Juni auf einer Insel der Bulle rā (Bulderaa) statt. Pufend. gibt kein Datum, folgt aber, wie die Anführungszeichen erweisen, der Relation eines Zeitgenossen, offenbar de la Gardies. — ¹⁰⁴) Cfr. auch Th. Schiemann, Hist. Darstell. u. Archival. Stud. p. 197. — ¹⁰⁵) Cfr. „Ein Beitrag zu den

Beziehungen des Großen Kurfürsten zu Kurland“ von Ernst Seraphim im Schlußprogramm des livländ. Landesgymnasiums zu Jellin 1892 p. 4. — ¹⁰⁶) Cfr. Herzog Jakob an den Kurf. de dato Mitau, den 25. Juni 1657, 27. Juni 1657, 12. September 1657, B.St.N. — ¹⁰⁷) Droysen I c. p. 252 ff.; Lissolas Berichte I c., bes. p. 303, 305, 309, 312, 61; cfr. J. Haller, „Franz von Lissola“, Preuß. Jahrb. 1892 p. 519 ff. — ¹⁰⁸) Die Kurfürstinmutter an General Opalinski, de dato Croßen, den 8. Juli 1657, B.St.N. — ¹⁰⁹) Lissolas Berichte I c. p. 254. — ¹¹⁰) Jnl. 1657, Sp. 278 unten; „Ursachen zc.“ — ¹¹¹) J. F. v. Göke an den Kurf. den 17. November 1658, B.St.N. — ¹¹²) Die Kurfürstinmutter an D. v. Schwerin den 23. August 1659, bei Orlich I c. p. 44 der Beil. — ¹¹³) Die Herzogin an Schwerin den 30. September 1657, bei Orlich Beil. p. 51–53. — ¹¹⁴) Stenzel I c. p. 137. — ¹¹⁵) Die Herzogin an den Kurf. Friedr. Wilhelm den 8. Oktober 1657, B.St.N.; Schiffriert, die Herzogin spricht von sich in der dritten Person. — ¹¹⁶) Die Herzogin an Schwerin den 28. Dezember 1657, bei Orlich Beil. p. 58. — ¹¹⁷) Rühß I c. p. 79; Stenzel p. 139; Herrmann I c. p. 637. — ¹¹⁸) Hoyerbeck an den Kurf. Friedr. Wilhelm, de dato Warschau, den 5. Oktober 1657. Der Kurf. an Hoyerbeck den 14. Oktober 1657, B.St.N. — ¹¹⁹) Pufend. C.G. IV § 33. — ¹²⁰) Rovers, Lettres p. 360. — ¹²¹) Die Akten über Jircks Mission im S.A., cfr. Th. Schiemann, Hist. Darstell. p. 178. — ¹²²) Cfr. den Brief der Herzogin in Ann. 115. — ¹²³) Pufend. C.G. IV § 53. — ¹²⁴) Protokoll (Publica) des Rtg. Rats den 9. Oktober 1657, Rtg. Stadtarchiv. — ¹²⁵) Rovers, Lettres p. 358. — ¹²⁶) Publica des Rtg. Rats den 9., 27., 28., 30. Oktober, 13., 14. November 1657, Rtg. Stadtarchiv. Ganz falsche Nachrichten bei Rovers p. 358, wo unter anderem „que le duc de Courlande lui en donnoit 4000 qu’il a sur pied“, wo die Erfolge Gonssensky’s überhaupt sehr übertrieben dargestellt sind. — ¹²⁷) Herzog Jakob ordnet strenge Kontrolle an der Grenze an. Schreiben an de la Gardie den 19. Juni 1657, R.A.G. Sammelband mit Briefen der Herzöge. — ¹²⁸) Die Herzogin an Schwerin, de dato Goldingen den 28. Dezember 1657, bei Orlich I c. p. 58. — ¹²⁹) Die Herzogin an Schwerin den 21. November 1657, bei Orlich p. 55. — ¹³⁰) Cfr. Ann. 128. — ¹³¹) Tiefenhausen an den Herzog, de dato Mitau, den 30. Januar 1658, R.A.G. Sammelband mit Briefen kurl. Herzöge. — ¹³²) Pufend. C.G. § 93. — ¹³³) De dato Bauske, den 19. Februar 1658, R.A. Orig. — ¹³⁴) Tiefenhausen an den Herzog den 15. Februar 1658, de dato Mytaw, Orig. R.A.G. (I c.). — ¹³⁵) Edtgeschlß. vom 8. März 1658, Nummel I c. p. 152–157. — ¹³⁶) Zar Alexei, de dato 18. Januar 1658, an den Herzog. Zeitgenössische Uebersetzung im R.A. — ¹³⁷) Pufend. C.G. V § 85 p. 464; Erdmannsdörffer, Deutsche Gesch. v. Westfälischen Frieden bis 1740 (Denksche Sammlung) p. 293. Dieses ausgezeichnete, Droysen vielfach ergänzende Werk ist stets im folgenden benutzt worden; Carlson IV p. 255 ff. — ¹³⁸) Memorial, Ihrer Königl. Mt. zu Schweden, wegen S. F. D. des Herzogens zu Churland demütigst vorzubringen, alte Kopie, Dorp. Univ.-Bibl., Jurispr. T. 6, 1 Bd. I. — ¹³⁹) Pufend. C.G. V §§ 91, 92, 121. — ¹⁴⁰) Die Herzogin an Schwerin den 19. August 1658, bei Orlich Beil. p. 63. — ¹⁴¹) De dato Mitau, den 21. Mai 1658, R.A. — ¹⁴²) Rühß I c. p. 80; Herrmann p. 638. — ¹⁴³) R.A. V p. 285. —

¹⁴⁴⁾ U. A. V p. 289. — ¹⁴⁵⁾ Solowjew l. c. XI p. 56 ff.; Herrmann p. 642 ff. — ¹⁴⁶⁾ Pufend. C. G. V § 85. — ¹⁴⁷⁾ Droysen l. c. p. 296. — ¹⁴⁸⁾ R. A. und in E. Seraphim, Ein Beitrag l. c. p. 8.; cfr. auch Eifolass Bericht vom 25. August 1658, l. c. p. 443. — ¹⁴⁹⁾ Ziegenhorn, Kurl. Staatsrecht Beil. Nr. 189. — ¹⁵⁰⁾ Kopie im B. St. A. u. im Anhange des Ann. 138 genannten Memorials. — ¹⁵¹⁾ Rummel l. c. p. 157 ff. — ¹⁵²⁾ Pufend. C. G. V § 94. — ¹⁵³⁾ Tiefenhausen an den Herzog den 21. Mai 1658, R. A.; Hausbuch des Wojewoden Nikolaus von Korff auf Kreuzburg zum 22. August 1656 nach einer Mitteilung S. L. Arbusows. — ¹⁵⁴⁾ Rolle der Lehnsleute den 17. Juni 1658, R. A. Exekutionsbefehl vom 18. August 1658, Konzept der herzogl. Kanzlei, R. A. Herzog Jakob an Eberhard von Ahnen den 22. November 1660, R. A. — ¹⁵⁵⁾ Rede, Nachrichten vom Schlosse zu Mitau in Monum. Liv. hist. II p. 4. — ¹⁵⁶⁾ Wilhelm von Korff, Hauptmann zu Bauske, an Herzog Jakob, R. A. — ¹⁵⁷⁾ Diar. Europ. I p. 1106. — ¹⁵⁸⁾ Pufend. C. G. V § 121. Bericht des dänischen (bei Winkelmann falsch: schwedischen) Generalauditeurs Tscherning (den 13. November 1658), Monum. Liv. hist. II. — ¹⁵⁹⁾ Befehl Herzog Jakobs an seine Oberräte den 30. September 1658, Orig. R. St. A. — ¹⁶⁰⁾ Rummel p. 165. Herzog Jakob an seine Oberräte den 1. Oktober 1658, Orig. R. St. A. — ¹⁶¹⁾ Pufend. l. c. u. Tschernings Bericht. Herzog Jakobs Memorial (cfr. Ann. 138). — ¹⁶²⁾ In Philemeri Elisii Irenici Diar. Europ. I p. 1106, 1107. — ¹⁶³⁾ König Friedrich an den Großen Kurf., U. A. V p. 591. König Friedrich an Herzog Jakob den 23. September 1658, R. A. A. Danach ist Kelsch, p. 590, zu berichtigen, der die Nachricht überliefert, auf den Befehl des Königs vom 21. September habe Douglas den Herzog überfallen. — ¹⁶⁴⁾ Douglas Revers, Kopie in Weygands Genealogie p. 225. Dann als Anhang zu Herzog Jakobs Memorial (A. 138) u. im B. St. A. — ¹⁶⁵⁾ Herzog Jakob in seinem „Memorial“. — ¹⁶⁶⁾ Extractschreibens aus Riga den 4./14. Oktober 1658, Beil. von Sturms Hand zu dessen Schreiben an den Kurf. vom 19. November, B. St. A. — ¹⁶⁷⁾ Herzog Jakobs „Memorial“. — ¹⁶⁸⁾ Tschernings Bericht u. Pufend. C. G. l. c. — ¹⁶⁹⁾ Pufend. C. G. l. c. — ¹⁷⁰⁾ Diese Zahl im Diar. Europ. p. 1111. In Tschernings Bericht findet sich eine eigentümliche Verwirrung mit dem Datum. Während er sonst das neue Kalenderdatum hat (woher er den Vertrag am Abend des 28. September zu Stande kommen läßt, während er von Douglas, der als Schwede den alten Stil braucht, am 19. September datiert ist), gibt er als Tag der Einnahme Mitaus den 30. September, also den alten Stil, statt des 10. Oktober an. Dadurch rücken die eigentlich durch 11 Tage getrennten Ereignisse zusammen und Douglas' Vorgehen erscheint um so gehässiger. Man ist versucht, dabei an Absicht zu glauben, da diese Tscherningsche Darstellung als die eines Dänen antischwedische Tendenzen hat. Crusse, Gesch. Kurlands unter den Herzögen I p. 165 gibt als Datum der Eroberung gar den 19. September; offenbar hat er die Datierung am 29. (Nacht auf den 30.) für den neuen Stil gehalten und danach den alten berechnet, so auch ich in „Aus Kurlands herzogl. Zeit“ p. 158. Gebhardi, Gesch. Kurlands, gibt den 29. September. Gebhardis Darstellung dieser Periode ist von den früheren die weitaus brauchbarste, obgleich er die politischen Parteischriften zu sehr als historische Quelle benutzt, so z. B. die

Nachrichten von Skjottes Lieberlichkeit und Hoheit p. 79, welche sich nur auf „Wiederlegung der Ursachen“ stützen zc. Ueberhaupt muß festgehalten werden, daß diese Parteischriften nachweisbar Falsches überliefern. So leugnet die „Wiederlegung“ die Thätigkeit der Herzogin für ein brandenburgisch-polnisches Bündniß, wie wir jetzt wissen, mit Unrecht, ebenso ihre Verhandlungen, um einen moskowitzisch-schwedischen Friedensvertrag zu hindern. Andererseits behaupten die „Ursachen zc.“ mit Unrecht, daß der Herzog die Russen im Jahre 1656 nach Riga gerufen und sie bei der Belagerung unterstützt habe. Das sind nur Beispiele, die eine große Vorsicht bei Benutzung der in diesen Parteischriften enthaltenen Daten zur Pflicht machen. — ¹⁷¹⁾ Inland 1849 Nr. 17. — ¹⁷²⁾ Tschernings Bericht. Ueber die Eroberung Mitau kommen in Betracht: 1. Persens Bericht, der zwar den Vorzug hat, von einem Mitbeteiligten verfaßt zu sein. Er hat aber seine Aufzeichnungen spät gemacht und das erklärt manche Fehler. Am brauchbarsten ist er, wo er Dinge erzählt, an welchen er persönlich beteiligt war, so z. B. den Ueberfall des Kruges. 2. Tschernings Bericht in den Monum. Liv. hist. II. Winkelman, Bibl. Liv. hist., gibt 8662 und 8663 diesen Bericht unter etwas verschiedenem Titel, während es doch derselbe ist. Der Bericht ist eingehend, wenn auch nicht ohne Fehler, cfr. Anm. 170. 3. Memorial aus Kurland als Beilage zu einem Briefe Herzogs Franz Karl von Sachsen den 17. Oktober 1658, B.St.N. Es ist eine zwar genaue, aber durch ihre antischwedische Tendenz zuweilen getrübbte Quelle. So behauptet es, die Herzogin habe ihren Hofstaat abschaffen müssen u. dgl., während dieser noch in Zwangorod bei der Fürstin war. 4. Die beiden antifurländischen Berichte des in Mitau lebenden schwedischen Spions C. Krause vom 2./12. Oktober 1658 an Magnus Gabriel de la Gardie und Mons. Sildebrand, Inspecteur des postes pour S. M. de Suède en Prussie, Elbing, beide im B.St.N. 5. Extractschreibens aus Riga den 4./14. Oktober 1658, Beil. von Sturms Hand zu dessen Schreiben an den Kurf. vom 19. November, B.St.N. Scheint ein zuverlässiger Bericht zu sein. 6. Pufendorffs Darstellung, welche zwar mit schwedischer Tendenz, aber mit Benutzung sehr guter Quellen, wohl der Kriegsberichte des schwedischen Feldmarschalls, verfaßt ist. 7. Der Bericht J. F. von Gökens, Kommandanten von Remel, den 20. Oktober 1658, B.St.N., ist, weil es sich um die Mitteilungen eines Mannes handelt, der selbst nur Berichte aus zweiter oder dritter Hand benutzen konnte, reich an Fehlern. So gibt er das falsche Datum, die Eroberung sei in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober geschehen, und sonst noch Einzelheiten, welche allen andern Ueberlieferungen widersprechen. Es handelt sich hier um die Registrierung von Gerüchten, die sehr wenig beglaubigt waren. 8. Einige Mitteilungen von Wert finden sich im Briefe der Herzogin Louise Charlotte den 4./14. Oktober an den Kurf. von Brandenburg, B.St.N. (eigenhändig). Sonstige kurze Notizen finden sich noch in andern Briefen, im Diar. Europ., bei Relch, im Theatr. Europ., welches vielfach das Diar. Europ. benutzt, ferner in der „Relation dessen, was neuerlicher Zeit in Churland Notables fürgefallen, Danzig, den 21. Oktober“, D.B. IV p. 72d. — ¹⁷³⁾ Diar. Europ. l. c.; Tschernings Bericht. — ¹⁷⁴⁾ Krauses Berichte an de la Gardie und Sildebrand; Göke spricht von zwei Lieutenants, was ein Versehen ist. Daß der

Ueberfall zwischen 4 und 5 Uhr geschehen, überliefern alle Quellen, außer Götzens Bericht, der 11—12 Uhr nachts angibt. Die Danziger Relation sagt nur „Nachts“. Pufend. C.G. I. c. drückt sich allgemein aus „tenebris obortis“. — ¹⁷³) Memorial (Ann. 172, 3). Jersén erzählt, der Herzog habe den Ueberfall nicht gemerkt und am Morgen vor seiner Thüre Wachen gefunden. Das widerspricht schon dem Berichte der Herzogin (Ann. 172, 8), welche auch von der Lebensgefahr ihres Gatten erzählt. — ¹⁷⁶) Memorial von J. J. D. der Herzogin von Churl. an Ihre Herrlichkeit den H. Kanzler des Herzogthums Preußen, ohne Unterschrift und Datum, B.St.A. — ¹⁷⁷) Pufend. C.G. I. c. — ¹⁷⁸) Extractschreibens aus Riga (Ann. 172, 5), wo übrigens die unrichtige Notiz, daß der Herzog den Schweden den Eid geleistet habe. Das hat er überhaupt nicht gethan. — ¹⁷⁹) Tschernings Bericht. — ¹⁸⁰) Tschernings Bericht; Extractschreibens aus Riga (Ann. 172, 5). Douglas selbst nahm nicht die Stadt ein, was Relch p. 590 behauptet. Siehe auch Pabst zum Berichte Jerséns. — ¹⁸¹) Memorial aus Churland (Ann. 172, 3). — ¹⁸²) Th. Schiemann, Mittheilungen aus dem Gebiete der Gesch. Liv-Esth- Kurlands XII p. 403, läßt Bardelebens Abfertigung vor der Katastrophe geschehen, mit Unrecht, da der Paß für Bardeleben vom 12. Oktober (st. veteris, da aus Douglas Kanzlei ausgestellt) datiert ist (R.A., cfr. auch Tschernings Bericht p. 31). — ¹⁸³) Aus Mitau den 18. Oktober, B.St.A.; Neumann an den Kurf. Friedr. Wilhelm den 25. Oktober 1658, B.St.A. — ¹⁸⁴) Aus Mitau, den 18. Oktober, B.St.A. — ¹⁸⁵) Götzens Bericht cfr. Ann. 172, 7. — ¹⁸⁶) Cfr. Aus Kurlands herzoglicher Zeit p. 158. — ¹⁸⁷) Martin Neumann an den Kurf. den 22. u. 25. Oktober 1658, B.St.A.; Sturm an den Kurf. den 22. Oktober 1658, B.St.A.; die preuß. Oerräte an den Kurf. den 25. Oktober 1658, Kopie R.St.A., Orig. B.St.A. — ¹⁸⁸) Martin Neumann an den Kurf. den 22. Oktober 1658; Aus Mitau den 18. Oktober. — ¹⁸⁹) Inland 1855 Nr. 52, wo der Paß des Herzogs Jakob — den 8. November, also am Tage vor der Ueberrumpelung nach Riga, ausgestellt — abgedruckt ist. Falsch ist die Angabe Jerséns, daß das Kind schon mehrere Wochen vor der Einnahme Mitaus geboren sei; richtig, trotz Pabsts gegenteiliger Behauptung, Pufendorffs und Relchs Angabe p. 591, welche durch einen Brief Herzog Jakobs an Hedwig Sophie von Kassel, de dato 18. Oktober 1658, Orig. im Marburger Staatsarchiv, als solche erwiesen wird. Wie falsche Daten übrigens zirkulierten, zeigt die Thatfache, daß Sturm dem Kurf. am 22. Oktober 1658 berichtete, der Kanzler Fölschersham wäre bei der Nachricht von der Ueberrumpelung des Schlosses „vor Schrecken totgeblieben“. — ¹⁹⁰) Krause an Hildebrand den 2./12. Oktober, B.St.A. „Anonymi Deduction der Anschuld Herzogs Jacobi wieder der Schwed. Treu u. Glauben“ bei Weygand, Genealogie. Daß am 12. Oktober Bauske eingenommen worden, zeigt der Tscherningsche Bericht, der angibt, „am folgenden Sonntag“, d. h. den 12. Oktober st. n. Dagegen steht in dem Bericht „Aus Mitau den 18. Oktober“, am 14. Oktober sei Bauske vergeblich angegriffen worden und die Schweden hätten sich mit Verlust von 140 Mann zurückziehen müssen. Doch scheint diese Nachricht ein unbeglaubigtes Gerücht zu sein. Gebhardi, Gesch. Kurlands p. 93. — ¹⁹¹) Douglas an den Goldingenschen Rat den 4. Oktober 1658, R.A. — ¹⁹²) Aus Libau den 19. Oktober, B.St.A. — ¹⁹³) Der

Rat der Stadt Libau an Karl von Sacken auf Virginahnen, R.A. — ¹⁹⁴⁾ Weggand, Genealogie. — ¹⁹⁵⁾ Pufend. C.G. I. c. — ¹⁹⁶⁾ Der preuß. Kanzler an den Statthalter Radziwill den 25. Oktober 1658, R.St.A. — ¹⁹⁷⁾ Noyers, Lettres p. 456, 466, 470. — ¹⁹⁸⁾ Die Herzogin an König Joh. Kasimir den 2./12. Oktober 1658, B.St.A. — ¹⁹⁹⁾ Die Herzogin an den Kurf. den 14./24. Oktober 1658, B.St.A. — ²⁰⁰⁾ Die preuß. Oberräte, de dato 18. Oktober 1658, an den Kurf., Orig. im B.St.A., Kop. im R.St.A. — ²⁰¹⁾ Bogisl. Radziwill an den König von Polen, de dato 18. Oktober 1658, B.St.A. — ²⁰²⁾ Erdmannsdörffer I. c. p. 324 ff.; Droyfen p. 300 ff. — ²⁰³⁾ Der König Joh. Kasimir an den Kurf., de dato Thorner Feldlager, den 24. Oktober 1658, B.St.A. — ²⁰⁴⁾ Derselbe an denselben, de dato 30. Oktober 1658, B.St.A. — ²⁰⁵⁾ Droyfen p. 319 u. 507. — ²⁰⁶⁾ Droyfen p. 322. — ²⁰⁷⁾ Solowjew, Russ. Gesch. XI p. 56. — ²⁰⁸⁾ Herrmann I. c. p. 638. — ²⁰⁹⁾ Pufend. C.G. V § 121. Universal Radziwills den 20. Oktober 1658 an die Einwohner Kurlands, R.A. Reskript König Joh. Kasimirs ex castris Thorunensibus den 28. Dezember 1658, R.A. — ²¹⁰⁾ Das Protokoll dieser Konvention, welche von Joh. v. d. Brinden, Nikol. v. Buttlar, Herrmann v. Buttlar, Otto Buttlar, Georg Brunnau, Jakob Nolde, Hermann und Ewald Frand, Georg Firds, Ernst von Sacken, Magnus Johann Blomberg, Otto Rummell, Johann von Münchhausen, Johann von Bodendieck unterschrieben ist, im R.A. — ²¹¹⁾ Reskript des Königs Joh. Kasimir den 25. November 1658, R.A. — ²¹²⁾ M. Neumann an den Kurf. den 22. Oktober 1658, B.St.A. — ²¹³⁾ Wahrhaftiger Bericht, welchergestalt J. J. Gn. von Churland sampt dero ganzen familiae gefänglich nach Riga geführt worden. Wobei auch, was neulicher Tagen vor Thoren bei dem ersten Sturm passiret ist. Anno 1658. B.St.A. und D.B. IV 4^o 72 a. — ²¹⁴⁾ Balthasar Sturm an den Kurf. den 19. November 1658, B.St.A. — ²¹⁵⁾ Die preuß. Oberräte an den Kurf. den 19. November 1658, B.St.A. und „Wahrhaft Bericht“. — ²¹⁶⁾ Weggands Quelle, dessen „Anonymi Deduction etc.“ entwirft ein übertriebenes Bild von den Schrecknissen dieser Reise. — ²¹⁷⁾ Sturm an den Kurf. den 19. November 1658, B.St.A. Befehl von Douglas an Armfeld, Kommandant von Doblen, der Prinzessin freies Geleite zu geben, de dato Mitau, den 17. November 1658, R.A. — ²¹⁸⁾ Copia Zweyer Schreiben . . . das Andere aus Mitau eines getreuen Patrioten, worin die klagliche Gefängnis hochgemelter Durchl. enthalten und die Ursache derselben angeführt wird. Anno 1658. D.B. IVq 72 a (Nr. 71 b). — ²¹⁹⁾ „Wahrhaftiger Bericht“ (cfr. Anm. 213). — ²²⁰⁾ Schreiben eines Patrioten (cfr. Anmerkung 220). Die Plünderung wird auch erwähnt im „Wahrhaftigen Bericht“. — ²²¹⁾ Noyers Lettres p. 472. — Herzog Jakob an den windauschen Rat den 28. Juli 1661. Mitteilung des H. E. Mahler, stud. jur. in Dorpat. — ²²²⁾ „Anonymi Deduction“ (Schwarz, Vollst. Bibl. kurl. u. pilt. Staatschriften Nr. 29 u. 30 p. 37) bei Weggands Genealogie, dessen Quelle sie für diese Mitteilungen ist. Diese Deduktion war mir leider nicht zugänglich gewesen; cfr. Winfelmann, Bibl. Liv. hist. 8681. — ²²³⁾ Die preuß. Oberräte an den Kurfürsten den 19. November 1658, B.St.A. — ²²⁴⁾ „Wahrhaftiger Bericht.“ — ²²⁵⁾ Theatr. Europ. VIII p. 670; Pufend. C.G. V § 121. — ²²⁶⁾ Douglas an Raschtschokin den 11./21. Oktober 1658, R.A.

Wir würden über die russisch-kurländischen Beziehungen besser orientiert sein, wenn sich die Memoiren erhalten hätten, welche Ordin. Raschtschokhin hinterlassen hat; cfr. Bestuschew Rjumin, Russ. Gesch., übers. von Dr. Th. Schiemann I Lief. 3 p. 27. — ²²⁷⁾ Douglas an Generalmajor Burmeister den 23. November 1658, R.A. — ²²⁸⁾ Douglas an die esthländischen (?) Landräte den 25. November 1658, R.A. — ²²⁹⁾ Herrmann l. c. p. 638; Carlson IV p. 326. — ²³⁰⁾ Douglas an Komorowski wegen der Auslieferungen den 18. November 1658. Werbungspatent für Kapl. Schulmann, Werbungsplenipotentiar den 23. November 1658, R.A. — ²³¹⁾ Pufend. C.G. IV § 121. — ²³²⁾ Hennig p. 75; Pufend. l. c.; Hennig, Geschichte Goldingens p. 145, sagt, Firds sei vor den Schweden geflohen. Er war wahrscheinlich gar nicht mehr nach seiner russischen Mission nach G. zurückgekehrt. — ²³³⁾ Hennig l. c. p. 145 sagt, auf Landtag zu Grobin vom 28. Oktober 1660 hätten die Goldinger, sich zu rechtfertigen, Deputierte geschickt. Doch war zwischen dem 13. August 1660 und dem 3. Februar 1661 kein Landtag, wie der Ebtgshf. vom 3. Februar 1661 p. 3 (Rummel p. 180) zeigt. — ²³⁴⁾ Attest, daß Krefeld in Memel 198 Sturmhauben zc. zur Verwahrung gegeben, den 15. Januar 1659, R.A.; Otto-Kallmeyer, Die evangel. Kirchen und Prediger Kurlands p. 96, sagen, die Schweden hätten 1659 das Schloß geplündert, es muß 1658 heißen. — ²³⁵⁾ Douglas an Major Richter, de dato Mytau, den 3. Oktober 1658, R.A. — ²³⁶⁾ Douglas an Helmsfeld den 23. November 1658, R.A. — ²³⁷⁾ Douglas an Oberst Soltau den 12. Oktober 1658, R.A. — ²³⁸⁾ Blatt im R.A. mit der alten Aufschrift „Die Pittenschen suchen durch Gewalt Sacken die incorporation mit Littawen“, ohne Datum. Hier wird diese Thatsache besonders hervorgehoben. — ²³⁹⁾ Douglas an Oberst Ogilvie den 25. November 1658, R.A. — ²⁴⁰⁾ Douglas an Oberst Armsfeld den 11. Oktober 1658, an Oberst Topelius den 28. Oktober 1658, an Major Schult den 20. November 1658, R.A. — ²⁴¹⁾ Weygand, Genealogie p. 199. — ²⁴²⁾ Gedruckt als Anhang zur „Wiederlegung der Ursachen“ und in lateinischer Uebersetzung in „Refutatio emissarum . . . causarum etc.“ (Winkelmänn, Bibl. Liv. hist. 8671, wozu noch zu bemerken, daß diese Schrift auch in der Mit. Gymnas.-Bibl. Nr. 6981a) und dann handschriftlich bei Weygand l. c. p. 227. — ²⁴³⁾ Herzogin Louise Charlotte den 23. Juni 1659 an den König von Polen, B.St.A. und „Wiederlegung der Ursachen“. — ²⁴⁴⁾ Eine Ungenannte, vielleicht die Gemahlin von Douglas, den 25. November 1658, st. veteris, R.A. — ²⁴⁵⁾ Otto-Kallmeyer l. c. p. 284. — ²⁴⁶⁾ Ebtgshf. vom 13. August 1660; Rummel p. 177. — ²⁴⁷⁾ Undatiertes Memorial der Herzogin von Kurland aus dem Jahre 1659, B.St.A. — ²⁴⁸⁾ Publica des Rtg. Rats den 18. Mai 1659, Rtg. Stadtarchiv. — ²⁴⁹⁾ Publica des Rats den 2. November 1658, Rtg. Stadtarchiv, und 17. November 1658 ebenda. — ²⁵⁰⁾ Földesfajm bei Böhm, Acta pacis Oliiviensis II p. 548. — ²⁵¹⁾ Aus Kurlands herzoglicher Zeit (Mitau, E. Behre 1892) p. 238. — ²⁵²⁾ Manifest des Herzogs in „Kopie zweier Schreiben“ zc. (cfr. Anm. 218), D.B. IV g 72 a (Nr. 71 b). — ²⁵³⁾ Zu den bei Winkelmänn, Bibl. Liv. hist. Nr. 8675 genannten Fundorten ist hinzuzufügen Mit. Gymnas.-Bibl. 6932 und B.A. (unter den „undatierten Polonica des Jahres 1658“). — ²⁵⁴⁾ Winkelmänn, Bibl. Liv. hist. 8669. Ueber den Verf. Noyers Lettres p. 393. — ²⁵⁵⁾ Winkelmänn, Bibl. Liv. hist. 8671 gibt die Fundorte, wozu

noch Mit. Gymnas.-Bibl. 6991 a zu nennen ist. — ²⁵⁶⁾ Winkelman l. c. Nr. 8660. Diese Schriften habe ich meist nach den im R.P.M. befindlichen Exemplaren benutzt. — ²⁵⁷⁾ Diese Schriften sind genau aufgezählt bei Winkelman und in Schwarz' Vollständ. Bibliothek kurl. u. pilt. Staatschriften. Ueber ihren Wert als histor. Quelle cfr. Ann. 170. — ²⁵⁸⁾ Die Korrespondenz Marie Louisens von Polen mit Friedrich Wilhelm, U.A. V p. 267 ff. Siehe bes. p. 292 Brief der Königin vom 22. September 1658, was ein falsches Datum ist, weil der Ueberfall Mitau's später passierte, wohl der 22. November. — ²⁵⁹⁾ Tornow an den Kurf., de dato Berlin, den 30. Oktober 1658, U.A. V p. 559; Droyfen l. c. p. 507, der Kurf. an den König Joh. Kasimir den 9. November 1658, B.St.A. — ²⁶⁰⁾ Pseft an den Kurf. Januar 1660, B.St.A. — ²⁶¹⁾ Der Kurf. an die Königin 1. November 1658, U.A. V 294, 295. — ²⁶²⁾ Droyfen p. 312; der König Joh. Kasimir an den Kurf. den 23. November 1658, de dato Thorn, B.St.A. — ²⁶³⁾ König Joh. Kasimir an Herzog Jakob, de dato 20. November 1658, R.P.M. Sammelband VI. — ²⁶⁴⁾ Der Kurf. an Dr. Jena, de dato Sonderburg, den 13. Dezember 1658, B.St.A. Der Kurf. an Dohna den 26. März 1659, B.St.A. Dohna an den Kurf. den 2. April 1659, B.St.A. Herzog Jakob an den Kaiser Leopold den 4. August 1660, W.A. (Dank für die Drachenfels ausgesprochene Bereitwilligkeit). — ²⁶⁵⁾ Friedr. Wilhelm, Herzog von Sachsen, Landgraf von Thüringen, intercediert für den Herzog bei König Karl Gustav den 13. Juni 1659, R.A. Der Kurf. von Sachsen an den Kaiser den 29. September 1659, W.A. — ²⁶⁶⁾ Dohna an den Kurf. l. c. — ²⁶⁷⁾ Krause an de la Gardie den 2./12. Oktober 1658, B.St.A. König Joh. Kasimir den 24. Oktober 1658, B.St.A. — ²⁶⁸⁾ U.A. V p. 652. — ²⁶⁹⁾ Die Herzogin an den König von Polen den 24. Oktober 1658, B.St.A. — ²⁷⁰⁾ Memorial der Herzogin Louise Charlotte a. d. J. 1659, B.St.A.; muß vor dem April geschrieben sein, weil es die Einnahme Windaus durch die Schweden nicht kennt. — ²⁷¹⁾ Memorial der Herzogin l. c. — ²⁷²⁾ Der König von Polen an den Kurf. den 24. Oktober 1658, B.St.A.; U.A. V p. 72, V p. 74. — ²⁷³⁾ Erdmannsdörffer l. c. p. 243; U.A. II p. 37 ff., V p. 652, 651. Der Kurf. an Brandt den 19. November 1658, U.A. V 651. — ²⁷⁴⁾ H. Diederichs, Herzog Jakobs Kolonien auf der Westküste von Afrika, Mitau 1890, p. 42. Denkschrift zur Feier des 150jähr. Bestehens der evangel.-reform. Kirche Mitau's, Mitau 1891. Der Brief Oliver Cromwells an den König von Polen den 21. Mai 1658 im R.P.M. — ²⁷⁵⁾ Instruktion für Weiman den 23. November, de dato Jütlensburg, U.A. IV p. 151, cfr. auch Droyfen p. 319 u. 508 A, 522, wo eine Instruktion vom 1. November genannt ist. „Kurze, jedoch eigentliche Relation, wie zu Stralsunde in Pommern zc. 1659“, Winkelman l. c. 8664, auch Mit. Gymnas.-Bibl. Nr. 6925. — ²⁷⁶⁾ Eigenhänd. Schreiben des Kurf. an Richard Cromwell, de dato Hauptquartier zu Kiepen, den 28. Dezember 1658, U.A. IV p. 808. — ²⁷⁷⁾ Noyers Lettres p. 470; Erdmannsdörffer l. c. p. 323, 335. — ²⁷⁸⁾ Diederichs l. c. p. 46—48. — ²⁷⁹⁾ Sewig, „Eine kurländ. Kolonie“, Balt. Monatschrift XVI p. 1, und M. Seraphim, „Mißlungene Seefahrten nach Westindien“, Balt. Monatschrift XXXVII p. 281 ff. — ²⁸⁰⁾ Erdmannsdörffer l. c. p. 312; Bruno Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte II p. 192, 193. — ²⁸¹⁾ Joachim Hübner an den Kurf. den

3./13. November (de dato Frankfurt a. M.), B.St.N. — ²⁸²⁾ Bei Drlich Beil. p. 91. — ²⁸³⁾ Instruktion für Tornow, de dato 14. November 1658, B.St.N. Der Kurf. an den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, de dato Sonderburg, den 10. Dezember 1658, U.N. V p. 569. — ²⁸⁴⁾ Die Kurfürstinmutter Elisabeth Charlotte den 20./30. Juli 1659 bei Drlich Beil. p. 43. Der Kurf. an den Landgrafen den 12. Februar 1659, U.N. V p. 574. — ²⁸⁵⁾ Pufend. C.G. VI § 69 (14. November 1658). — ²⁸⁶⁾ Der König von Schweden an die Kurfürstinmutter den 18. Juni 1659, B.St.N. Die Kurfürstinmutter an Otto von Schwerin den 20./30. Juli, 23. August 1659 bei Drlich Beil. p. 42, 44. — ²⁸⁷⁾ Vollmacht für Sacken, de dato Rummel, den 11. Januar, R.N. — ²⁸⁸⁾ Manifest des Königs Joh. Kasimir vom 4. Februar 1659, Vidim. Cop. vom 24. Februar 1659 vom Libausch. Sekret. Bögeding, Abschrift im Besitze des Oberlehrers H. Diederichs, dem ich ihre Mittheilung verdanke. — ²⁸⁹⁾ Manifest vom 5. Februar 1659, Bögedingische Vidim. Cop. vom 10. März 1659, R.N. — ²⁹⁰⁾ Mandat an die Ritterschaft und Geistlichkeit des Herzogtums Kurland den 24. Februar 1659, D.B. IV q 72d Nr. 161; Mit. Gymnas.-Bibl. 6930. — ²⁹¹⁾ Cfr. das in Anm. 238 genannte Schriftstück. — ²⁹²⁾ Aus Königsberg den 2. Februar 1659, Reval-Gesländ. Bibl. 27 228 (1802); Pufend. C.G. VI p. 70 gibt 24 Mann an. — ²⁹³⁾ Siehe denselben Bericht wie in A. 292 und „Glaubwürdiger Bericht aus unterschiedenen Orten“, Mit. Gymnas.-Bibl. Nr. 6928; D.B. IV q 70 Nr. 147. — ²⁹⁴⁾ Relation aus unterschiedenen Orten Ao. MDCLIX, Mit. Gymnas.-Bibl. Nr. 6935; D.B. IV q 70 Nr. 145. — ²⁹⁵⁾ Pufend. C.G. VI § 70. „Gründlicher und glaubwürdiger Bericht“, Königsberg vom 28. Februar, Mit. Gymnas.-Bibl. Nr. 6934. — ²⁹⁶⁾ Pufend. C.G. VI § 70, der den 26. Februar (st. vet.) angibt. Eine gänzlich abweichende Relation, welche das Rencontre zu einer großen Niederlage von Adersack macht, im Theatr. Eur. VIII p. 1088, Kelsch 592 und einer zeitgenössischen Quelle, dem „Glaubwürdige Bericht dessen, was neulich in Churland . . . vorgelauffen“, aus Libau, den 15. März 1659, Mit. Gymnas.-Bibl. Nr. 6939. Da die polnischen Berichte vielfach übertreiben, Kelsch und bes. das 1685 erschienene Theatr. Eur. spätere Quellen sind, so habe ich Pufendorfs Bericht vorgezogen. Offenbar ist dasselbe Rencontre gemeint; der Bericht vom 15. März sagt „vor 8 Tagen“, also am 7. März, aber st. novi, Pufendorf, der den stil. vet. hat, sagt am 26. Februar, gibt also dasselbe Datum. — ²⁹⁷⁾ Fast übereinstimmend Pufend. VI § 70, der Komorowski nicht nennt, Kelsch p. 592, Theatr. Eur. VIII 1086 (6 metallene, 2 eiserne Kanonen); Diar. Europ. Contin. I p. 197 (4 metallene, 2 eiserne); Rummel l. c. p. 178. — ²⁹⁸⁾ Kelsch p. 592 und Theatr. Europ. l. c. sind wohl zu kombinieren mit Weygand l. c., der als Kampfort die Gegend von Tuckum angibt. — ²⁹⁹⁾ Pufend. C.G. VI § 70. Dieses Neustädtchen (nicht Friedrichstadt) ist wohl gemeint. Otto-Kallmeyer l. c. p. 136. — ³⁰⁰⁾ Diar. Eur. Cont. I p. 197; Theatr. Eur. VIII p. 1089. — ³⁰¹⁾ Memorial der Herzogin cfr. Anm. 247. — ³⁰²⁾ Hans von Lübeck kommt in der Starostei Rietau in Livland in der Musterung v. J. 1599 vor (Hagemeister, Gütergeschichte), ein Heinrich Lübeck kommt 1629 in Kurland in der Musterung von 1605 im Bauskeschen vor (Klopmann, Güterchroniken I p. 206). Daneben gibt es eine bürgerliche Familie dieses Namens in Kurland, ein Heinrich Lübeck kommt 1629 als

Amtsschreiber in Blieden vor (Woldemars Kurland. Lexikon, Mss. im R. A., 1629 schon †, seine Witwe erwähnt). Ob dieser verwandt war mit unserm Johann Lübeck, muß fraglich erscheinen. Daß er Kurländer „Einheimischer“ war, sagt Herzog Jakob in einem Schreiben an den König von Polen im Jahre 1660 (R. A.). Ob er der Lieutenant Lübecker war (beide Formen, Lübeck, Lübecker, auch Liebeg kommen vor), den Pufend. C. G. IV § 15 p. 258 in dem Kriege Karl Gustavs in Polen nennt, ist unsicher. Ketch p. 593 sagt, er sei in Schweden beim Leibregimente der Königin Unteroffizier gewesen und dann eines groben Vergehens halber weggejagt worden, doch fehlt jede Quellenangabe und daher die Möglichkeit der Kontrolle. Nach einer Mitteilung des Herrn C. F. Odhner findet sich im St. R. A. kein diesbezügliches Material. Gadebusch, der treffliche Dorpater Bürgermeister, hat (Ziv. Jahrb. III, 1 p. 584) den Rittmeister Lübeck identifizieren wollen mit einem Bandenführer „der blinde Valentin“, der in den letzten Jahren des 30jährigen Krieges vorkommt. Dieser war Kommandeur der kaiserlichen Freicompagnien in Liegnitz (Diar. Eur. Cont. IX, 1663, Oktober, ed. 1664), fiel als kaiserlicher Parteigänger am 21. April 1648 aus Schlesien in Halle ein, wo er den Schweden beträchtlichen Schaden zufügte. Später wurde er bei einem Ausfall aus Liegnitz gefangen und nach Glogow gebracht (Pufend., De rebus Suecicis XX § 55). Den Einfall in Halle bestätigt nach einer mir gemachten Mitteilung von Prof. Dr. Herzberg in Halle die Haliographie von Olearius S. 436, ohne den Namen des blinden Valentin zu nennen. Dieser Mann wurde so genannt, weil ihm durch einen Streifschuß das eine Auge verlegt war, welches er infolgedessen mit dem Haar zu bedecken pflegte (Diar. Europ. I. c.). Dieser Mann erscheint später noch in den Kämpfen Montecucculis gegen die Türken in Ungarn, Oktober 1663 (Diar. Europ. Cont. IX, 1664). Dieser Mann ist trotz Gadebuschs Autorität nicht identisch mit Johann Lübeck, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Der „blinde Valentin“ war in der That auf einem Auge blind (Diar. Europ. I. c.), Johann Lübeck nicht; schon die Herzogin Louise Charlotte wundert sich über seine Bezeichnung als Blinder, „da er doch beide Augen hat“ (Louise Charlotte an Bogislaw Radziwill den 2. oder 3. Juli 1659, V. St. A.). Es handelt sich also wohl nur um einen sog. Spitznamen des Joh. Lübeck wegen irgend welcher Ähnlichkeit mit jenem Bandenführer des 30jährigen Krieges. 2. Johann Lübeck — Oberst Liebeg — wurde 1669 in der hauseigenen Kirche, 36 Jahre alt, begraben (Arbusow in R. S. B. 1888 p. 26), er kann also im 30jähr. Kriege nicht schon militärisch tätig gewesen sein. Herr Pastor Busch in Bauske bestätigte Arbusows Angabe, nachdem ich in der Annahme, es könne in der R. S. B. ein Druckfehler vorliegen, mich an ihn gewandt hatte. 3. Johann Lübeck war im Mai 1664 und schon vorher im Juli 1663 in Litauen als polnischer Oberst tätig (Diar. Europ. X p. 512 und zum Mai 1664). Es ist nicht anzunehmen, daß er inzwischen im Oktober 1663 in Ungarn in österreichischen Diensten gewesen sei. Uebrigens wird der in Ungarn Thätige als „Rittmeister“ Valentin bezeichnet, Johann Lübeck an beiden Stellen als Oberst. Im Diar. Europ. steht bei Erwähnung vom Tode Lübecks nicht, wie Gadebusch schreibt, er ward seiner vielfältig in Polen, Kurland und Ungarn erwiesenen Thaten sehr beklaget, sondern nur „in Polen und Kurland“ 2c. Gadebuschs Versehen ist denn bis jetzt unbe-

anstandet geblieben. Die von Blomberg in seiner *Description de la Livonie* gebrachte Notiz, daß Lübeck in die kurl. Ritterbank aufgenommen worden sei, ist falsch, wie schon Gebhardi bemerkt, aber beruht wohl darauf, daß er, wie die Stelle im Briefe der Herzogin an Bogislaw Radziwill zeigt, in die polnische Adelskorporation aufgenommen werden sollte und vielleicht auch wurde. Letzteres zu kontrollieren, fehlten mir am Orte die betr. Hilfsmittel. Wie groß übrigens die Konfusion in Betreff des Namens schon bei den Zeitgenossen war, zeigt, daß derselbe Mann auch als „Rittmeister Blind“, „Blindo“ zc. bezeichnet wird. — Später hat sich der Oberst Lübeck eines Wappens bedient, welches in einem einfachen Felde einen Ochsenkopf zeigt, darum die Buchstaben I. V. L. So siegelt „mit d. H. Obersten Insiegel“ ein gewisser Joh. Moline in einer dem windauschen Räte den 20. September 1660 ausgestellten Quittung. Mitteilung des H. E. Mahler. Daß L. in der That nobilitiert worden, dafür dürfte die Bezeichnung „Nobilis“ in der Belehnungsurkunde, durch welche er Bershof erhielt, auch sprechen, cfr. unten.

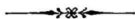
— ³⁰³) Pufend. C.G. VI p. 70. Im Theatr. Europ. l. c. andre Zahlen. — ³⁰⁴) Reisch p. 594; Diar. Europ. Contin. I p. 220; Theatr. Europ. VIII p. 1089; Weygand l. c. gibt 2000 Pfund Brot an. Etwa gleichzeitig mit Grobin ist auch Dondangen in schwed. Besitz gekommen. Pufend. VI § 71. — ³⁰⁵) Diar. Europ. l. c. Daß die Windauer Treue hatten geloben müssen, zeigt ein Schreiben Herzog Jakobs an den windauschen Rat den 28. Juli 1661, worin eine Neubeeidigung mit Hinblick auf jene Thatsache verlangt wird. Herzog Jakob ordnet 1664, den 18. Februar, Befestigung der Stadt Windau an, damit die Stadt nicht wie im letzten Kriege geplündert und verbrannt würde. Mitteilungen Herrn E. Mahlers, Ueber Grobin Weygands Genealogie. — ³⁰⁶) Pufend. II § 71; Theatr. Europ. VIII p. 674, 1089. — ³⁰⁷) Befehl von Douglas an Major Lindemann den 20. Mai 1659, R.A. — ³⁰⁸) Theatr. Europ. VIII p. 1089. — ³⁰⁹) Theatr. Europ. VIII p. 1089 und Weygand, der dieses Rencontre eingehend erzählt und es wohl fälschlich bei Dondangen sich abspielen läßt (cfr. Relation in A. 314). — ³¹⁰) Pufend. VI § 70. — ³¹¹) „Extractschreiben aus dem Litth. Feldlager in Kurland“ den 25. Juli in „Ausführl. Relation, welcher Gestalt der schwedische Generalissimus nebst d. General Würzen zc., auß dem litthauischen Feldlager in Churland, danebenst auch von glückl. Eroberung d. Stadt Mitau“, D.B. IV q 72 d Nr. 170 u. Mit. Gymnas.-Bibl. Nr. 6954. — ³¹²) Pufend. C.G. VI § 71. — ³¹³) „Extractschreiben zc.“ cfr. Anm. 311; Theatr. Europ. VIII p. 1089. — ³¹⁴) Martin Neumann an den Kurf. den 5. August 1659, B.St.A. Weygand gibt die falsche Notiz, auch das Schloß sei erobert worden, ebenso die „gründliche und wahrhaftige Relation“ zc.: Aus Warschau, den 5. August 1659, Mit. Gymnas.-Bibl. Nr. 6949. — ^{314a}) Herzogin Louise Charlotte an Bogisl. Radziwill den 2. oder 3. Juli (falsches, später hinzugefügtes Datum), B.St.A. — ³¹⁵) M. Neumann an den Kurf. den 30. Mai 1659, B.St.A. — ³¹⁶) „Conducta eorum, quae ad me nomine Serenissimae Ducissae perlata sunt“ den 25. März 1659 (anonym), B.St.A. — ³¹⁷) Die Herzogin an den König von Polen den 23. Juni, abgegangen den 3. Juli, B.St.A. — ³¹⁸) Cfr. Anm. 314. — ³¹⁹) Der Erzbischof von Gnesen an Herzog Jakob den 4. Juni 1659, latein., B.St.A. — ³²⁰) Der Kurf. an Bogisl. Radziwill den 30. Juni 1659, B.St.A. Derselbe an Dohna den

5. Juli 1659, B.St.A. — ³²¹⁾ Bisolas Berichte p. 465. Des Kurf. Schreiben im B.St.A. — ³²²⁾ Der Kurf. den 18. Juli an Acedalius, B.St.A. Die im folgenden benutzte Relation, welche wohl Acedalius zum Verf. hat, im B.St.A. — ³²³⁾ Douglas an Bogisl. Radziwill den 21./31. Juli 1659, R.A. — ³²⁴⁾ J. F. von Goetzen an den Kurf., de dato Memel, den 20. August 1659, B.St.A. — ³²⁵⁾ Pufend. C.G. VI § 70. — ³²⁶⁾ Anonymi Deduction etc. p. 16 bei Weygand, Genealogie. Diese Ueberlieferung, welcher kein ähnliches Zeugnis zur Seite steht, ist gewiß tendenziös. So wird in ihr das Schiff auch als ein „liederliches“ bezeichnet. — ³²⁷⁾ Bei Hansen, Geschichte der Stadt Narwa. — ³²⁸⁾ „Gründliche und Warhaffte Relation . . . Ingleichen, was nemlicher Tagen in Churland . . . Notables fůrgelauffen ist.“ Extractschreiben vom J. Obr. Schoeneichen auß dem Littawischen Feldlager in Churland unter Gryke d. 8. Augusti, Mit. Gymnas.-Bibl. Nr. 6949. — ³²⁹⁾ Hennig, Gesch. Goldingens p. 158, 159, 231, 356. — ³³⁰⁾ Pufend. C.G. VI § 71. Extractschreiben aus dem poln. Feldlager vor Goldingen den 22. September 1659, Mit. Gymnas.-Bibl. Nr. 6953, wo der betr. Offizier Haftfeld heißt. — ³³¹⁾ Extractschreiben aus Goldingen cfr. Anm. 330; Kelsch p. 597. Der Bericht des Extractschreibens ist Quelle des Theatr. Europ. VIII und der handschriftlichen Chronik von Goldingen, welche Hennig p. 76 benutzt hat. Eigentümlich ist das Citat Hennigs, die Goldingensche Chronik sage, die Schweden seien mit klingendem „Spiel-Sack“ abgezogen. In dem Extractschreiben steht „klingendem Spiel, Sack und Pack“, in der Goldingenschen Chronik dasselbe, doch sind die Worte „und Pack“ leise ausgestrichen. So ist die Angabe Hennigs zu erklären. — ³³²⁾ „Continuation der glůcklichen Actionen 2c.“, D.B. IV q 72 d (Nr. 188), Mit. Gymnas.-Bibl. Nr. 6962. Darin Extractschreiben aus Neu-Aus vom 28. September, aus Libau den 1. Oktober. Hennig p. 158. — ³³³⁾ Pufend. C.G. I c. — ³³⁴⁾ Pufend. C.G. I c. u. Extractschreiben aus Libau cfr. Anm. 332. — ³³⁵⁾ Extractschreiben vom 4. Oktober cfr. Anm. 332; Theatr. Europ. VIII; Kallmeyer-Otto, Die evangel. Kirchen und Prediger Kurlands p. 112. Das Extractschreiben enthålt den Bericht Schöneichs an den Kurfürsten über die Einnahme Libaus. — ³³⁶⁾ Theatr. Europ. VIII. Die Goldingensche Chronik, welche meist den Flugblåttern und Kelsch folgt, berichtet, daß Armfeld bei Schründen auf dem Marsche von Grobin őrberfallen und mit seinen Leuten niedergehauen sei, weil er Grobin eingeäschert und Polen, die in Libau gelandet seien, habe tōten lassen. Ich finde fůr diese Erzåhlung sonst keinen Beleg, auch Pufendorff kennt sie nicht, der sie nicht verschwiegen håtte. — ³³⁷⁾ „Particulier-Zeitung aus Unterschiedlichen Orthen 2c.“, D.B. IV q 70 Nr. 133, Mitau vom 1. November; Theatr. Europ. VIII. — ³³⁸⁾ Patent Radziwills vom 24. Oktober 1659, R.A.G. Gedruckt, aber mit Originalunterschrift und Papiersiegel. — ³³⁹⁾ Die kurlånd. Obrerråte an den Kurf. im Oktober 1659, B.St.A. Der Kurf. an die Obrerråte den 30. Oktober 1659, B.St.A. Das „Memorial und Bitte“, mir nicht zugånglich, im J.A. — ³⁴⁰⁾ Der Kurf. an den Kōnig Joh. Kasimir den 22. Oktober 1659, lateinisch, B.St.A. — ³⁴¹⁾ Interzession des Herzogs Friedr. Wilhelm von Sachsen den 13. Juni 1659, R.A., Kop. Die Kollektivinterzession, Kop. im J.A.; Erdmannsdörffer I. c. p. 336. — ³⁴²⁾ „Memorial“ cfr. Anm. 138. — ³⁴³⁾ Briefe der Herzogin aus Zwangorod an Radziwill den ? November 1659,

an die Kurfürstinmutter den 2./13. (sic) November 1659, an den Kurf. den 1. November 1659, B.St.A. — ³⁴⁴) Extrakt schreiben aus Libau den 26. Juni 1660, B.St.A. — ³⁴⁵) Cfr. Th. Schiemann, Histor. Darstellungen u. Archival. Studien p. 128. — ³⁴⁶) „Gründlicher Bericht, welcher Gestalt Herr Polubinski etc.“, R.P.M., fast wörtlich benutzt im Theatr. Europ. VIII. — ³⁴⁷) Pufend. C.G. VI § 71. — ³⁴⁸) „Kurfürliche Relation, Welcher gestalt die Alirte Armee die Insul Junen . . . benebenst, Was sonst aus Churland und anderen Orten eingekommen ist.“ Anno 1659. Mit. Gymnas.-Bibl. Nr. 6977 berichtet fälschlicherweise, auch Bauske habe sich den Polen ergeben. — ³⁴⁹) Cfr. „Gründl. Bericht“ in Ann. 346. — ³⁵⁰) Die preuß. Oberräte an die kurländischen den 20. März 1660, den 21. April 1660. Georg Schöneich an Joh. Holtmann, Strandvogt zu Libau, wegen Uebergabe des Zolls. Peter Roskull an B. Radziwill den 12. Februar 1660. Kopien dieser auf die Abführung der brandenburgischen Truppen aus Kurland bezüglichen Briefe stellte mir Oberlehrer H. Diederichs zur Disposition. — ³⁵¹) Conditiones circa retinendam artem Mitaviensem den 10./20. Januar 1660, H.A. — ³⁵²) Bremer an die kurl. Oberräte den 30. Januar 1660. Die Oberräte an Bremer den 19. Februar 1660. Instruktion der Oberräte für Roskull den 18. Februar 1660, H.A. — ³⁵³) Friedrich Lorenz an Herzog Jakob den 28. Juli 1660, H.A. — ³⁵⁴) Rummel l. c. p. 169 ff. — ³⁵⁵) Vollmacht der Ritterschaft für Rummel den 2. Mai 1660 und „Memorial“ der Oberräte für ihn vom selben Datum, H.A. — ³⁵⁶) Erdmannsdörffer l. c. p. 339. — ³⁵⁷) Ueber Földersahms Leben cfr. des H. Adolphi „Foelckersahmsches Glaubens- und Tugendzeugniß“ (cfr. Winkelmann, Bibl. Liv. hist. 10285) und eine kurze Biographie des Kanzlers in der Mitauschen Monatsschrift von 1784 I p. 245 ff. — ³⁵⁸) Das Földersahmsche Diarium in der Mitauschen Monatsschrift von 1784 II; in lateinischer Uebersetzung in Böhm. Acta pacis Oliviensis II, einem Werke, das im folgenden die Hauptquelle der Darstellung bildet. — ³⁵⁹) Böhm, Acta pacis I p. 53 Anm. — ³⁶⁰) Der Kurf. von Sachsen interessiert den Kaiser für Herzog Jakob den 29. September 1659. Herzog Jakob den 4. August 1660 an den Kaiser, dankt für seine Dragenschloß ausgesprochene Bereitwilligkeit, W.A. — ³⁶¹) Pfest an den Kurfürsten, Januar 1660, B.St.A. — ³⁶²) Pufend. C.G. VII § 69; Böhm, Acta pacis I p. 13, 17, 28, 53, 57, 61. — ³⁶³) Vergleiche die Bemerkungen Böhm II p. 545. — ³⁶⁴) Droysen p. 357 und Földersahms Diarium. — ³⁶⁵) Bisolas Berichte l. c. p. 548, 552. — ³⁶⁶) Diar. Suecicum bei Böhm II p. 57. — ³⁶⁷) Ziegenhorn, Staatsrecht Beil. Nr. 100; „Aus Kurlands herzoglicher Zeit“ p. 103. Unter den minder wichtigen Fragen befand sich auch die Croyische Erbschaft, welche in Doblen gelegen hatte, bis ein zwischen dem Herzoge und den andern Croyischen Erben schwebender Prozeß entschieden sein würde. Douglas hatte dann der Gelder sich bemächtigt, und an ihn wies auch der Kanzler die Croyischen Erben, die beim Kongresse Ansprüche an den Herzog aus diesem Titel verlautbarten; cfr. Gebhardi, Gesch. Kurlands p. 93. — ³⁶⁸) § 1 des Punkt XV des Instrumentum pacis, welches bei Böhm II abgedruckt ist. — ³⁶⁹) Der Kurf. Friedr. Wilhelm an König Joh. Kasimir den 30. März 1660, B.St.A. Vielleicht ist die Vermutung gestattet, daß Ewald von Sacken der Verf. der anti-herzoglichen „Wolfmeinenden Warnung“ an den Adel des piltenischen Kreises

war; cfr. Schwarz, Vollst. Bibl. kurl. u. pisl. Staatschriften Nr. 35. — ³⁷⁰⁾ Woher die Anekdoten stammt, Földerfahm sei vom französl. Gesandten zugerufen worden: „Taceat Semigallus, quando loquitur Gallus!“ mag dahingestellt bleiben. Wenn der Verf. der Biographie Földerfahms in der Witauschen Monatschrift 1784 I p. 267 meint, aus Földerfahms Worten: „Non sum Gallus, neque Hispanus aut Anglus, sed coronae filius et civis Reipublicae“ scheine hervorzugehen, daß an der Sache doch etwas wahr sei, so möchte ich doch in dieser Aeußerung noch keinen Beleg für die Richtigkeit jener Anekdoten sehen. Leider waren die Vita M. a Foelckersahm von Hörnick (Winkelmänn, Bibl. Liv. hist. 10 284) sowie die Memoiren Chanuts, die manches über Földerfahm, besonders seine Thätigkeit in Lübeck enthalten, mir nicht zugänglich. Die erstere Schrift scheint verschollen zu sein. Zum Streite Földerfahms und dessen verschiedene Uebersieferung cfr. Böhm I p. 177 Anm. — ³⁷¹⁾ Dies Gedicht in der Goldingenschen Chronik, welche im Goldingenschen Stadtmuseum aufbewahrt wird. Sie gibt als Quelle an „Frankfurtsche Relation de Ao. 1660“; Herzog Jakobs Reversal vom 10. April 1660; Böhm I p. 140 Nr. 50. — ³⁷²⁾ Der ganze Bericht über die Reise Herzog Jakobs nach Grobin nach Weygand, der die 1660 gedruckte, anonyme „Beschreibung der Keyse S. Jacobi von Zwangorod biß Grobin“ ausschreibt. — ³⁷³⁾ Publica des Rats vom 16. Mai 1660, Rtg. Stadtmuseum. — ³⁷⁴⁾ Diar. Europ. Contin. IV den 9. Juli 1660. — ³⁷⁵⁾ Herzog Jakob, de dato Salis, den 21. Juni 1660, S. A. — ³⁷⁶⁾ Bremer an den Herzog den 26. Juni 1660, B. St. A. Herzog Jakob, de dato Riga, den 2. Juni, an Pac; den 5. Juli an Polubinski, S. A. — ³⁷⁷⁾ Joh. Kasimir an Herzog Jakob den 20. Juli 1660, S. A. — ³⁷⁸⁾ Die Herzogin an die preuß. Oberräte den 28. Juni 1660, B. St. A. — ³⁷⁹⁾ Die preuß. Oberräte an den Kurf. den 9. Juli 1660, B. St. A. Herzog Jakob an Otto von Schwerin den 28. Juni 1660, S. A. Schwerin an Herzog Jakob den 6./16. August 1660, S. A. — ³⁸⁰⁾ Der König Joh. Kasimir an Oberst Bremer den 20. Juli 1660, S. A. (Bei Böhm, Acta pacis II p. 568, heißt er Bauer statt Bremer.) Der König Joh. Kasimir an die kurl. Ritterschafft den 20. Juli 1660, S. A. — ³⁸¹⁾ Rummel p. 175 ff. — ³⁸²⁾ Konzept Herzog Jakobs an Bremer den 13. August 1660, S. A. Herzog Jakob an Meyer, gen. Rautenfeld, den 17. Juli 1660, Grobin, S. A. — ³⁸³⁾ Die Uebergabe geschah nach dem Diar. Europ. Contin. IV am 22. August 1660, was nicht richtig sein kann. — ³⁸⁴⁾ Erklärung Bremers vom 25. August 1660, S. A. — ³⁸⁵⁾ Windausches Kirchenbuch, Mitteilung C. Mahlers. — ³⁸⁶⁾ Rede an den Herzog den 28. August 1660, S. A. — ³⁸⁷⁾ Rede an den Herzog den 31. August 1660, S. A. — ³⁸⁸⁾ Droysen l. c. p. 360. — ³⁸⁹⁾ U. A. VI p. 127, 153, 155, 157, 205, 217, 303. — ³⁹⁰⁾ Rummel p. 184. — ³⁹¹⁾ Rummel p. 203, 208. Landtagschlüsse vom 3. März 1663, 16. November 1665. — ³⁹²⁾ Kurländisches Lexikon, handschriftlich von Wolbemar; im R. A. Als Quelle wurden hier die herzoglichen Supplikationsabscheidebücher von 1652 p. 128, 1661 Lit. A. IV p. 316, 1662 p. 59 citiert. — ³⁹³⁾ Original der königlichen Konfirmationsurkunde in der Bershöffschen Brieflade. Die Erben Lübecks haben das Gut Bershof bis 1710 besessen, dann verließ es am 8. Juli 1710 in Libau Herzog Friedrich Wilhelm an den General der Kavallerie Karl Ewald v. Roenne (Hypo-

thekenbücher in Mitau). — ³⁹⁴⁾ Drlich l. c. Beil. p. 76. — ³⁹⁵⁾ Diar. Europ. X p. 512. Im Juli 1663 fireifte Lübeck bis in die Gegend von Pleskau, trieb 2000 Stück Vieh weg und machte viele Russen nieder. Im Mai 1664 zeichnete er sich bei den Kämpfen gegen die Russen unter Chozwanski sehr aus, welche sich bei Polozk abspielten. Als die Russen das von Romogordski kommandierte polnische Heer angreifen, werden sie mit Verlust zurückgeschlagen, aber auf der Verfolgung wird Lübeck von einem Schnapphahn durch den Kopf geschossen; cfr. Anm. 302. — ³⁹⁶⁾ Woldemars Lexikon, R.A., cfr. Anm. 392. — ³⁹⁷⁾ Rummel p. 208. — ³⁹⁸⁾ Ldtgshß. vom 3. Februar 1660, Rummel p. 172. — ³⁹⁹⁾ Der Rat der Stadt Mitau an den Herzog, 1. den 13. Dezember 1660 und 2. ohne Datum. Dazu „Desideria“ und Aufsatß des Schadens, Kanzleierexpeditionen 1661 Lit. A. u. A. V. — ⁴⁰⁰⁾ Bremer an den Herzog Jakob, ohne Datum, S.A.; Drlich l. c. Beil. p. 68. — ⁴⁰¹⁾ Landtag vom 5. August 1662 p. 14, bei Rummel p. 194. — ⁴⁰²⁾ Drlich l. c. p. 65, 68. — ⁴⁰³⁾ Schwarz' Bibliothek p. 30 ff.



Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart.

¶

De moribus Ruthenorum.

Zur Charakteristik der russischen Volksseele.

Tagebuchblätter

aus den Jahren 1857 bis 1873

von

Victor Behn.

Herausgegeben von Theodor Schiemann.

Preis geheftet 5 Mark.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.